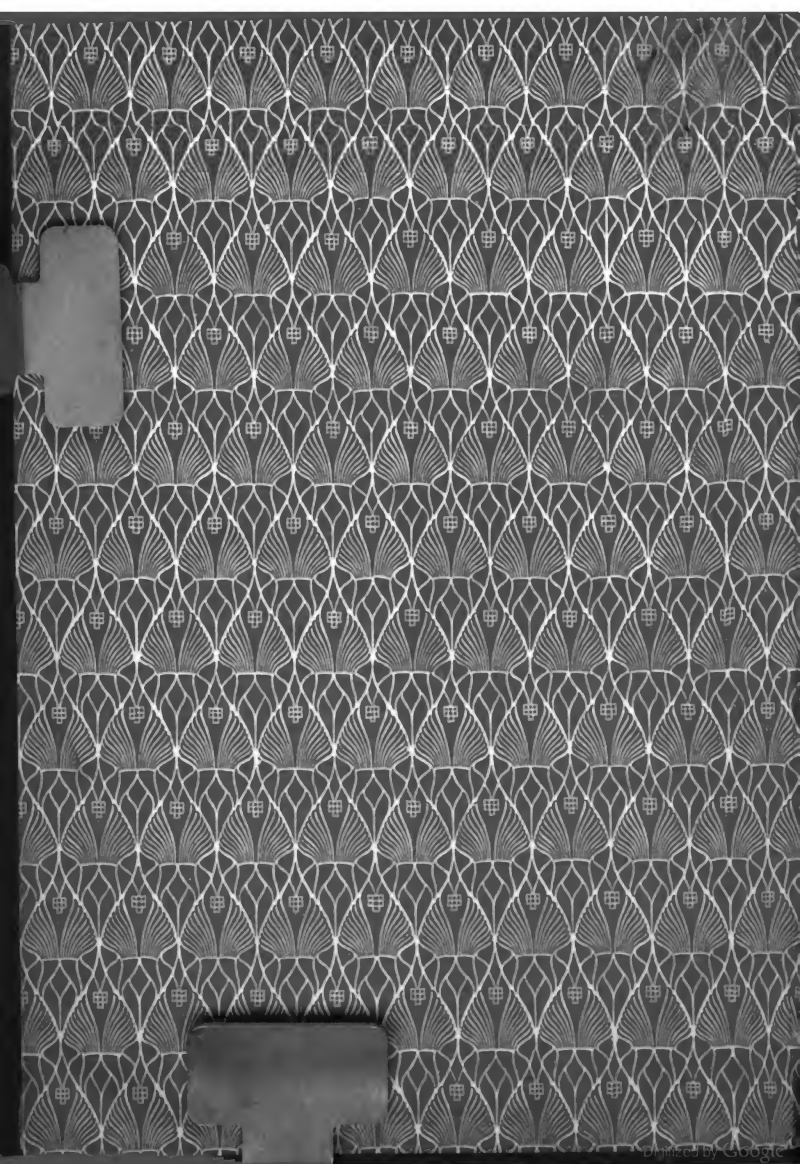
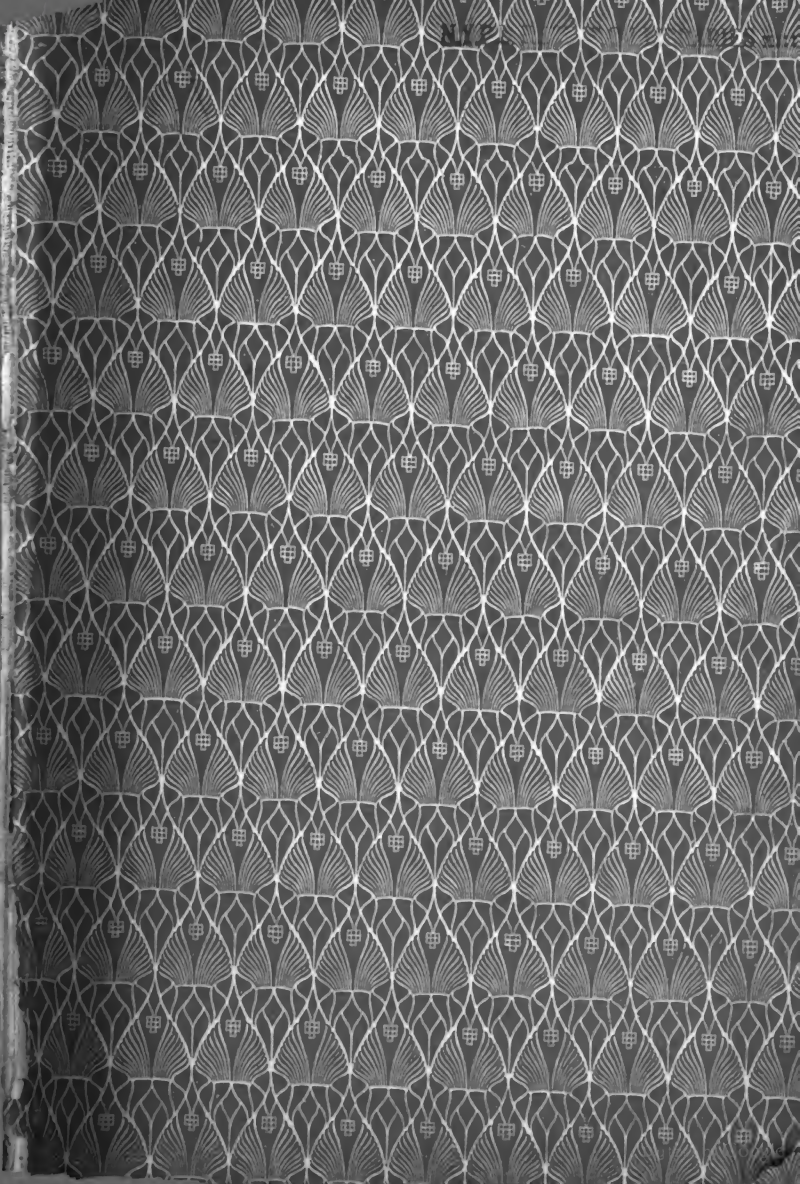


Deutsche Zwietracht

Albert Pfister





200



**The New York
Public Library**
ASTOR LENOX AND TILDEN FOUNDATIONS

Deutsche Zwietracht

Erinnerungen aus meiner Leutnantszeit

1859—1869

von

Albert Pfister



Stuttgart und Berlin 1902

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger

G. m. b. H.

JFE
78-433

[D]



The New York
Public Library

Alle Rechte vorbehalten

Meiner lieben Frau

gewidmet

Vorwort

Mit den Vorbereitungen zum Schillerfest 1859 habe ich das Schriftchen „Pfarrers Albert“ geschlossen; mit dem Fest selbst fange ich heute an weiter zu erzählen aus dem eigenen Lebensgang und aus der Zeitgeschichte des Jahrzehnts 1859 bis 1869. Lauter und lauter machen sich Hader und Streit und Schlachtruf geltend. Und damit erhält die naive Knabengeschichte einen gar ernsthaften Gefährten, der aus Krieg und Frieden, aus Lust und Leid Personen und Zustände in dem Jahrzehnt der Zwietracht schildern wird.

Sollte aber nicht endlich die Zeit des Haders mit ewiger Vergessenheit bedeckt bleiben? Oder ist es besser, um ausjöhnende Einheit und Größe zum vollen Bewußtsein zu bringen, von den Hindernissen zu reden, die sich entgegenstellten; von den Wandlungen, die notwendig waren, um ein Gemeinschaftliches im politischen Leben des deutschen Volkes zu schaffen?

Eingehend ist ja schon über diese Zeit der Zwietracht berichtet worden von großen Staatsmännern und Heerführern, ja von gekrönten Häuptern. — Wie sich das alles in der Tiefe ausgenommen, wie es von den Untenstehenden empfunden worden ist, das soll, verknüpft mit persönlichen Schicksalen, in den nachfolgenden Zeilen zum Ausdruck kommen.

Stuttgart, im September 1902.

Der Verfasser

Dr. H. v. Pfister

Generalmajor z. D.

Inhalt

	Seite
<u>Erster Abschnitt: Soldat und Student</u>	<u>1</u>
<u>Schillerfest</u>	<u>3</u>
<u>Das achte Regiment</u>	<u>39</u>
<u>Hochschule Tübingen</u>	<u>72</u>
<u>Zweiter Abschnitt: Feldzug 1866</u>	<u>105</u>
<u>Nach Frankfurt</u>	<u>107</u>
<u>Vor dem Feind</u>	<u>145</u>
<u>Heimkehr</u>	<u>191</u>
<u>Dritter Abschnitt: Krieg nach dem Frieden</u>	<u>237</u>
<u>Freund Pauli</u>	<u>239</u>
<u>Wandlungen</u>	<u>277</u>
<u>Auf der Schwelle zur Einheit</u>	<u>311</u>



Erster Abschnitt

Soldat und Student

✻



Schillerfest

Herbst ist's, doch durch die dünnen Äste
Krauscht Hoffnung weckend Lenzes Wehn;
Wilt's unseres Dichters Wiegenfelte?
Wilt es auch Deutschlands Auferstehn?
Wald im geeinten Vaterlande
Schall' ihm des stolzern Dankes Ruf,
Der in der Knechtschaft Nacht, der Schande,
Den Weltkern schon die Freiheit schuf!

Gustav Pfizer.

Der ehemalige Freischärler, der junge Theologe und ich selbst, der angehende Offizier, wir drei saßen in diesen Herbsttagen des Jahres 1859 gar oft beisammen, und was allen die Seele füllte, das bildete auch für unser eifriges Hin- und Herreden den Kern: der Neubau des Vaterlandes. Längst war freilich der Friede da, aber der Zusammenbruch Oesterreichs in Oberitalien, die Aufdeckung seiner Blößen, die Bedrohung durch Frankreich am Rhein — alles das mußte den mächtigsten Eindruck hinterlassen. Dies Pochen an die Türe des Hauses, in dessen vielteiligen Räumen die deutschen Volksstämme wohnen, hatte ganz wie ein ernstes Rufen geklungen, das zuzeiten an die Völker ergeht, um die Schlafenden aufzuwecken und die Zerstreuten zu sammeln.

Von der Einheit war also wieder die Rede, von der Freiheit und Größe der deutschen Nation; man schöpfte wieder aus den Brunnen, in denen immer noch einiges Wasser stand, herrührend von dem reichen Quellenerguß der Jahre 1848 und 1849; von dem großen Jahre 1813 sprach man und wie das deutsche Volk um sein Recht betrogen worden sei; bis zu dem Glanze der Staufenkaiser ging man zurück, um Vorbilder für die neue Herrlichkeit zu erhalten. — Es war ja damals,

zu Ende des Jahres 1859, für schwärmerische Seelen eine herrliche, köstliche Zeit, von deren schrankenloser Größe wir Menschen von heute keine Ahnung mehr haben. Noch hemmten keine bestimmten, starren und kalten Formen, keinerlei Grenzpfähle das Walten der Phantasie. Noch war es gestattet, ganz nach persönlichem Geschmack, nach beliebigem Vorbild die Art der künftigen Einheit sich auszumalen. Es handelte sich ja noch um lauter unbekannte Größen, denen jeder Namen und Gestalt geben konnte, wie es ihm beliebte.

Erst von dem Zeitpunkt an, da ein Mächtiger erklärte: diese Größe, nach der ihr immer im Kreise herumjucht, der ihr so verschiedene Namen gebt, diese Größe bin ich und die nächste Größe ist so und so gestaltet — erst von diesem Zeitpunkt an gab es grämliche Gesichter, Enttäuschungen, Widerspruch, Feindschaft. Bei dem kindlichen Spiel, wo jeder noch dem eigenen Kopf und Herzen folgen konnte ohne Rücksicht auf die Wirklichkeit, blieb man seelenvergnügt.

So auch unser kleiner Kreis, der sich wie eine Art von jungem Deutschland vorkam: der alte Freischärler, den heiliges Feuer durchglühte bei der Erinnerung an die Jahre 1848 und 1849, der junge Student der Theologie und ich, der neugebadene Offizier. Recht verschiedenartige Elemente mochten wir darstellen, aber auf die natürlichste Art von der Welt waren wir zusammengekommen. — Ich habe an anderer Stelle*) erzählt, wie ich aus dem Seminar in Blaubeuren im Jahr 1857 in die Kriegsschule nach Ludwigsburg kam, wie die anderen Genossen sich zum Teil zerstreuten, wie aber die meisten als Studenten der Theologie das „Stift“ in Tübingen bezogen. Unter ihnen befand sich ein Ludwigsburger, Moritz Omelin, mit dem ich besonders innige Freund-

*) Pfarrers Albert, Zündstücke aus der Knabenzeit, von Albert Pfister. Stuttgart, Union Deutsche Verlagsgesellschaft 1901.

schaft pflegte. Der strebsame, ernste Mann hat nachmals eine Anstellung als Archivrat in Karlsruhe gefunden.

Zunächst aber machte er mich bekannt mit einem älteren Freund, dem ein schöner Vollbart das Gesicht umrahmte, während uns beiden kaum der erste Flaum sproßte. Der neue gemeinschaftliche Freund, Theodor Weihenmayer, zählte wohl zehn Jahre mehr, als wir Blaubeurer Kompromotionalen (Studiengenossen). Durch die verschiedensten Geschehnisse war er genötigt gewesen sich durchzuwinden.

Die Bewegung der Jahre 1848 und 1849 hatte ihn aus den Mauern des Stifts in Tübingen herausgelockt; mit anderen begeisterten Genossen lief er dem schwarz-rot-goldenen Banner zu, das im Frühjahr 1849 die Revolutionsarmee in Baden wehen ließ. So verlockend für die schwärmerische Jugend hatte sich ja lange nichts gezeigt. Nach allen Unfällen und Mißgriffen aber, nach allen Enttäuschungen mußten die Freischärler, überall von den Preußen geschlagen und von dem als Retter herbeigerufenen Mieroslawski im Stich gelassen, laufen was sie konnten, um ins badische Oberland und schließlich in die Schweiz zu entkommen. Ohne Bitterkeit erzählte der alte Freischärler uns Jungen von seinen Erlebnissen und nahm, wo er irgend konnte, die alten Kriegskameraden in Schutz. Den Preußen aber die Unterdrückung der Freiheit zu verzeihen, das vermochte er nimmer.

Gründlich ernüchtert, aber zugleich aus seiner Bahn geworfen, kam Weihenmayer auf die Universität zurück. Er widmete sich der Philologie, vermochte jedoch nur schwer das alte Geleise zu finden. Als es zum Examen kam, begann er zu verzagen und nahm jämmerlich Reißaus schon am ersten Tag. Der Zuspruch der Angehörigen trieb ihn im nächsten Jahre wieder in die Schlacht; er focht mit etwas besserem Erfolg und floh erst am zweiten Tag. Das Ende vom Liede war: der kenntnisreiche, lebenswürdige junge Mann, der voll

stak von Idealen, konnte es zu keinem Examen bringen, das ihm eine Stellung im Leben und gesichertes Brot gegeben hätte. Energisch im Verfechten für andere, war er lässig, viel zu lässig da, wo es auf eigene Rechnung ging. Niemals hatte er die einfach scheinende Kunst verstanden, im richtigen Augenblick und mit der nötigen Entschiedenheit „Nein“ zu sagen, weder zu sich selbst noch zu anderen Menschen.

Beredt, wohlmeinend, jeder Art künstlerischen Strebens zugetan, wußte er da und dort Verwendung zu finden, insbesondere hatte ihn der Männergesangsverein in Ludwigsburg an seine Spitze gestellt. — Jetzt, in diesen Herbsttagen 1859 begann sein Herz, so oft getäuscht und kalt übergossen, wieder warm zu werden und höher zu schlagen.

Es war ja beschämend genug, daß es schien, als sollten wir von den Italienern, die man seither als Leidensgenossen auf dem Weg nach der Einheit betrachtet hatte, überholt werden; als sollten wir es niemals zu der Überlegenheit eines nationalen Willens bringen. Das alles aber müsse sich jetzt, nachdem einmal der Anstoß gegeben, ändern, darüber waren wir einig. Denn allzulange sei der Deutsche mit zur Gewohnheit gewordener Vorsicht und Bescheidenheit aufgetreten. Baustein um Baustein schleppten wir herbei, um unser Haus des zukünftigen Deutschen Reiches immer höher und mächtiger zu gestalten.

Ein deutscher Kaiser müsse sein, sprach uns Theodor Weihenmajer vor, aber nicht von Gottes Gnaden dürfe er stammen, aus der Wahl des Volkes müsse er hervorgehen. Im Zweifel blieb er nur darüber, ob der Kaiser alle Jahre neu zu wählen sei oder für drei, vielleicht für sechs Jahre. — So könne man freilich erreichen, daß der Beste zur Regierung komme, meinte Freund Omelin, aber noch bessere Bürgerschaft erhalte man, wenn ein Direktorium, aus fünf oder sieben Männern bestehend, an die Spitze trete; alljährlich scheiden

einzelne aus, um anderen Platz zu machen; so werde es möglich, daß die ganze Intelligenz der Nation allmählich zur Geltung gelange. Ob es nicht gut wäre, die Mächtigsten, etwa drei, mit der Leitung zu beauftragen, oder noch besser nur den anerkannt Mächtigsten, warf ich keckerischerweise dazwischen, der oberitalienischen Schlachtfelder gedenkend. Allein ich wurde durch die vereinten Kräfte der beiden Freunde belehrt, daß gerade der Vorantritt der Mächtigsten: Oesterreichs, Bayerns, namentlich Preußens für die Freiheit und das Recht am gefährlichsten erscheine. Auf die höchste Stelle müsse man immer den Schwächeren berufen, der sich jeden Morgen schon beim Aufstehen bewußt werde, daß er in der nächsten Wahl Schlacht von dem Mißfallen des Volkes in sein kleines angestammtes Ländchen zurückgeschickt werden könne.

Ganz nach persönlichem Geschmack in Zukunftsplänen ichwelgend, bauend, umformend saßen wir drei Kameraden beim Bier zusammen, oder wir trugen unsere Schwärmerereien durch die unzähligen, im Spitzbogen sich wölbenden Alleen, durch die hallenden Höfe des Schlosses und ließen den ganzen Zauber der alten Fürstenresidenz Ludwigsburg auf uns wirken.

So tranken wir in vollen Zügen aus dem alten Zauberbrunnen und zeichneten mit nicht gewöhnlicher Befriedigung die Umrisse zu unserem Deutschen Reich der Zukunft. Für den inneren Ausbau, für die Ausschmückung hatten wir im Augenblick keine Zeit übrig; denn gebieterisch forderte die Tagesfrage ihr Recht, die Frage, welche in ganz Deutschland und über die Grenzen hinaus für weite Kreise alles Denken und Planeschmieden beherrschte, die Feier der hundertjährigen Wiederkehr von Schillers Geburtstag am 10. November — das Schillerfest.

Niemals zweifelten wir daran, daß auf dem Weg zur Einheit die Schwaben voranschreiten werden, und jetzt erfüllte es uns mit besonderer Genugthuung, daß aller Blicke von nah

und fern auf den Schwabensohn und dadurch mittelbar auch auf das Schwabenland gerichtet waren. In Tausenden von deutschen Städten, in Städtchen und Dörfern, auf den Universitäten, in der Presse, von Millionen Menschen, diesseits und jenseits des großen Wassers ist der Tag gefeiert worden. Voran stehen die deutschen Schillerstädte: Weimar, Leipzig, Mannheim, Jena; voran auch die schwäbischen Schillerstädte: Stuttgart, Ludwigsburg, Marbach.

Seit länger als zehn Jahren hatte die deutsche Erde keinen echten Festjubiläum mehr gesehen. Die letzten wahren Volksfeste hatte man begangen, als im Mai 1848 das Parlament in Frankfurt zusammentrat und dem deutschen Volk einen Reichsverweiger setzte. Aus dem Zwang zaghafter Philistenhäftigkeit, die seitdem eingezogen war, aus der Enge und Öde des Stubenlebens strebte man jetzt wieder dem Licht, der Natur, mannhaftem Wort und mannhafter That entgegen. So ereignete es sich, daß man mit gierig zitternden Händen nach der Gelegenheit griff, die endlich einmal wieder ein richtiges, wahrhaftiges allgemeines deutsches Fest versprach.

Unter allen Umständen, auch während der unbeweglichsten, stillsten Zeitläufe, hätte sich Schillers hundertjähriger Geburtstag zu einem Volksfest allerersten Ranges gestaltet. So aber, wie jetzt nach dem nationalen Anstoß vom Sommer 1859 die Dinge lagen, ging aus der Feier für den nationalen Dichter ganz von selbst und mit innerer Notwendigkeit das großartigste Nationalfest hervor, das die Deutschen jemals gefeiert haben, dessen Bedeutung sich namentlich auch spiegelt in der Bewunderung, mit welcher das Ausland dies ungewohnte Schauspiel aufnahm. Staunend überzeugten sich die Fremden: also haben diese künstlich Getrennten und Zersplitterten doch etwas Gemeinschaftliches; diese durch politische Ohnmacht und vielfache Demütigung matt gewordenen Menschen, wie flammen sie auf, wenn einer der Ihrigen, vor

hundert Jahren geboren, mit Riesenstimme zu ihnen predigt von Freiheit und Einheit, von nationalen Pflichten und Rechten!

Alljährlich war man gewohnt, im Heimatland des großen Dichters zu gedenken. Der Viederfranz in Stuttgart hielt an jedem 9. Mai (Todesstag Schillers) seit dem Jahr 1825 sein Schillerfest und in Marbach war 1835 durch den Oberamtmann Nooschütz, den Vater von Ottilie Wildermuth, ein Schillerverein gegründet worden, der am 10. November Schillers Geburtstag zu feiern pflegte. Das waren meist bescheidene Feste, die weit zurücktreten mußten vor dem Glanz, wie er jetzt zur Hundertjahrfeier vorbereitet wurde, vor dem Brausen der begeisterten Volksmassen, der vielen Tausende, die entweder zu Hause das Fest begingen oder sich aufmachten, um einen der Festmittelpunkte zu erreichen.

„Da war ein Volk, das seinen Liebling ehrt, da war ein Volksfest, wie es Deutschland nie schöner gesehen“ —; mit diesen Worten hebt der Berichterstatter an, um das Schillerfest in Stuttgart am 10. November 1859 zu beschreiben: die Feier in den Schulen, den festlichen Umzug durch die Straßen, die Ehrungen vor Schillers Standbild, im Theater, die Feier im Reithause, wo König Wilhelm I. mit der ganzen königlichen Familie Platz genommen hatte. — Den Mittelpunkt für die Festgäste aber bildete Schillers Tochter Emilie, vermählt mit Freiherrn Adalbert v. Gleichen; ferner der Enkel und einzige Namenserbe des Dichters, Friedrich Freiherr v. Schiller, Rittmeister im österreichischen 5. Kürassierregiment, Ehrenbürger von Marbach, vermählt mit (der jetzt noch lebenden) Mathilde Wilhelmine Frmgard, einer Tochter des Oberstleutnants v. Alberti.

An hervorragenden Festgästen waren Ludwig Uhland erschienen und der greise Zedlitz aus Wien; würdig war die Schweiz vertreten; weitere Geladene, wie Ernst Moritz Arndt, Justinus Kerner, sahen sich durch Krankheit verhindert, oder

konnten die Heimat nicht verlassen, weil örtliche Schillerfeiern sie festhielten.

Der Versuch, das Fest einigermaßen zu beeinträchtigen, ist nicht veräuht worden. Schon vom Jahr 1839 bei Enthüllung des Schillerdenkmals in Stuttgart wird geschrieben: „Man hatte von pietistischer Seite an der Enthüllungsfest Anstoß genommen und dieselbe als einen Götzendienst bezeichnet, was die Stuttgarter Geistlichkeit veranlaßte, gegen das im Festprogramm angeordnete Läuten der Kirchenglocken Einsprache zu erheben. Das Konsistorium aber, weitherziger, erlaubte das Läuten, und die allgemeine Stimme war, daß dem Dichter der Glocke auch Glockenklang gebühre.“ — Es wird berichtet, daß auch jetzt wieder durch einen Prediger (Kapff) gegen die Feier am 10. November 1859 als eine Götzdienerei geüfert worden sei. Des Eiferers Schwager aber (Gerok), weithin bekannt durch seine Pieder, habe die Sache wieder gut gemacht dadurch, daß er, auch von der Kanzel, zu bedenken gab, wie sehr die Menschheit der Vorsehung zu Dank verpflichtet sei dafür, daß sie gerade dem deutschen Volke einen Mann gegeben, der so in die Ferne zeige und dem Deutschen, der sonst schwach, doch im Reiche des Geistes ein Übergewicht verleihe. Durch solchen Mann werde das schöne Band der Eintracht geflochten, das die Liebe zu einem Sohne Schwabens um alle deutschen Stämme schlinge.

Es traf sich glücklich, daß wir Ludwigsburger auch an der Feier in Stuttgart teilnehmen konnten, denn unser spezielles Fest sollte sich erst am 11. November abwickeln. — Ein Extrazug brachte am Morgen dieses Tages die Stuttgarter Festgenossen, darunter den Enkel Schillers, nach Ludwigsburg.

Während zweier weit getrennter Lebensabschnitte hat Schiller in Ludwigsburg gewohnt: vom 9. bis 14. Lebensjahr, 1768 bis 1773, besuchte er dort die Lateinschule und

vom September 1793 bis März 1794 lebte er dort als Gast mit seiner jungen Frau, um sein Herz am Heimatland, an Eltern- und Freundesbesuch zu erquickern. Somit gab es in Ludwigsburg der Schillerstätten mehrere: das Haus, in dem die Eltern (der Vater war damals Hauptmann) wohnten, die Lateinschule, die der Junge besuchte und das Haus, in welchem er 1793 auf 1794 wohnte, wo ihm auch sein ältester Sohn Karl geboren wurde. Im März 1794 siedelte Schiller von Ludwigsburg nach Stuttgart über, das er wenige Monate später verließ, um nach Jena zurückzukehren. Er hat sein Heimatland nie wieder gesehen.

Aus vielen Gründen interessierte gerade dieser Besuch, der den jugendlichen Flüchtling vom Jahr 1782 als gereiften Mann, der mit Riesenschritten zur Höhe zu steigen begann, in die Heimat zurückbrachte. Die höchst überraschende Veränderung, welche in dem Aeußern des jungen Mannes vorgegangen, können diejenigen Zeitgenossen, die ihn gekannt hatten vor der Flucht aus Stuttgart im Jahr 1782 und die ihn jetzt im Herbst 1793 in Ludwigsburg wieder sahen, nicht stark genug zeichnen. Im Jünglingsalter, sagen sie, habe sein Gesicht gar nichts Außerordentliches an sich gehabt. Wie ganz anders trat er jetzt, Ende 1793, vor die Freunde hin! — „Während jener Zwischenzeit schien sein Geist gleichsam aus dem Innern herausgequollen zu sein, sich in die ernstesten Gesichtszüge ergossen und denselben eine andere Gestalt und Wölbung gegeben zu haben. Jetzt zeigte seine Nase die Adlerform und aus allen seinen Zügen leuchtete Tiefgefühl, Großheit und insonderlich Seelenadel auf das sprechendste hervor.“

Nicht in demselben Maße vorteilhaft verändert erschienen dem zurückgekehrten Landsmann seine ehemaligen Freunde. Aus Ludwigsburg vom 4. Oktober 1793 schreibt darüber Schiller an den Freund Körner nach Dresden: „Von meinen alten Bekannten sehe ich viele; aber nur die wenigsten inter-

effieren mich. Es ist hier in Schwaben nicht so viel Stoff und Gehalt, als du dir einbildest, und diesen wenigen fehlt es gar zu sehr an der Form. Manche, die ich als helle, aufstrebende Köpfe verließ, sind materiell geworden und verbauert.“

Das Kränzen und Flaggen hatte man geübt in den Jahren 1848 und 1849; seitdem war es fast in Vergessenheit geraten. Am heutigen Tage aber wagte man sich wieder heraus mit den herzlichen Farben Schwarz-Rot-Gold. — Am Bahnhof in Ludwigsburg ordnete sich der Zug; dann ging es durch die geschmückten Straßen an den Schillerstätten vorüber in die vordere Schloßstraße, wo Omnibusse, Chaisen, Leiterwagen parat standen, um die ganze Gesellschaft, soweit sie nicht den Fußmarsch vorzog, nach Marbach zu bringen.

Kein schönerer Abschluß der Schillerfeier ließ sich denken, als die Wanderung zu des Dichters Geburtsstätte an dem herrlichen Spätherbsttag mit seinem klarblauen Himmel. Im hellen Mittagssonnenschein zogen sie mit lautem Sang das Neckartal hinab, große Karawanen und einzelne kleinere Gruppen.

Da zeigt sich nach kurzem Marsche mit seinen bescheidenen Giebeln und alten Ringmauern das Städtchen Marbach, hoch über dem Neckar, auf bastionartigem Vorsprung, der mit steilem Abhang aus der pralligen Muschelkalkwand herausgejägt ist. — Vor Zeiten hatte das Städtchen nicht viel von sich reden gemacht. Im Jahr 1693 war es von den Franzosen mit Ausnahme weniger Gebäude total eingäschert worden. An Entbehren und Demütigung gewöhnt, geduldig und sparsam bauten sich die Bewohner auf dem Schutthaufen wieder an; kleine Häuschen erstanden für die Weingärtner, etwas größere und behäbigere für die Ackerleute, Handwerker und Wirthe; auch eine Mauer mit Gattürmen zogen die Bürger zu ihrem Schutz. Der größte Teil von ihr steht heute noch

wie damals, wenn er auch anfängt, zu bröckeln und zu stürzen.

Bald nannte man das etwa 2000 Einwohner zählende Städtchen als Heimat berühmter Männer: 1723 war der Astronom Tobias Mayer hier geboren und, wie wir wissen, am 10. November 1759 Friedrich Schiller. Der abgelegene Ort bot während der Rheinbundzeit eine erwünschte Zuflucht für eine Gesellschaft freisinniger Beamter und höherer Offiziere. Fern von dem durch König Friedrich organisierten Aushorchen und Spionieren vermochten sie hier das volle Herz sich gegenseitig zu öffnen und von der Schmach der Fremdherrschaft zu reden. —

Wir sind an den ersten Häusern von Marbach angelangt. Eine Ehrenpforte, oben mit einer Glocke und rings mit Fahnen geziert, empfängt die Wanderer, die sich jetzt auf dem breiten Markt weit auszudehnen vermögen, um sich zu überzeugen, wie hier in der mit Fahnen und Kränzen reichgeschmückten Geburtsstadt die Schillerverehrung Allgemeingut geworden ist.

In Marbach gab es zwei Heiligtümer, die zu besuchen waren: ein Heiligtum, das ein solches schon lange war, das Geburtshaus Schillers, und ein anderes, das eigentlich erst heute unter die Heiligtümer einzuführen war, die Schillerhöhe.

Während wir uns von dem breiten Markt in die enge, krumme, steil abwärts führende Gasse einfädeln, um zum Geburtshaus Schillers zu gelangen, können wir uns kurz zurückrufen, wie denn das Elternpaar Schiller gerade in diese Gasse gekommen ist. — Am unteren Ende der Gasse stand ehemals das Kloster, vor dem Tore selbst aber das Wirtshaus zum Löwen.

In dieser Herberge kehrte am 14. März 1749 ein entlassener Husar ein und führte sein Pferd in den Stall. In der Wirtsstube beim Schoppen Wein nach dem „Woher?“ und

„Wohin?“ gefragt, gab er an, er heiße Johann Kaspar Schiller und stamme aus dem benachbarten Dorfe Wittenfeld. Er sei Feldscher und habe bei den Husaren in den Niederlanden gedient; nun sei Friede und nach der Ablohnung habe er den Weg am Rhein hinauf eingeschlagen. Heute sei er von Heilbronn hergeritten, wolle die Verwandten in der Nachbarschaft besuchen, dann weiterreiten und sehen, wo er Beschäftigung und Unterkommen finde. — Nachdem er seine Besuche gemacht, wollte in der That der Husar wieder abreisen; schon stand sein gefatteltes Roß vor der Thüre; er wäre auch aufgestiegen und weitergeritten, hätte nicht zur selben Minute des Wirts Töchterlein, die blutjunge Elisabeth Dorothea, auf der Staffel gestanden. An ihr kam der wandernde Soldat nicht vorüber; er sattelte wieder ab, ging in die Stube zurück und verlobte sich stracks mit dem schönen Mädchen. Nach wenigen Monaten folgte die Hochzeit.

Zunächst ließ sich Kaspar Schiller als Wundarzt in Marbach nieder. Eine Reihe von Vorgängen aber veranlaßte ihn, sich wieder bei einem Regiment anwerben zu lassen und zwar in dem benachbarten Ludwigsburg; zunächst war er Schreiber, später rückte er auf zum Adjutanten und Leutnant. Vom Schwiegervater, dem Löwenwirt Rodweis, der, wie oben gesagt, vor dem Niklastor wohnte, trennte er sich und zog ins Thor hinein, ein wenig am Berg hinauf, in die Parterrewohnung des Sädlers Ulrich Schöllkopf in der Nähe des Brunnens mit dem „wilden Mann“.

Schon 1757 war dem Schillerschen Ehepaar die Tochter Christophine geboren worden; in der neuen Wohnung aber erblickte am 10. November 1759 der Sohn Johann Christoph Friedrich das Licht der Welt. Nach wenigen Jahren wurde der schon länger zum Hauptmann aufgestückte Vater Schiller nach Vorch versetzt und zog dahin mit seiner ganzen Familie.

In Marbach hatte man indessen die „Hauptmännin

Schiller“ und ihre Kinder keineswegs vergessen. Des kleinen Bäckchens mit seinen rötlichen Haaren und seinen Sommerprossen erinnerte sich noch mancher Nachbar. Und als nach Jahrzehnten Schillers Name mit Bewunderung und Ehrfurcht genannt wurde, da pflegte der Säcker Schöllkopf in der engen Niklasgasse zu Marbach mit Stolz zu erzählen, daß der Hofrat Schiller „im unteren Stübtle“ seines Hauses geboren sei.

Wie ich schon früher erzählte, regte sich bald nach Schillers Tod 1805 in Marbach der Wunsch, daß einstmals dem großen Sohne der Stadt ein Denkmal gesetzt werden möchte. Wichtig war es für diesen Schritt, daß im Jahr 1812 durch das königliche Oberamt die Geburtsstätte protokollarisch festgestellt wurde durch Vernehmung von 15 Personen, die zumeist noch das Kind Schiller gekannt hatten. So gab der Schmied Theilacker zu Protokoll, daß er im Nachbarhause gewohnt und der Frau Hauptmännin oft Wasser, Zucker und anderes habe holen, auch den „kleinen Fritz“ manchmal habe wiegen müssen. — Der Pfarrer Pahl aus dem benachbarten Affalterbach erzählt vom Jahr 1818: „Schillers Geburtshaus ist klein und unansehnlich und liegt nahe bei dem unteren Tore. Der jetzige Hausbesitzer hat eine Tafel ausgehängt, welche den Vorübergehenden sagt, daß hier Friedrich Schiller geboren worden sei. Viele Durchreisende besuchen das Haus; einige haben sogar von den Säulen der Türe Splinter abgeschnitten und als eine Art von Heiligtum mit sich genommen“.

Ich habe schon erzählt, daß der 1835 gegründete Marbacher Schillerverein im Jahr 1839 angefangen habe, die Schillerhöhe mit Anlagen zu versehen; 1858 hatte er das Geburtshaus angekauft und durch Oberbaurat Veins einigermaßen in Stand setzen lassen. Allerlei wertvolle Reliquien füllten die bescheidenen Räume; auch für eine Schillerbibliothek war der Anfang gemacht. —

Im Nachmittagssonnenschein bewegte sich also am 11. November 1859 unter Glockengeläut und Böllerschüssen der Festzug zum Geburtshaus in der Niklasgasse. Das Schillerhaus selbst trug als einzige äußere Zier eine mächtige Fahne in den Farben Schwarz-Rot-Gold. Dicht scharten sich die Massen; die Klänge der Hymne „In Flammen naht sich Gott“ stiegen auf; dann nahm J. G. Fischer das Wort zur Festrede, die in herrlichen Gedanken und glänzender Durchführung die Geburtsstätte grüßte und daran erinnerte, „daß das Vaterland nur an diejenigen seine unverwelklichen Kränze austheilt, die im Dienste ihrer Zeit und ihres Volkes mit ganzer Kraft des Geistes sich hingegeben haben“.

Und nun aus dem engen Stübchen hinaus auf die zehn Minuten von der Stadt entfernte Schillerhöhe, die jetzt durch die Grundsteinlegung für das Denkmal ihre Weihe erhalten sollte! Dorthin wanderte der Festzug, dorthin wälzten sich Tausende von Menschen, die sich des herrlichen Sonnenscheins freuten und des festlichen Tages.

Die heutige Grundsteinlegung galt dem Plan, nach welchem in einer kleinen von vier Säulen getragenen Halle eine Marmorbüste des Dichters aufgestellt werden sollte. Erst später kam der Gedanke an das Erzstandbild.

Unter einem Zelte lag alles zur Grundsteinlegung Erforderliche parat. Diese selbst vollzog sich in üblicher Weise: Ansprache an die Festgenossen, Verlesung der Urkunde, welche über die Tätigkeit des Marbacher Schillervereins, über die Beihilfe des gesamten deutschen Volkes, über den Akt der Grundsteinlegung Bericht erstattete.

Nun trat der Enkel des Dichters, Rittmeister Freiherr Friedrich v. Schiller, vor und legte die Urkunde, einige Flaschen mit Wein aus den trefflichen Jahrgängen 1846 und 1857, Getreide und Münzen in das kleine Gewölbe des Grundsteins. Zum Schluß wurde der Deckel von den Mitgliedern der

Schillerschen Familie und den Ehrengästen geschlossen. Glockengeläute dazwischen und Kanonendonner. Alle, deren Augen bis dahin gebannt gewesen waren von dem bedeutungsvollen Vorgang, blickten jetzt auf und ließen von dem festeren Vorsprung der Schillerhöhe die Augen weit hinaus wandern in die Ferne bis zu den blauenden Bergen rings, den stummen Zeugen bei dem wehevollen Tageswerke.

Die Auserwählten versammelte noch ein Festmahl in der Post, dem Gasthaus zur Roje. Tischreden wurden in fast endloser Reihe gehalten; unser Freund Weihenmajer, der alte Freischärler, war einer der letzten, denen zu reden vergönnt war; er gedachte der warmen Teilnahme der Heimat Tells an der heutigen Feier.

Bei Tische traf auch die Zeichnung der Glocke ein, die von der Stadt Moskau für Marbach bestimmt war. Vom Turme der herrlichen Alexanderkirche ließ sie ein Jahr später erstmals ihr Geläute hören.

Der Abend war eingebrochen; von der Schillerhöhe leuchtete ein gewaltiges Feuer weit hinaus ins Land; an ihm zündeten die Festgäste ihre Fackeln an, mit denen sie nochmals vors Schillerhaus zogen; gemeinschaftlicher Gesang beschloß den festlichen Tag. —

Es ist schwer zu entscheiden, wo in Stadt und Land, auf welcher Scholle in Deutschland, in Europa, jenseits des Ozeans das Schillerfest am großartigsten, am würdigsten gefeiert worden ist. Thüringen, Sachsen, Rheinland und Schwaben sind wohl als diejenigen Gebiete zu bezeichnen, in welchen die Feier am meisten Gemeingut wurde.

Wenn auch in Württemberg, der alten Heimat grübeliger Pietisten, sich eine Neigung geltend machte, die dem Feste gern einschränkend gegenübergetreten wäre, so ist dem keine weitergehende Bedeutung zuzuschreiben. Aber das Volkslied hat sich des grämlichen Beigeschmackes bemächtigt und

läßt einen der Kirschhardthofer Pietisten, die den Zug nach Palästina vorbereiteten, also sprechen:

O, wär's ein Zug für unsere Zweck',
Sing's Palästina zu
Mit Kirschhardtleut' in schwarze Träd'
Und dicke Calwerschuh'! — —

Es ist richtig, in den ersten Jahren nach der Gründung des Zollvereins hätte man glauben sollen, es gebe jetzt nichts Preussisches mehr, das nicht zugleich ein Deutsches gewesen wäre, ganz systematisch werde auf die Lösung der Frage über die Vorherrschaft in Deutschland hingearbeitet.

Da kam der mächtige Aufschwung Oesterreichs nach der Niederwerfung der Ungarn und Italiener, sein Übermut und Hohn der deutschen Frage gegenüber, der tiefste Stand des preussischen Einflusses durch den Gang nach Olmütz zu Ende 1850.

Mit diesem niedrigsten Stand begannen die beiden bedeutungsvollen Jahrzehnte 1850 bis 1869. Auf dem halben Weg dieser 20 Jahre langen Bahn aber kam die Wendung: das Schillerjahr 1859 brachte den Zusammenbruch Oesterreichs, die Aufrüttelung der Geister und zeigte neue politische Ziele.

Damit schloß das Jahrzehnt der Reaktion. Anderes kam dazu. In Preußen verdichtete sich das bisherige Gefühl militärischer Schwäche zu dem Entschluß, durch eine Reorganisation des Heeres aus der inneren Kraft des Volkstums heraus eine Überlegenheit zu schaffen nicht nur über Oesterreich, sondern über jede europäische Macht. Die Kriegsweise der Franzosen in Oberitalien schuf in allen Staaten neue militärische Anschauungen und ihre gezogenen Geschütze leiteten weiter zu Bervollkommnungen, die sich zu überbieten suchten.

So traten die Großmächte allerseits wohl vorbereitet und

mit durchaus neuen Anschauungen in das Jahrzehnt, das durch die Jahre 1859 und 1869 begrenzt wird. — Seit es deutsche Geschichte gibt, hat sich, politisch betrachtet — als Vorbereitungszeit der größten Neugestaltung — kein bedeutungsvolleres Jahrzehnt abgerollt.

Und das Resultat von beiden Jahrzehnten 1850 bis 1869 ist: in öder Langweile saß die deutsche Nation; für sie war der Vorhang an der Schaubühne der Völkerschicksale auf Jahre herabgelassen; da hebt er sich von 1859 an allmählich wieder und läßt deutsche Herrlichkeit aus der Ferne sehen.

Es verschwand nicht mehr, das Bild der Einheit, Freiheit, Größe, von dem das Schillerfest den Schleier weggezogen hatte. Kecker und offener begann man von nationaler Ehre, von nationaler Vertretung zu reden, von der Wichtigkeit des deutschen Bundes, von der Aufgabe Preußens, in nationalen Dingen voranzugehen.

Mit einem gewissen Neid hatte man von Deutschland aus auf die Italiener geblickt, die in diesen Jahren sich gesegnet und bevorzugt zeigten durch einen nationalen Verein und durch den Besitz von nationalen Führern, wie es Cavour und Garibaldi waren. Eine einzelne Persönlichkeit vermochte man damals in Deutschland noch nicht voranzustellen; aber „Viele Männer sind auch ein Mann“.

Aus den Zuckungen der Jahre 1848 und 1849 hatten sich die Parteien der Großdeutschen und der Kleindeutschen (Gothaer) herausgerettet. Die einen gedachten ihr Deutschland zu weiten durch Festhalten Oesterreichs im Bund, die anderen bekannten sich zu dem Grundsatz, lieber auf kleinerem Raum eine deutsche Einheit zu runden mit Ausschluß Oesterreichs und unter Voranstellung von Preußen.

Wenige Tage nach dem zwischen Oesterreich, Frankreich und Italien geschlossenen Frieden zu Villafranca traten in Eisenach am 17. Juli 1859 die Gothaer zusammen, beschloffen

bei einer zweiten am 14. August ebendasselbst gehaltenen Zusammenkunft die Bildung einer großen nationalen Partei und gründeten endlich am 16. September in Frankfurt am Main, durch liberale und demokratische Elemente verstärkt, den deutschen Nationalverein.

In dessen Satzungen besagt der § 4: „daß die wirksamsten Schritte zur Erreichung einer Zentralregierung und Nationalvertretung Deutschlands nur von Preußen ausgehen können, und daß daher dahin zu wirken sei, daß Preußen die Initiative ergreife“.

So bekannte sich die neue Partei durch Flagge und Parole öffentlich zu der Notwendigkeit einer preußischen Hegemonie wie auch zu der Tendenz, ihre Ansichten in einem geschlossenen einheitlichen Verein über ganz Deutschland zu verbreiten. Um das Zusammenknüpfen des Bandes hatte sich Schulze-Deleitzsch verdient gemacht; Rudolf Bennigsen stand an der Spitze.

Der zunächst publizistischen Agitation des Nationalvereins stellte sich erst 1862 ein großdeutscher Verband, der Reformverein, entgegen. Dies bescheidene Unterfangen, ein wertlos gewordenes Altes durch Reform aufzufrischen zu wollen, fand wohl da und dort Zustimmung, bei den Regierungen namentlich, aber es konnte nicht aufkommen gegen die Wärme, welche von dem neu angefachten Feuer in Sachen der Einheit und Freiheit auszugehen begann.

Da stand es wieder auf der Tagesordnung öffentlich ange schlagen und vor dem ganzen deutschen Volke bekannt, das alte, liebe Thema: der Weg zur Einheit!

Die Revolution von 1848 und 1849 war ja stecken geblieben und hatte zu ihrem aufgerichteten Kaisertum keinen Mann gefunden. Hier wollte man wieder anknüpfen. Von Frankfurt, von wo vor kurzem der Ruf nach einem Kaiser aus der Nationalvertretung heraus erscholl, von da ging auch der neue nationale Verein aus, ohne seine Verwandtschaft und

sein Erbe verleugnen zu wollen. Man hatte gesehen, wie der italienische Nationalverein das ganze Volk für seine Ideen zu gewinnen und mit sich fortzureißen wußte; sollte auf deutschem Boden nicht ein ähnliches Werk gelingen; war es nicht an der Zeit, die Arbeit vom Jahre 1849 wieder aufzunehmen?

Das Gebiet der freien Stadt Frankfurt mußte der Nationalverein bald räumen und Zuflucht beim Herzog von Coburg suchen. — Da kamen die Ereignisse in Italien während der Jahre 1860 und 1861. Die Kleinstaaten dort wurden zusammengeschlagen, Sizilien und Neapel durch Garibaldi erobert; zu Anfang 1861 donnerten die Kanonen gegen die letzte Zuflucht des italienischen Partikularismus, gegen Gaeta; alles fiel und Viktor Emanuel setzte sich die Krone des geeinigten Italiens aufs Haupt. Der italienische Nationalverein, der Wille des Volkes hatten die Einheit geschaffen und alte Träume wahr gemacht. Was Wunder, wenn die deutschen Regierungen von vornherein dem Nationalverein spinnefeind wurden!

Über die Nichtsnutzigkeit des deutschen Bundes war schließlich alles einig; man sprach deshalb von Reformen. Aber zugleich war man im Lager der Kleinstaaten auch darüber ungeteilter Meinung, daß man an Oesterreich festhalten müsse. Dieses Oesterreich habe schon zu Ende 1813, als nach der Leipziger Schlacht alle Throne in Deutschland wankten, die Kleinstaaten gerettet, ihre Souveränität beschirmt unter den Gefahren des Wiener Kongresses und schließlich alles, groß und klein, in die Lebensversicherungsanstalt des unschuldigen deutschen Bundes gebracht. Obwohl dies Oesterreich jetzt geschwächt erscheine durch das, was sich 1859 bis 1861 in Italien zugetragen, müsse man es doch stützen und durch seinen Beifall stärken. —

In Württemberg hatte der Nationalverein anfänglich wenig Anhänger gefunden. Noch ehe das bedeutungsvolle Jahr 1859 zu Ende ging, am 24. Dezember, wurde in

Göppingen im Gasthaus zu den drei Königen eine Versammlung von etwa 200 Liberalen gehalten, auf der Meyser und Motter den Beitritt zum Nationalverein empfahlen, wie sie denn selbst schon beigetreten waren. Alterspräsident war Murschel. Als Hauptredner des Tages führte Hölder, der dem Nationalverein schon nahe stand, aus: Um einen allgemeinen Beitritt herbeizuführen, dazu sei das Parteiprogramm noch zu wenig bestimmt; es gehe eigentlich über Wünschenswertes und über allgemeine Wahrheiten nicht hinaus, lasse insbesondere offen, auf welchem Wege Einheit und Freiheit erreicht werden sollen.

Audere Stimmen hoben hervor, nur Osterreich könne uns in Süddeutschland militärisch schützen, uns, die wir zwischen Frankreich, Böhmen und Tirol eingeklemmt seien; die allzu preussische Färbung des neuen Vereins schrecke ab.

So kam es, daß aus Württemberg zunächst im ganzen nur 70 Mann dem Nationalverein beitraten, eine Zahl, die sich erst erhöhte nach den Vorgängen in Koburg und nach einer neuen Landesversammlung in Gßlingen am 3. Februar 1861.

Aber schon die ersten Regungen zu Ende 1859 hatten in allen Kreisen zu denken gegeben. Es war zum erstenmal wieder, daß man Preußen überhaupt nannte. Im Lager der Liberalen war es seither verpöblich gewesen als Hauptförderer der Reaktion, als blutiger Henker der Revolution von 1849; bei den Reaktionären und Muckern galt Preußen als selbstverständlicher Nachbar Osterreichs, als ein Staat, der keinen eigenen Willen besitze, der wohl einmal von einem solchen träume, aber viel zu machtlos sei, um ihn auch zu betätigen.

Das war erreicht: man sprach wieder von Preußen; ja in kleinem Kreise fing man an, es als die einzige Möglichkeit zu betrachten und voranzustellen. — So saßen auch wir drei zu Ende 1860 wieder beisammen wie wir es 1859 in den Schillertagen getan hatten; wir drei: der alte Freischärler

Weihenmajer, der junge Theologe Moritz Gmelin und ich. Die Rede war wieder von dem, was alle bewegte, was auf dem Tage der Liberalen in Göttingen zur Verhandlung gekommen, von deutscher Einheit, Freiheit und Größe, an die man so vielstimmig in den Schillertagen gemahnt worden war. Kaum aber klang die Saite leise, da verfinsterte sich die Stirne unseres Alterspräsidenten Weihenmajer und aus der dunkeln Wolke kam Blitz auf Blitz: er habe die Preußen kennen gelernt; ihr einziges Bestreben sei, die Süddeutschen auf die gleiche Stufe von Unterwürfigkeit und Knechtschaft herabzudrücken wie sie in Preußen gelte; alles solle der Herrschaft des Adels überliefert werden. Dann ging der Freischärler in galligen Humor über: laffet euch nur noch rasch einen Schoppen guten Neckarwein kommen; denn in Zukunft wird er sich schwerlich mehr an euch verlaufen; wenn wir einmal preussisch sind, dann geht alles Fett des Landes an die hungrigen Oberer über und ihr Knechte habt das Nachsehen! —

In letzter Zeit habe er auch die Bekanntschaft von Preußen gemacht, hub jetzt Moritz Gmelin an; freilich nicht auf dem Schlachtfeld, aber dies letzte Semester seines Theologiestudiums habe ihn mit norddeutschen, speziell preussischen Kommilitonen zusammengeführt, die ihm trotz anfänglichen Vorurtheils mit der Zeit zu Freunden geworden seien. Einzelne davon hätten auch als Einjährige gedient und wüßten von Vater und Großvater und von den alten ernstn Gängen für deutsche Einheit und Freiheit viel zu erzählen. Er habe das Empfinden, daß die Preußen ehrliche und aufrichtige Freunde der Süddeutschen sein werden, sobald man sich einmal über gemeinschaftliche Tätigkeit geeinigt habe. Eine deutsche Nationalvertretung werde nirgends so laut verlangt als gerade in Preußen von den Führern der neuen nationalen und zugleich liberalen Bewegung.

Vor allem müssen die Freiheit und die deutschen Grund-

rechte wiederhergestellt werden, warf jetzt Freund Weihenmayer ein, damit die preußische Krone und der an der Spitze dieses halbslavischen Staates stehende Adel die anderen freien deutschen Stämme nicht unterjochen können; in zweiter Linie komme dann erst die Frage über die Einheit und die voranzustellende Macht.

Ich selbst saß mäuschenstill zwischen dem alten Freischärler und dem zu einem Preußenfreund bekehrten Theologen. Denn, die Wahrheit zu gestehen, ich hatte meines Wissens noch keinen lebendigen Preußen gesehen und vermochte deshalb auch keine Beweisstücke vorzuführen, wie die beiden Freunde es konnten. Die Art und Weise, wie man in der Kriegsschule in Ludwigsburg von den Preußen zu sprechen pflegte als von halbverrückten Leuten, die ihre Gewehre von hinten laden und ein armes Land bewohnen, das sie durch Großsprechereien herauszustreichen suchen, während Oesterreich es sei, das von natürlicher Kraft und Gesundheit der Bewohner, von Reichthum und Behaglichkeit strohe, ähnlich wie Süddeutschland; — all das war keineswegs geeignet, mich für Preußen günstig zu stimmen. Aber wie gesagt, ich saß mäuschenstill zwischen den beiden, im Innern nicht abgeneigt, bald dem alten Freiheitsmann, bald dem Studenten recht zu geben.

Stürmisch war der Freiheitsgedanke hervorgebrochen in den Frühlingstagen 1848; ungemein still und ruhig ging alles vor sich, als jetzt der Nationalverein seine Saat zu streuen begann. Obwohl er betonte, daß er nicht eine bestimmte Regierung in Preußen, namentlich nicht die gegenwärtige, vorzustellen wolle, so genügte der Name Preußen allein, um die Regierungen der Klein- und Mittelstaaten zu beunruhigen.

Am 5. August 1860 trafen sich die Kriegsminister derjenigen deutschen Staaten, welche nach der Bundesakte die vier deutschen Armeekorps VII. bis X. zu formieren hatten (I. bis

VI. wurden ja von Österreich und Preußen zu gleichen Teilen gestellt), in Würzburg, um über den Oberbefehl im Kriegsfall für diese vier rein deutschen Armeekorps zu beraten. Denn das „reine Deutschland“, das Deutschland ohne Preußen und Österreich, begann wieder in den Köpfen zu spuken.

Der württembergische Kriegsminister v. Miller, ein tüchtiger Soldat, einer der wenigen, die noch in der Napoleonszeit wurzelten, erklärte später in der Kammer, die in Würzburg vertretenen Regierungen seien weit entfernt gewesen, sich unbedingt gegen einen Oberbefehl Preußens auszusprechen; ihr Hauptbestreben sei gewesen, die im ersten Augenblick notwendigen Sicherheitsmaßregeln an der französischen Grenze zu treffen. „Meine Herren,“ so redete der Minister mit steigendem Pathos in der Kammer, „wenn die rein deutsche Armee einmal über den Rhein gerückt sein wird, so müssen die preussischen Truppen! Für diesen Fall haben die Würzburger Regierungen den Oberbefehl Preußens stets anerkannt und werden ihn stets anerkennen!“ Mit diesem Voranstellen des „rein deutschen“ Heeres war der kleinstaatlichen Eitelkeit ein außerordentlich wohlschmeckendes Räucheropfer dargebracht. Wir fühlten uns durch solche Reden unseres Kriegsministers nicht wenig gehoben und bestärkt in dem Glauben, daß wir zum Voranstürmen bestimmt seien, um die Preußen nachzuziehen.

Auch das, was die Regierung und der König persönlich gegen das Umsichgreifen des Nationalvereins in Württemberg unternahmen, fand fast allseitige Zustimmung. König Wilhelm I., der ja schon öfter zur Feder gegriffen, wo es galt, das „reine Deutschland“ und die Unabhängigkeit der Mittelstaaten zu verteidigen, schrieb jetzt am 2. Februar 1861 eigenhändig einen Leitartikel in den Staatsanzeiger, worin er dem Volk sagte, daß das, was der Nationalverein beabsichtige, nichts mehr und nichts minder sei, als der Umsturz der würt-

tembergischen Regierung, den er nicht dulden werde; „der sogenannte Nationalverein hat eine durchaus demokratische Tendenz; ohne bestimmtes Mandat ist er eine Vereinigung gleichgesinnter und zu dem Zwecke vereinigter Männer, um dahin zu wirken, die bestehenden politischen Verhältnisse umzuwerfen und ihre Ansichten an die Stelle zu setzen. Wenn nun diese Männer das Recht haben, ihre Ansichten auszuführen, so werden sie sich nicht wundern, wenn die Regierungen das nämliche Recht ausüben und mit vereinten Kräften juchen, solchen Umsturzplänen entgegenzuarbeiten.“

Kurz vorher waren Toskana, Modena, Parma, ein Teil des Kirchenstaates vom König von Sardinien besetzt worden, und eben waren die Piemontesen, die man die Preußen Italiens zu nennen liebte, in Neapel eingezogen.

Noch deutlicher sprach der König in einer Audienz, die er dem Hofprediger Hoffmann aus Berlin gewährte: „Lieber der Bundesgenosse Frankreichs als der Vasall Preußens!“ — Das Ungeheuerliche dieser rasch hingeworfenen Worte mußte erläutert werden und das geschah auch im Staatsanzeiger vom 17. Juni 1861: „— die Ansicht sei eine begründete, daß ein nach den Maximen des Nationalvereins organisiertes Preußen mehr geeignet wäre, den deutschen Mittelstaaten Besorgnisse einzufloßen als das französische Kaisertum, welchem, wie sich auch die Zukunft gestalten möge, das Nationalgefühl, von dem alle deutschen Volksstämme durchdrungen sind, niemals gestatten werde, sich auf deutschem Boden festzusetzen oder die politische und faktische Existenz eines Staates, und sei es des kleinsten, auf die Dauer zu gefährden.“

Um die Stellung des Königs Wilhelm I. von Württemberg Frankreich gegenüber zu verstehen, muß man auf die Jahre 1814 und 1815 zurückgehen. Als Kronprinz hatte er 1814 persönlich im Rat und auf dem Schlachtfeld an der Befreiung mitgewirkt. Beim ersten Pariser Frieden stellte er

sich ganz auf die Seite Preußens, mit dem er Elsaß und Lothringen von Frankreich zurückverlangte. Er glaubte sich sogar zu dem edlen Ehrgeiz berechtigt, zu einem der Hauptwächter Deutschlands am Oberrhein ausersehen zu werden und sein kleines Königreich westwärts bis an die künftige französische Grenze auf dem Kamm der Vogesen ausgedehnt zu sehen.

Eine Gelegenheit von gleicher Günstigkeit ließ sich kaum denken. Die im Großherzogtum Baden regierende Familie war am Aussterben und die, welche ihr seitdem nachgefolgt ist, war damals noch nicht allgemein legitimiert. Alle diese Möglichkeiten: Elsaß, Baden, die Notwendigkeit eines tüchtigen Grenzschutzes am Oberrhein, ließen den Gedanken an einen starken südwestdeutschen Staat, an ein Groß-Württemberg entstehen, zunächst im Kopfe des Königs Friedrich, des Vaters von Wilhelm.

Vater und Sohn fühlten sich in dem württembergischen Winkel eingeschnürt und beengt, abgeschlossen von der freiströmenden Lebensluft; darum drängten sie unablässig nach dem Rheintal, nach der großen Handelsstraße, nach der Höhe der Vogesen hin, nach hellen Fenstern, um in die Welt hinausblicken und an ihrem Leben Anteil nehmen zu können.

Allein schon hatten sich im Frühjahr 1814 Kaiser Alexander von Rußland und Talleyrand gefunden; auch England ging mit und die zwei „Befreier“ wetteiferten nun in Großmut gegen Frankreich, natürlich nicht auf eigene Kosten, sondern auf die des erst zu schaffenden deutschen Bundes. Und der österreichischen Politik Metternichs lag nichts so fern als die Schaffung deutscher Staaten mit kräftigem eigenem Leben. So verblieb das Elsaß bei Frankreich, Baden und Württemberg standen unter den schwächeren Mittelstaaten und König Wilhelm mußte sich verstimmt und enttäuscht in die Zeit schicken, in der Fürsten und Staatsmänner, die geistig tief

unter ihm standen, die Welt regierten. Dann und wann machte er seinem Ingrimme in geistreichen und bitteren Sarkasmen Lust und klagte, daß solche Dummköpfe mächtig genug seien, Deutschlands Geschichte zu lenken und ihm selber vorzuschreiben, was er zu tun und zu lassen habe, ihm, der sie doch alle übersehe und auch einen besseren Willen habe. Solcher Verbitterung über die Bevormundung durch die Großmächte und deren rückwärtliche Politik hatte auch im Herbst 1820 das „Manuskript aus Süddeutschland“ seine Entstehung zu verdanken.

Der Besitz von Elsaß mit Straßburg blieb bei König Wilhelm der Angelpunkt für alle Gedanken von Grenzschutz und nationaler Einigung. Als es sich im Jahr 1854 um engeren Zusammenschluß der deutschen Staaten unter dem Vorantritt Preußens handelte, sprach er zu dem Vertreter der preussischen Regierung: „Hüten Sie sich, die Menschen anders zu nehmen, als sie sind. Geben Sie uns Straßburg und wir werden einig sein für alle Fälle. Solange aber Straßburg ein Ausfalltor ist für eine stets bewaffnete Macht, muß ich befürchten, daß mein Land überschwemmt wird von fremden Truppen, bevor mir der deutsche Bund zu Hilfe kommen kann. Der Knotenpunkt liegt in Straßburg; denn, solange das nicht deutsch ist, wird es immer ein Hindernis für Süddeutschland bilden, sich der deutschen Einheit, einer deutsch-nationalen Politik ohne Rückhalt hinzugeben.“

König Wilhelm hatte auch seinerzeit die Befestigung von Ulm im Rücken des Landes nicht zugeben wollen. Am Ende gab er nach unter der Voraussetzung, daß Rastatt gebaut und die Möglichkeit geschaffen werde, dieses zu einem verchanzten Lager zu erweitern.

So war auch jetzt der König wieder zurückgekommen auf seine Furcht vor der verzehrenden Kraft Preußens, auf die Möglichkeit einer Beschüßung der Kleinstaaten durch französische

Intervention, auf seine alte Schrulle vom „reinen Deutschland“.

Dieses „reine Deutschland“ aber erwies sich tatsächlich als ein komplizierter, körperloser Faktor, der immer schwankte und beweglich war, nur akademisch zu verstehen, niemals zu greifen. Deshalb wird zu Zeiten die alte Schrulle von Wilhelm in die Ecke geworfen und die Erkenntnis bricht bei ihm durch, daß Deutschlands Heil nur von Preußen kommen könne. Aber wie werde dabei der Schwache zu seinem Recht kommen, der Schwache, der doch trotz aller Einigung dem Starken gleichberechtigt bleiben müsse? Solche Bedenken trieben den König wieder zu Osterreich und zum Bunde hin.

In der Welt aber, auch in der schwäbischen, begannen sich die Dinge vom Jahr 1859 ab in immer beschleunigterem Tempo abzuwickeln.

Und das ist das Resultat dieses bedeutungsvollen Sommers und Herbstes: Aufrüttelung durch den italienischen Krieg, durch die Anfänge der italienischen Einheit; Geburtszeit des deutschen Nationalvereins; Umschwung in den militärischen Anschauungen durch das Verhalten und die Bewaffnung der französischen Armee, Entschluß zu einer Heeresreorganisation in Preußen und Aufschwung der Technik in den Werkstätten aller Länder. Von jenem Sommer an bis auf den heutigen Tag arbeitet man aller Orten ununterbrochen an der Vervollkommnung in Sachen der Organisation und der Technik.

Über all dem hatte sich zu den vorwärtsdrängenden Deutschen ein neuer Bundesgenosse gesellt, einer von den guten Geistern, die sich geschäftig gezeigt hatten, unermessliche Schätze für das arme Volk aufzuhäufen. Nur hineinzugreifen brauchte der Deutsche in diese Schatzkammer, um reich und beneidet unter den übrigen Völkern dazustehen. Und der Deutsche hatte hineingegriffen am großen nationalen Fest, am Schillertag.

Schon früher habe ich erzählt, wie wir Kriegsschulkameraden im Mai 1859, kurz bevor der erste Kanonenschuß in Italien fiel, zu Fähnrichen ernannt, der Fesseln entledigt die Kriegsschulstaffel voll Jubel hinabstürzten und in die Regimenter eintraten.

Was nun folgte im Frühjahr und Sommer, war geeignet, die Unfertigkeit unserer militärischen Maschine im deutlichsten Licht zu zeigen und zugleich tiefen Einblick zu gewähren in die Unzulänglichkeit des Offizierkorps.

Die einen behaupteten, es fehle in den oberen Schichten der Offiziere; die anderen meinten: nein, unten; dritte endlich: oben und unten.

In Prosa und Poesie erging sich der jugendliche Übermut, um die zu verurteilen, welche oben standen:

Bedenklich sind Gamaschenknoöpfe,
 Verdrücklich ist ein Grobian;
 Jedoch der schlimmste aller Zöpfe,
 Ein Schreiber ist's in seinem Wahn.
 Aus der Schreibstüb'
 Quillt der Segen,
 Bücherregen,
 Aus der Schreibstüb' kommt, o Qual,
 Der General!
 Hört ihr's klappern hoch vom Gaul?
 Dort ist's faul!
 Rot wie Blut
 Wird die Stirne!
 Das ist nicht des Geistes Blut!
 Im Gehirne
 Ist's so leer!
 Beistand her! — —

Nun, oben war natürlich nichts mehr zu machen; da mußte man die Sache eben nehmen, wie sie sich, trotz aller guten Absichten, durch die Macht der Verhältnisse, gestaltet hatte.

Aber unten glaubte man nachhelfen zu können, zum Teil wenigstens. So kam es, daß man uns unfertig aus der Kriegsschule Entsprungene im Herbst desselben Jahres in diese zurückrief. Kurz vor dem Schillerfest zogen wir die hohe Kriegsschulstaffel wieder hinauf, ziemlich gefnickt, um die erst begonnene militärische Ausbildung zu einigem Abschluß zu bringen.

Auch mit den „Studentenleutnants“, die von der Universität weg zu Offizieren ernannt waren, wurden militärisch-wissenschaftliche Kurse begonnen. Eine große Zahl von Offizieren dieser Klasse aber kehrte nach dem Sommer 1859 zu dem ursprünglichen Beruf oder zur Hochschule zurück. Andere blieben einige Zeit und traten den Rückzug erst an, als sich bei ihnen das Gefühl des Fremdbleibens in dem neuen Beruf geltend machte. Bei einzelnen war von Anfang an militärische Neigung vorhanden gewesen und sie haben nachmals außerordentlich viel Tüchtigkeit an den Tag gelegt.

Es ist richtig, wir jungen Burche waren ziemlich verbummelt und es erwies sich als recht zweckmäßig, daß wir Gelegenheit bekamen, unseren Schulack besser zu füllen.

Unter schmerzlichem Rückblick auf unsere kurz dauernde Herrlichkeit suchten wir uns wieder in dem alten Käfig heimisch zu machen. Viele Freiheiten aber, die wir früher entbehrt, waren uns selbstverständlich jetzt zugefallen.

Aus allem aber, was uns entgegentrat, konnten wir zu unserem Leidwesen und nicht geringen Ärger entnehmen, daß die Kriegsschule jetzt mit einer gewissen Geringschätzung behandelt werde, daß man von oben her auf die Leitung nicht mehr die gleiche Sorgfalt verwende wie vor dem Frühjahr 1859. Verbrauchte und nicht erprobte Kräfte wurden in die Leitung und Erziehung eingestellt und es dauerte einige Zeit, bis man sich entschloß, unwissende Menschen und sonst wenig geeignete Persönlichkeiten durch aufgeklärte und charaktervolle Männer zu ersetzen.

Noch sahen wir uns mit der Eingewöhnung beschäftigt, als uns ein militärisches Fest aus unserem stillen Ludwigsburg nach Stuttgart rief.

Dergleichen Feste waren außerordentlich selten. In öder Eintönigkeit schlich sonst das militärische Leben hin, nur unterbrochen durch die Feier von Königs Geburtstag. Jetzt scheint der Vorgang des Schillerfestes zu einer höflich-militärischen Feier ermuntert zu haben. Vielleicht gaben auch die Kundgebungen, welche sich herauswagten für deutsche Einheit und Freiheit, für preussische Führung, Veranlassung zu einem monarchisch-partikularistischen Fest.

In dem amtlichen, von König Wilhelm selbst geschriebenen Artikel vom 10. Dezember 1859 war zu lesen: „Mögen die ehrgeizigen, aufrührerischen Parteien in Deutschland, die unsrer gemeinsames Vaterland in Unruhe zu setzen suchen, ein Beispiel erkennen, daß das gegenseitige Band der Treue und des Vertrauens zwischen Regenten und Untertanen auf festen Grundlagen beruht und Geschichte und Erfahrung den aufgestellten hohlen Theorien widersprechen.“

Die Enthüllung des Erzstandbildes von Herzog Eberhard im Bart sollte am 10. Dezember 1859 Vormittags elf Uhr im Schloßhof in Stuttgart stattfinden. — Obwohl das gute Andenken, das dieser Herzog im Lande hinterlassen, Veranlassung zu einer allgemeinen Volks- und Schulfeier hätte geben sollen, wurden doch nur wenige Kreise zum Enthüllungsfeste eingeladen: der Ständische Ausschuss, eine Deputation der Universität, die Bürgerlichen Kollegien von Stuttgart und die Spitzen der staatlichen Behörden nebst dem Offizierkorps.

Alle zur Feier Entbotenen nahmen Aufstellung im innern Schloßhof, darunter auch wir Fähnriche als älteste Klasse der Kriegsschule. Rings in offenem Viereck standen die Truppen. Um elf Uhr erschien der König zu Pferde mit den Prinzen.

Die Musiken fallen ein, Direktor Geßler tritt vor das Standbild und hält die Festrede. Am Schluß derselben sinkt die Hülle, die Truppen präsentieren, vom Kanonenweg her donnern die Geschütze. Darauf bringt der Präsident der zweiten Kammer, Römer, ein Hoch auf den König aus.

Wir nahmen neue Aufstellung und die Truppen defilierten. — Damit hatte die Feier ihr Ende erreicht. Die hohen Herrschaften vereinigten sich gegen zwölf Uhr zu einem Bankett im Schloß. Wir Jungen zogen ins Café Marquardt am Schloßplatz. Hier zu sitzen und das vorüberwallende Leben zu beobachten, galt dem aus Ludwigsburg und sonst aus der Provinz kommenden Offizier, vollends dem wieder in die Kriegsschule eingeklemmten, für ein besonderes Labial.

Um den Schloßplatz her hatte sich im Lauf weniger Jahre alles verändert. Das öde Kiesfeld vor dem Schloßhof mit der Jubiläumssäule war bis vor kurzem noch Exercierplatz gewesen. Auf unglaublich engem Raume vollzogen hier und auf der Seewiese ganze Bataillone, ja Brigaden ihre steifen Aufmärsche und Umzüge. Der Kieswüste des Schloßplatzes benachbart streckte sich der niedere Bau des Redoutensaales.

Vom Jahr 1850 ab ging man ernstlich daran, die Öde zu beseitigen. Der Schloßplatz wurde angepflanzt und Oberbaurat Veins begann, auf der Stelle des Redoutensaals den Königsbau zu errichten. Schon am Schillerfest waren die Wirtschaftslokale eröffnet worden; jetzt rückte auch die weitere innere Einrichtung ihrer Vollendung entgegen. —

Während des Ausmarsches vom Frühjahr und Sommer 1859 hatte man angefangen, die leeren Hörsäle der Kriegsschule in Ludwigsburg durch Eintrittsprüfungen wieder zu füllen. Lustigen, jungen Nachwuchs fanden wir vor, in mehrere Klassen geteilt. Ich glaube, ein Jahr später kam auch die Klasse herein, in der sich besonders viel talentvolles, leicht-

lebigeß Blut befand, darunter Karl Hecker († 8. Nov. 1897). Schon damals begann er jene volkstümlichen Weisen anzuschlagen, von denen einzelne, im Moritatenton gehalten, viel Anklang gefunden haben.

Den jungen Eindringlingen gegenüber hielten wir, die Fähnrichs- (von Weihnachten an die Leutnants-) Klasse, uns für Veteranen. Von jeher kam durch die ganze Organisation der Kriegsschule der Ältere, das heißt der Maßgebende, der zum Befehlen Berechtigte besonders scharf zur Geltung. Die höhere Klasse und in der Klasse selbst der höhere Locus gaben den Ausschlag. All das sollte für die späteren Verhältnisse vorbereiten. Deshalb hatten der Klassenälteste, der Tischälteste, der Kriegsschulälteste besondere Vorrechte. Das kam jetzt, wo diese Ältesten, diese Befehlshührenden meist Offiziere aus unserer Klasse waren, den jüngeren Kriegsschülern gegenüber, die Unteroffizierlichen trugen, noch scharfer zum Ausdruck.

Von uns zwölfen, die wir im Herbst 1857 eingetreten und jetzt in die Schule zurückgekehrt waren, ist heute noch die Hälfte übrig; vor dem Feind sind zwei gefallen: v. Marchtaler 1866 und Gwinner 1870; vier sind gestorben.

Bei dem kurzen Versuch, den wir mit unserer Tätigkeit in den Regimentern gemacht hatten, mußte sich notwendig von allen Seiten das Gefühl aufdrängen, wie uns im Grund noch alles abgehe, was im Stande ist, Autorität zu verschaffen. Denn um an die Autorität des Höhergestellten zu glauben, muß der Untergebene spüren, daß dem Höheren in allen Stücken eine Überlegenheit zukomme, die ihn zum Führer geschickt macht.

Die Überlegenheit des Führers aber gründet sich auf mancherlei körperliche wie geistige Eigenschaften und wesentlich auf solche des Charakters. — Der, welcher sich als Führer des Soldaten legitimieren will, muß notwendig diejenigen Eigenschaften besitzen, die der Soldat selbst an sich hat und hochhält:

Auftreten, Figur, körperliche Fertigkeiten; er darf sich in Gymnastik, Fechten, im Reiten und Schießen nicht übertreffen lassen, wenigstens nicht von vielen.

Wo die Soldaten zweifeln, mit sich nicht im klaren sind, da ist es Sache des Offiziers, rasch zu entscheiden, stracks auf das Ziel loszugehen. Die mangelnden Kenntnisse des gemeinen Mannes soll der Offizier aufhellen, die Ursachen der Dinge, die auf der Oberfläche schwimmen, aufdecken.

Demnach müssen die Eigenschaften, die dem brauchbaren Offizier innewohnen, zu einem guten Teil angeboren sein. Nur unvollkommen in der körperlichen Ausstattung vorhandene lassen sich freilich steigern und aus dem Reich des Wissens läßt sich weitere Überlegenheit erwerben.

Selten mag der Fall zutreffen, daß sich geistige und körperliche Eigenschaften in denkbar vollkommenster Ausstattung auf einen einzigen Beglückten vereinigen. Bei der ungleichen Verteilung der Gaben wird der körperlich Vernachlässigte genötigt sein, auf dem Gebiet des Wissens Ersatz zu suchen. Entschiedenheit und Geschlossenheit des Charakters mögen auch für sich allein ausreichen, dem Durchschnittsmenschen ein Übergewicht zu verschaffen.

Mit dem Schauspieler hat der Offizier gemein, daß die Verminderung der körperlichen Ausstattung allein schon hinreicht, um die ganze Leistungsfähigkeit zu begrenzen. —

Was nun das Wissen betrifft, so bekamen wir in der Kriegsschule vollauf Gelegenheit, uns gehörigen Vorrat davon einzulegen oder wenigstens Wegweisung ins Leben mit hinauszunehmen, wie und in welcher Anordnung das Wissen in zweckmäßiger Weise aufzubauen sei. — In Kriegsgeschichte, Befestigung, Taktik erhielten wir guten, zum Teil vortrefflichen Unterricht durch den Major v. Fischer und die Hauptleute Blumhardt und Theodor Wundt, alle drei vom Generalstab. Von Wundt habe ich schon erzählt, daß er aus seinem

weiteren Fach der angewandten Mathematik den Namen Dupetel davongetragen habe. Für den trockenen mathematischen Stoff erschien es durchaus nicht günstig, daß wir einen Blick in die Welt außerhalb der Kriegsschule hatten tun dürfen. Denn wir glaubten bemerkt zu haben und gaben dem oftmals laut Ausdruck, daß dort die Gleichungen aller Grade samt sphärischer Trigonometrie außerordentlich wenig zu bedeuten haben.

Ein anderer Unterrichtsgegenstand aber, Terrainlehre und Geologie, enthielt für uns des Anziehenden ungemein viel schon durch den Stoff an sich, hauptsächlich aber durch die lebendige und anschauliche Art, wie dieser Unterricht erteilt wurde durch den Hauptmann v. Suckow, der nachmals in einer besonders kritischen Zeit, zu Anfang 1870, Kriegsminister geworden ist. — Die Akademiker zu Ende des 18. Jahrhunderts hatten das Dogma aufgestellt, daß im Kriege alles entschieden werde durch die Gestaltung der Erdoberfläche, daß der Besitz dieser, jener Erdscholle zugleich auch den Sieg verbürge. Manches von dieser Lehre war ins 19. Jahrhundert herübergetragen worden. Das dunkelte nach. Um nun den Wert eines Geländes einschätzen zu können, um einen Begriff von seiner Gestaltung und demzufolge von seinem Einfluß auf die Kriegsführung zu erhalten, müsse man seinen geologischen Untergrund kennen. Bis zu einem gewissen Grad trifft das ja auch zu; nur darf man von so tiefgehender Gelehrtheit nicht zu viel erwarten, noch weniger sich allein auf sie verlassen.

Das Bemerkenswerteste und das für die Zeit am meisten Bezeichnende drängte sich wohl in dem Fach der Waffenlehre zusammen. Es gipfelte dieser Lehrzweig in dem Bestreben, alles das systematisch herabzusetzen, was an Hinterlader erinnerte. Ganz vorteilhaft müsse es erscheinen, wurde ausgeführt, wenn der Mann beim Laden einige Hemmungen vorfinde und mit dieser Tätigkeit längere Zeit beschäftigt sei;

auf die zweckmäßigste Weise werde dadurch die Gefahr aus der Welt geschafft, daß der Mann sich verschieße und zuletzt, wenn es zur Entscheidung komme, keine Patronen mehr habe.

Vor der moralischen Einwirkung des Schnellfeuere, vor dem gesteigerten Selbstvertrauen, das für den Schützen von einer Waffe mit fast unbegrenzter Leistungsfähigkeit ausgeht, vor all dem verschloß man die Augen. Man hätte ja sonst etwas aus Preußen Kommendes anerkennen müssen und das gleich einer Sünde, die nimmer vergeben werden kann.

Und damit die Würze nicht fehle, versäumte man nie, den preußischen Hinterlader als eine kindliche, im Felde ganz unbrauchbare Spielerei lächerlich zu machen.

Der Begriff „feldmäßig“ fing an, sich mit all dem zu vereinigen, was österreichisch, französisch, bayerisch oder württembergisch aussah, und wurde abgesprochen allem, was mit Preußen irgend etwas zu tun hatte. Auf preußische Übungsstätten, theoretische wie praktische, auf preußische Schießplätze zu gehen, versäumte man; die Preußen luden freilich auch ganz und gar nicht dazu ein.

Während wir uns aber so sehr unseres Miniévorderladers freuten, den wir mit den Österreichern und allen Süddeutschen gleichkalibrig hatten, fingen drüben über dem Rhein die Franzosen an, ihren eigenen Vorderlader mit Mißtrauen zu betrachten und betrieben in aller Heimlichkeit die Anstalten, welche die französische Armee baldigst in den Besitz eines Hinterladers setzen sollten, von dessen Tugenden man noch größere Wirkungen erwartete als vom Zündnadelgewehr. Schon im Jahr 1858 war ja der Arbeiter Chassepot mit seinem neuen Gewehrmechanismus vor Napoleon III. gestanden.

Reiten, Fechten, gymnastische Übungen brachten Abwechslung genug in unsere Bücherarbeit und in das mit Bleistift und Tusche fleißig betriebene Terrainzeichnen. Täglich von elf bis zwölf Uhr ging es auf die Reitbahn. Manchen Un-

geschickten, der vom Pferde fiel, schmetterte unser Reitlehrer, dem wir von seinem taktfesten Zählen beim Trab den Namen „Eins-Zwei“ gegeben, noch mehr darnieder, wenn er duzendmal rief: „Ich hab' es ja immer gesagt, zum Reiten gehört Verstand, nicht bloß Sitzfleisch!“

Der Sommer 1860 brachte noch einen Ausflug nach Ulm zur Besichtigung der Werke; dann setzte man sich nieder zur Austrittsprüfung.

Endlich im Herbst 1860 öffneten sich die Tore der Kriegsschule endgiltig und wir schritten die hohe Staffel in die stille hintere Schloßstraße hinab, um in unsere Regimenter zurückzukehren.

Daß ich wenige Jahre später nach der gründlichen Wandlung der militärischen und politischen Welt, diese Staffel wieder hinaufschreiten werde, und zwar als Lehrer an der Kriegsschule, das hätte ich mir damals nicht träumen lassen.





Das achte Regiment

Kein Kreis irdischer Interessen prägt so scharf die Besonderheiten der Zeitbildung aus, als das Heer und die Methode der Kriegsführung. Die Armee entspricht zu jedem Jahrhundert merkwürdig genau der Verfassung und dem Charakter des Staates.

Guftav Frentag (Aus neuer Zeit).

Nicht sobald hatte König Wilhelm I. im Oktober 1816 den Thron bestiegen, als er daran ging, allen Glanz und Pomp, den ganzen Rheinbundkranz, dessen Gleichen über das allgemeine Gland hinüberhelfen sollte, herunterzureißen im Palaft, in der Staatsverwaltung, in der Armee.

Napoleon I. pflegte die Brauchbarkeit der zur Heeresfolge verpflichteten Vasallen und ihre Belohnung durch Ländersstücke lediglich nach der Fülle der zur Verfügung gestellten Streitmittel abzuschätzen. Zahlreiche Regimenter von glänzender Erscheinung, kriegstüchtig und gewandt, solche Leistung fiel in die Wagfchale, wenn es an die Verteilung der Beute ging, wie es in den Jahren 1805, 1807, 1810 geschehen war. Deshalb traten jedes Jahr neue Truppenteile in dem württembergischen Armeekorps auf. Schließlich verfügte König Friedrich, der treue Verfechter des Rheinbundes, über dreizehn Infanterieregimenter, darunter ein Regiment Garde, ein Regiment Fußjäger, zwei leichte Regimenter; ferner über sechs Reiterregimenter, darunter ein Regiment Garde und vier Regimenter Jäger; über sieben Fußbatterien, drei reitende Batterien, Train und Quartiers.

Daß diese vielfarbige und vielgliederige Masse, deren Regimenter die verschiedensten Inhabernamen trugen, auf die

einfachsten Formen zurückzuführen sei, galt bei König Wilhelm für eine ausgemachte Sache. — Nur eine einzige Farbe sollte es in Zukunft für die äußere Erscheinung aller Waffengattungen geben: Königsblau für Rock und Beinkleider, dazu rote Vorstöße bei Reiterei und Infanterie, schwarze bei der Artillerie; hohe Tschakos in verschiedenen Farben.

Die Neuformation im Jahr 1817 ließ eine Schwadron Garde bestehen und eine kleine Abteilung Feldjäger; im übrigen verschwanden alle Unterschiede. Es blieben nach der Einebnung lediglich acht Infanterieregimenter und vier Reiterregimenter, die sich in den Waffen, abgesehen von der Regimentsnummer, vollkommen gleich sahen. Dazu kam ein Artillerieregiment, Armeetrain, Arsenal und eine Pionierkompanie.

Auf diese Weise glaubte König Wilhelm seine kleine Armee den Kräften des Königreichs angepaßt zu haben. Denn er war in demselben Maße ein knauseriger, durch keinerlei Phantastie beirrter Finanzmann, als er sich durch Umsicht in militärischen Dingen auszeichnete.

Die Formation vom Jahr 1817 erhielt sich auch fast unangetastet bis zum Beginn der Sechzigerjahre, wo die Jägerbataillone kamen, während für die Bekleidung nach König Wilhelms Tod 1864 ganz neue Farben und Formen auftraten.

Es ist kein Zweifel, das Verschwinden der bunten Außerslichkeiten in dem kleinen Heerkörper, die Zurückführung auf einen vereinfachten Mechanismus erwies sich ungemein wohlthätig. Es ist auch kein Zweifel darüber, daß von der napoleonischen Zeit her ein gewisser militärischer Geist, ein kriegerisches Treiben und Denken zurückblieb. Doch eigentlich nur zu Anfang. Und auch da zeigte diese militärische Art ihre besondere Weise.

Napoleon hatte keine Schule im eigentlichen Sinne gemacht; die Heerführer von damals konnten nichts vererben,

was von innen heraus kam. Es war eine renommierte Landsknechtsart, die sich herausgebildet hatte, eine Art, die des Anstoßes von außen immer von neuem bedurfte, um dann polternd sich Geltung zu verschaffen. Da gab es kein stilles, ungetrieben vor sich gehendes Schaffen, Bilden, Fortwirken; keine selbstverständliche Tradition des Empfindens, Sehens, Beurteilens, Handelns, die vom General auf den Oberst, vom Oberst auf die Hauptleute, von diesen auf die anderen Unterführer übergeht und unbewußt fortlebt durch Generationen hindurch.

Nein, hier in dieser napoleonischen Welt verließen die Dinge anders. War der Träger tot, so starb auch seine Idee. So rückten in den württembergischen Regimentern napoleonische Überlieferungen bald in nebelhafte Ferne und spielten nur noch die Rolle von Legenden. Übrigens galt bis in die Dreißigerjahre herein das württembergische Armeekorps für eine deutsche Mustertruppe. Erst von da ab begann die Tradition zu erblaffen.

In verstärktem Maße hätten nun bewährte Bildungsmittel eintreten sollen, um während der langen Friedenszeit militärischen Geist, militärisches Denken und Handeln weiterzupflanzen. Gerade daran aber war man nicht gewöhnt worden. Man hatte sich in den Gedanken hineingelebt, daß der Krieg allein es sei, der den Meister bilde. Und so lebte man ziemlich untätig dahin und wartete, bis der Krieg wieder kommen würde, um die Schüler in die Lehre zu nehmen.

Die der Armee außerordentlich knapp zugemessenen Mittel erlaubten auch nicht, den Ausbildungsgang irgendwie auszuweiden. Um den Pensionsfond nicht zu belasten, dienten Offiziere und auch Unteroffiziere ruhig weiter, obwohl sie längst die Altersgrenze überschritten hatten, welche eine Abnahme der Kräfte mit sich zu bringen pflegt; der Mannschaftsstand

in den Kompanien war so gering bemessen, daß anschauliche und lehrreiche Übungen niemals abgehalten werden konnten; größere Herbstmanöver waren höchst selten eintretende Ereignisse; Schießschulen und höhere Bildungsanstalten fehlten; die Unterkunft in den Mannschaftsstuben der Kaserne und sonstige Fürsorge erwiesen sich oft sehr mangelhaft. Und auch der Landtag vermochte sich für eine Verbesserung der Zustände niemals recht zu erwärmen; denn es handelte sich ja bei den Mannschaften nur um die aus dem armen Volk hervorgegangenen Jungen; wer irgend Anspruch machte auf Stellung und Wohlstand, kaufte seine Söhne frei und ließ einen armen Einsteher das Gewehr tragen.

Das Offizierkorps hatte sich zunächst aus den jungen Leuten rekrutiert, welche durch die Schule der napoleonischen Kriege gegangen waren. Seit 1805 bestand eine Offizierbildungsanstalt in Ludwigsburg; 1817 aufgehoben; 1820 wieder ins Leben gerufen aber nur für zwanzig Pöglinge; erst vom Jahr 1845 ab wurde die Zahl der Schüler erhöht. Tüchtige Leute, theoretisch aufs beste vorgebildet, sind aus ihr hervorgegangen. Da sie den Bedarf mit der Zeit nicht zu decken vermochten, so nahmen die Regimenter auch Leute an, die zu Offizieren sich eigneten und als solche aufrückten, oder es wurden nach Bedarf verdiente Unteroffiziere zu Offizieren ernannt.

So gestaltete sich im Lauf der Jahrzehnte, etwa von 1840 ab, das Offizierkorps buntschickig genug; es umfaßte Theoretiker aus der Kriegsschule, Angehörige gebildeter Stände, deren Neigungen sie dem Regiment zugeführt hatten, frühere Unteroffiziere. Alle diese Elemente wären zweifellos zu einer einheitlichen tüchtigen Masse verschmolzen worden durch die Einwirkung großer, mit geistweckendem Leben begabter Truppenkörper bei angemessenem Ausbildungssystem. Da aber alle diese Erfordernisse fehlten, so kam es, daß die Bücherfreunde

bei ihren Theorien blieben, daß die Tatenlustigen vergeblich nach einer Aufgabe sich umsahen, daß die mit dem Kommissärsdienst Befreundeten in ihrer Tretmühle fortarbeiteten.

Alles das erscheint keineswegs als Eigenart Württembergs und der Kleinstaaten; in der preussischen Armee begann derselbe Geist der Philisterhaftigkeit um sich zu greifen, dasselbe unsichere Herumtasten. Aber hier in Preußen fand sich zugleich das Heilmittel: die allgemeine Wehrpflicht. Als diese in ihrem richtigen Geiste ausgelegt und ausgedehnt wurde vom Jahr 1859 ab, da begann die Armee auch wieder vor ihre richtige volkstümliche Aufgabe zu treten als nationale Erziehungsanstalt.

Zugleich stellte man sich in Preußen in den Dienst des Gedankens, daß just der Friede dazu da sei, um durch Ausbildung und Schulung die Bedingungen zu schaffen, welche für den Fall des Kriegs den Sieg verbürgen.

An diesen Siegesgarantien arbeitete man nach dem Erweckungsjahre 1859 in Preußen schon kräftig, als man in den Mittel- und Kleinstaaten noch äußerst gelassen wartete, bis der Krieg kommen werde, um seine Jünger in die Schule zu nehmen. Einstweilen habe man nichts zu tun, als alles nach Parade aussehende zu vermeiden und das Auge an das Feldmäßige und etwas Päßige zu gewöhnen.

Es mag manchem bedeutungslos scheinen, wie vor dem Zusammenbruch des Jahres 1866 in den Kleinstaaten die militärischen Dinge angesehen und gestaltet wurden. Das seien überwundene Gesichtspunkte. Für den Kulturhistoriker aber und für spätere Geschlechter mögen Aufzeichnungen und Beobachtungen einigen Wert erhalten, welche es ermöglichen, sich eine Vorstellung zu machen von dem Zustand der Menschengemüter in einer bestimmten Zeit. Denn bei zeitgeschichtlichen Bildern handelt es sich weniger um die Vorführung von Ereignissen, als um die Schilderung der jedesmaligen Stim-

mung, welche im Stande war, einen bestimmten Zustand zu schaffen: Fortschreiten oder Rückgang, Erkenntnis der eigenen Mängel oder Selbstbetrug.

Bei uns, bei der heute lebenden Generation ist es Übung geworden, an den Persönlichkeiten, wie sie vor vierzig oder fünfzig Jahren in den Garnisonen lebten und auf den Übungsplätzen hantierten, nur die komische Seite zu sehen. Diese Komik ist ja auch im Volkslied, in der Karikatur und Satire ausgebeutet worden.

Gewiß, wenn von den hilflosen, und doch auf dem hohen Roß sitzenden Theoretikern, von den unklaren, vorwärtsdrängenden Projektenschmälern, von den müden, engherzigen, mißlaunigen Kommissleuten die Rede ist, da könnte man vieles lächerlich finden oder verurteilen, wenn nicht zugleich so viel redliche Überzeugung, so viel Berufstreue in jenen Persönlichkeiten gesteckt hätte trotz der Kleinlichkeit der Verhältnisse, welche eben den meisten jener Herzen nicht als Kleinlichkeit erschien.

Ich versuche es deshalb, das Offizierkorps des achten Infanterieregiments, in das ich im Herbst 1860 als jüngster Leutnant eintrat, in seinen verschiedenen Lebensstellungen vorzuführen. — Jedes Infanterieregiment bestand damals aus zwei Bataillonen zu je vier Kompanien. Neben diesen Kompanien fand sich in jedem Bataillon eine Truppe Schützen, zehn Mann pro Kompanie, mit einem besonderen Vorgesetzten und Lehrer, dem Schützenoffizier. Verwaltung und Verpflegung waren im Regiment konzentriert.

Dieser Organisation zufolge zählte im Herbst 1860 das achte Regiment einen Regimentskommandanten, zwei Bataillonskommandanten, einen Verwaltungsoffizier, zwei Schützenoffiziere, einen Regimentsadjutanten, zwei Bataillonsadjutanten, einen Regimentsquartiermeister, zwei Ärzte, acht Hauptleute, acht Oberleutnants, zehn Leutnants.

Der Oberst und Regimentskommandeur v. Hengelmaier war aus dem Generalstab hervorgegangen und zählte eben 50 Jahre, ein Alter, das als ein für seine Charge normales betrachtet werden kann. Von den Bataillonskommandanten zählte der eine 57 Jahre, der andere 45. Von den acht Hauptleuten der älteste 58 Jahre, die nächstfolgenden 56, 50 und 49 Jahre; der jüngste, eben ernannt, 35, die anderen 40 und 42 Jahre. Von den Oberleutnants hatte der älteste 47 Jahre, die nächstältesten 37 und 35, der jüngste 28; von den Leutnants der älteste 34, die nächstfolgenden 31 und 29 Jahre; als der jüngste mit 21 Jahren erschien ich selbst auf der Liste. Dazu stand hinter meinem Namen noch als bedenklicher Zusatz ein „o. G.“, das heißt „ohne Gehalt“. Denn im Etat waren nur acht Leutnants pro Regiment angerechnet; die überzähligen mußten sich erst in den Gehalt hineindienen.

Bei jeder Charge zeigte es sich, daß die Jüngsten derselben ziemlich im normalen Alter sich befanden, während die obere Hälfte jeder Dienstklasse das zulässige Alter weit überschritten hatte. Also kurz: jeder einzelne, wenn er zu einer bestimmten Charge ernannt war, zum Beispiel zum Hauptmann, mußte in dieser Stellung verharren, bis er über das zulässige Alter hinausgewachsen war, falls ihn nicht eine besondere Günst des Schicksals erfaßte und über die älteren Kameraden emporhob.

Dies Überspringen bildete denn auch vom Hauptmann aufwärts den gewöhnlichen Modus des Avancements. Die Überspringenen aber dienten in ihrer Charge ruhig weiter, sahen im nächsten Jahre wieder einen über sich wegspringen, trösteten sich, wurden grimmig oder stumpf, blieben aber, namentlich in den Stellen der ältesten Hauptleute, gleichsam als Walzen liegen, damit das Avancement nicht gar zu überstürzend vorwärtsrolle, damit der Most, der in den jüngeren Leutnants-

seelen noch gährte, genügend Zeit bekomme, sich abzuklären und zu verkaufen.

In einem rührenden Lied brachte joldy klägliche Lage Adolf Seubert zum Ausdruck. Er war aus der Kriegsschule hervorgegangen, mit 19 Jahren Offizier geworden und zählte zu denjenigen, welche zu den schönsten Hoffnungen berechtigten. Geistvoll, vorwärtstrebend in einer Reihe von Wissenschaften, hatte er sich schon mehrfach hervorgetan und trug schwer an den sich häufenden Jahren seines Leutnanttums. Da habe eine Schwalbe, so singt er, die ihr Nest am Schloß bei des Königs Zimmer gebaut, ein silbergraues Haar zur Ausfütterung der Kinderstube heimgebracht. „Wo hast du das Silberhaar gefunden?“ fragten verwundert die jungen Schwälbchen. „Ich nahm es von eines Oberleutnants Kopf,“ habe die Antwort gelaftet. Das sei nicht ungehört vom König geblieben, der noch am selben Tage für den ergrauten Adolf Seubert das Hauptmannspatent ausgefertigt. —

Junge Leute, Anfänger im Dienst, verschmelzen rasch zu einer einzigen gleichartigen Masse; so hatten sich auch bald die aus der Kriegsschule stammenden und die von der Universität kommenden Leutnants gefunden. Die aus den Kreisen der Unteroffiziere beförderten Leutnants (in unserem Jargon mit mannigfachen Scherznamen belegt) besaßen einen Vorzug vor den anderen: sie erwiesen sich als die lernbegierigsten von allen. Und ich, in dem sich die Liebe zum Schulmeistern schon in jungen Jahren und immer wachsend regte, trat diesen Kameraden besonders gerne näher. Wie schleppten sie sich ab mit einem um billigen Preis erworbenen Konversationslexikon! Wie steckten sie bei jeder Gelegenheit den Kopf hinein! Einzelne wußten sich rasch den nötigen Vorrat von Wortmunition einzulegen; andere verstanden es, klug alle Klippen und Fallen zu umgehen. Die meisten aber pflegten jedes Entgegenkommen zu lohnen mit einer ungesuchten, naiven Art

von Liebenswürdigkeit und manchem praktischen Wink. Gerade in den Tagen, wo ein guter Kamerad not tat, bewährten sie sich.

Es blieb dabei, nicht gerade das Leutnantskorps, aber das Offizierkorps im ganzen erschien als ein überaus lockerer Verband, durch die Unterschiede der Herkunft, der Bildungslaufbahn und der Aussichten in abgesonderte Klassen und Lager getrennt, und zwar noch weiter geschieden durch gesellschaftliche Stellung, durch die Gewohnheit des Denkens und Empfindens, durch das Aussteigen einer Art von gegenseitigem Mißtrauen. Und je höher es in den Chargen aufwärts ging, desto unüberbrückbarer erschienen die mancherlei Zerklüftungen.

Die bestehenden Lücken beizeiten auszufüllen war man redlich bemüht, wenigstens soweit es die Elemente der Wissenschaften betrifft. Der an die jüngeren Offiziere erteilte Winterunterricht sollte insbesondere dazu dienen. Da gab es Unterricht in Taktik, Anweisung zur Fertigung von Berichten, zur Beschreibung und Darstellung des Terrains. An Hilfsmitteln fehlte es nicht. Die Regimentsbibliothek war recht gut ausgestattet; dann und wann fand auch einer den Weg in die öffentliche Bibliothek nach Stuttgart; als militärische Zeitschrift studierten wir die in Darmstadt erscheinende „Allgemeine Militärzeitung“. Weiter nördlich wagten wir uns mit unseren Gedanken nicht. Auch auf die Artikel der „Österreichischen Militärischen Zeitschrift“ schwuren wir mit denselben Gefühlen wie der Kapitalist auf die Vorteile der österreichischen Papiere.

In Württemberg selbst erschien keine militärische Zeitschrift, aber Mitarbeiter zählte die „Darmstädter“ unter uns; so lieferte namentlich der schon genannte Hauptmann Adolf Seubert lehrreiche Artikel und Übersetzungen aus französischen und englischen Werken.

Wenige Jahre vorher war ein außerordentlich interessantes

Buch erschienen, freilich nicht mit so übersichtlich geordnetem Stoff, als zu wünschen gewesen wäre: „Stadlinger, Geschichte des württembergischen Kriegswesens“. Aus diesem Buche erfuhren wir, in welchen Ländern in den abgelaufenen Jahrhunderten unsere Truppen gefochten. Mit besonderem Stolz erfüllte uns „Achter“ die Kunde, daß unser Regiment vor anderthalb Jahrhunderten gegen die Türken in Ungarn und gegen die Spanier in Sizilien sich so brav gehalten. Mannigfacher Anstoß ging daraus hervor; Starkloff fing an, Regimentsgeschichten zu schreiben; Biffart folgte und bald nachher haben Sudow und Martens ihre Erinnerungen aus der Jugend und aus dem russischen Feldzug veröffentlicht. Höhere Bedeutung kommt der, wenn auch umständlich, doch originell aufgeschafften Kriegsgegeschichte von Julius Hardegg zu.

Unter den Winteraufgaben befand sich einst eine, die verlangte, Gefechte anzuführen, in denen bei geringer Leistungsfähigkeit der Artillerie die gesamte Durchführung der Infanterie zufallen mußte. Bei meinem Suchen und Umherstöbern traf ich unter anderem auch auf die „Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1828“ von Moltke. Es war das die erste Begegnung mit dem großen Heerführer. Am meisten Aufsehen machten damals unter uns die Veröffentlichungen von Rüstow, Griesheim, Höppler, Veitke; hinter Clausewitz bin ich erst etwas später gekommen.

So wäre für Unterricht und einiges wissenschaftliche Leben durch dienstliche Vorkehrungen ziemlich ausgiebig gesorgt gewesen. Viel weniger geschah in geselliger Beziehung. Es bestand weder im Regiment noch in der Garnison etwas wie ein Kasino oder eine Speiseanstalt. So mußte das Wirtshaus eintreten.

Demnach hätte man vermuten sollen, daß in der dienstfreien Zeit alles im Wirtshaus saß, daß dieses zu unserem Heiligthum wurde. Nur für diejenigen aber traf das zu, die

wohl auch dann im Wirtshaus gegessen hätten, wenn Kasino oder Speiseanstalt bestand. Die häuslich Gesinnten und Sparjamen ließen sich „das Essen tragen“, das Mittagessen nämlich, und verzehrten es einsam, wie ein Klausner in seiner Zelle es tut. Und billig kam die Sache, auf 16 Kreuzer, ungefähr 50 Pfennig. Noch billiger erstand man das Abendbrot; es gab einen großen Radau, als der Preis für den Schoppen Bier von 2 auf 2½ Kreuzer sich erhöhte; nur bei feierlichen Gelegenheiten ging man beim Wein über den Preis von 8 Kreuzern (24 Pfennig) für den Schoppen hinaus.

Wollte man mit seinem Gehalt von 600 Gulden (ungefähr 1000 Mark) irgendwie balanzieren, so galt es doch tüchtig aufzupassen trotz der niederen Preise. Die Wohnung nahm monatlich 5 Gulden weg, der Diener 2, die Kleiderkasse 6. Die meisten von uns Leutnants hatten keine Zulage von Hause oder doch nur unbedeutende. Für mich selbst war die Nähe des elterlichen Hauses der Hauptbestand meiner Zulage. Noch immer war mein Vater Pfarrer in Hohenacker, zwei gute Stunden von Ludwigsburg entfernt. Leicht konnte der Bursche den Weg machen und sich mit Wäsche oder Lebensmitteln beladen; auch nahm ich es nicht schwer, an dienstfreien Nachmittagen, und gar viele waren dienstfrei, den Weg nach Hause hin und her zu Fuß zu machen.

Dies ängstliche Rechnen und Sparen, die Klausnerei bei den Mahlzeiten erzeugte in manchen Naturen zagen Philisterrinn und Scheu vor der Gesellschaft. Das ließ sich auch nicht heben durch das abendliche Zusammensitzen im Bierhaus oder im Wirtsgarten. Mannigfache Elemente, junge Lehrer und Beamte, mischten sich in unsere Reihen. Nicht wenige Abende blieb ich auch zu Hause, um mein Lieblingsstudium der Geschichte wieder vorzunehmen. Damals beschäftigte ich mich hauptsächlich mit der französischen Revolution; Sybel und Zinkeisen hatten eben angefangen, darüber zu schreiben; Dahlmann

war schon von früher her bekannt. Auch meinen Thukydides und Tacitus zog ich wieder heraus; das hatte ich in der Kriegsschulzeit am schmerzlichsten vermißt, daß keinerlei Anklang mehr sich hören ließ an die Klassiker des Altertums. Jetzt konnte ich wieder schwelgen, mußte mir aber bald Übersetzungen anschaffen, da mir die Beherrschung der alten Sprachen nach und nach abhanden kam.

Die offizielle Geselligkeit war außerordentlich nahe beisammen. Neu im Regiment austauchende Offiziere waren gehalten, bei allen anderen Offizieren Dienstbesuche zu machen. Die besuchten Herren kamen und steckten zur Erwidern dem Neuling ihre Karte an die Türe. Aber auch, wenn der Ankömmling die Familien besuchte, so war damit nicht notwendig irgend eine Wirkung verbunden. Die meisten jungen Offiziere bekamen niemals die Wohnungen ihrer verheirateten Vorgesetzten von innen zu sehen. Denn Einladungen zu einem Butterbrot, zu Kaffee und Abendessen waren gänzlich unbekannt oder doch auf ganz wenige Kreise beschränkt. Von Hausbällen, die von hervorragenden Familien in Stuttgart abgehalten wurden, hörte man erzählen wie von Dingen aus Tausend und einer Nacht; zuweilen wurde der eine oder andere zu einem Hofball nach Stuttgart befohlen. Häufiger ließ man sich auf den Bällen des Ludwigsburger Museums sehen.

Daß die Offiziere Mitglieder des Museums waren, darauf wurde gehalten; dort war Gelegenheit, Zeitungen und Broschüren zu lesen, dort konnte man Bücher entlehnen; dort fand auch zur Winterzeit allmonatlich das „Garnisongemurmel“ statt. So benannten wir den Gesellschaftsabend, an dem die ganze Ludwigsburger Garnison, Generale und die Offizierkorps der zwei Reiter- und zwei Infanterieregimenter, der Artillerie, der Pioniere, der Kriegsschule und anderer Körper sich versammelten. Die Offizierkorps waren ja sehr klein und auch ein mäßiger Raum vermochte sie in ihrer Gesamtheit zu fassen.

Ob seiner Größe wurde der neue Saal im Gasthof zum „Bären“ angestaunt. In ihm versammelten sich die Offizierkorps zum Königsgeburtstagesessen anschließend an die Königsparade am 27. September, und zwar in Gala. Die Epauletten wurden ja damals zum Alltagsrock getragen; die Stabsoffiziere trugen zwei Epauletten mit Franzen, die Hauptleute, gewissermaßen zum Zeichen dafür, daß sie auf dem Sprung zum Stabsoffizier stehen, auf der einen Schulter eine Epaulette mit Franzen, auf der anderen ohne solche, der Oberleutnant zwei Sterne auf den Epauletten, der Leutnant einen Stern. Heute aber zum Königsgeburtstagesessen hatte man dazu noch die schwarz-rote Schärpe angelegt, Orden und andere Ehrenzeichen.

Diese letzteren, die Orden und Ehrenzeichen, waren in den Regimentern gar dünn geät. Denn diejenigen, welche noch unter Napoleons Oberherrschaft oder gegen ihn gedient, waren aus den Regimentern längst verschwunden. Der Kriegsminister v. Miller, 1792 geboren, scheint noch der einzige Aktive gewesen zu sein, der sich die französische Ehrenlegion erworben hatte. Den württembergischen Militärverdienstorden besaßen außer ihm noch zwei andere aktive Generale und ein Oberstleutnant (der letztere für den Feldzug in Baden). Ausländische, das heißt nicht württembergische Orden kamen damals nur an Offiziere in besonderen Stellungen.

Mit der Kriegsgedenkmünze war es eigentümlich gegangen. Verschiedene Erinnerungszeichen waren getragen worden. Da kam man 1840 auf den Gedanken, eine einheitliche Kriegsgedenkmünze prägen zu lassen für alle Feldzüge von 1793 bis 1814 und auf ihr zu bemerken: Für einen Feldzug oder für sechs, für zehn Feldzüge. Die Einzelmedaillen waren so verschwunden und der mit zehn Feldzügen trug dieselbe Medaille wie der mit einem einzigen Feldzug. Im Jahr 1840 war diese Einheitsmedaille an 26058 Veteranen ausgeteilt worden.

Nur für den Feldzug 1815 bestand noch ein besonderes Ehrenzeichen. Die Züge nach Schleswig und nach Baden 1848 und 1849 hatten für einzelne Bataillone auch als Feldzug gegolten.

Waren aber zum Königsgeburtstageffen ausnahmsweise auch pensionierte Offiziere geladen, so erschienen diese mit zahlreichen Orden bedeckt: Militärverdienstorden, russische und österreichische Orden, französische Ehrenlegion; am seltensten sah man einen preussischen Orden.

In unserem achten Regiment waren die Orden bald gezählt: der Oberst und der Oberstleutnant besaßen den Kronorden; damit fertig; zwei Offiziere trugen die Kriegsdenkmedaille für Schleswig; zahlreich aber war das Dienstehrenzeichen für 25jährige Dienstzeit vertreten; auch der älteste Oberleutnant trug ein solches.

Also heute, an Königs Geburtstag, strömte alles im besten Staat und Schmuck zur Türe des Bärenjaales herein; man gruppierte sich um die Tische und suchte seinen Platz auf. Überall gespannte Erwartung. Da stieß, das Pathos der Festfreude zum Ausdruck zu bringen, ein sonst gar zahmer Kamerad, der noch vor kurzem hinter der großen Schüssel der Unteroffiziersmenage geessen, sein Brot heftig von dem sorgfältig gedeckten Tisch und rief mit dröhnender Stimme: „Kellner, fort mit dem Brot! Das, was ich alle Tage habe, schickt sich doch heute nicht!“

Dem Geburtstag des Königs am 27. September schloß sich das Volksfest in Cannstatt an, wo sich ganz Schwabenland Stelldichein zu geben pflegte.

Bei den außerordentlich geringen Ansprüchen offizieller Kameradschaftlichkeit gestaltete sich das sonstige gefellige Leben so buntschedig als die Zusammensetzung des Offiziercorps selbst es war. — Lange Zeit, in den Zwanziger- und Dreißigerjahren, waren die älteren Herren durch die „Bärengeellschaft“ zu-

jammengeführt worden. Ein bekanntes Bild führt diesen Kreis im Gasthof zum Bären vor Augen. Der beleibteste unter diesen alten Kriegsmännern ist mein Großonkel Pfister, von dem ich schon früher erzählt habe. Die Bärengeellschaft scheint sich aufgelöst zu haben, als die Veteranen aus dem aktiven Dienst ausschieden. An ihre Stelle trat auf dem Museum das „Wachsfigurenkabinett“. So nannten wir Jungen die Gesellschaft der älteren Herren, der Stabsoffiziere und Pensionäre, die allabendlich in stiller Gemütlichkeit um den Tisch saßen und ihre Pfeifen rauchten. Die Stunde des abendlichen Zusammenkommens war genau geregelt, wie auch unbarmherzig die des Ausbruches eingehalten wurde.

In rechtem Gegensatz zu diesen genügsamen und pedantisch regelmäßigen Wachsfiguren standen die Flotteren unter den jüngeren Offizieren. Schon die Einrichtung von Wohn- und Schlafstube verrät den Mann, der zu leben wußte.

Aber auch diese Flotten spalteten sich wieder in zwei Klassen. Die einen widmeten sich einem phäakischen Dasein, das sich mehr zu Hause abspielte, wo es zur Winterzeit stets behaglich warm war, wo ein Ruhebett, Gläser und Flaschen, schöne Bücher und Karten, reichlicher Vorrat an Zigarren, der vom wohlgezogenen Burischen servierte Kaffee zum Bleiben einluden. Bei der anderen Klasse der Bevorzugteren aber zeigte sich wohl auch einiger Prunk, doch unordentlich; im Winter weder Holz noch Kohlen, ein verwilderter Burische; keine einladende Gemütlichkeit. Denn der flotte Lebemann dieser Klasse befand sich eigentlich nur vorübergehend zu Hause, bei Tag wie bei Nacht. Sein eigentlicher Aufenthalt war nach den wenigen Stunden des Dienstes das Wirtshaus. Dies ausschließliche Wirtshausleben vollzog sich zum Teil unter ganz wunderlichen Formen und brachte da und dort eine Art von höchst solidem Wesen, fast eine Art von Häuslichkeit außer dem Hause zu wege. Nach dem Wirtshaus floß ja fast die

gesamte Einnahme des Stammgastes; so wurde denn auch von einzelnen dem bedienenden Liesle der monatliche Gehalt eingehändigt. An dem Depot zehrte man herunter oder es ergingen auch besondere Aufträge, etwa: „Aber Liesle, in der nächsten Woche mußt du mir ein Paar neue Hojenträger kaufen.“

Mit der Zeit konnte es nicht fehlen, daß manche von der flotteren Sorte den Geldborgern und gewerbsmäßigen Spielern in die Hände fielen und zu Grund gingen.

Unter den Oberleutnants befanden sich einzelne Persönlichkeiten, welche einen gewissen Idealismus für ihren Beruf bewahrt hatten; sie übten zugleich auf die jüngeren Offiziere ihren Einfluß aus und waren bestrebt, durch unsichtbare goldene Fäden die unbefriedigende, öde Gegenwart mit einer hoffnungsfreudigen Zukunft zu verknüpfen. An der Spitze dieser Elemente standen die Oberleutnants Reinhardt und Wolff, der erstere Regimentsadjutant, der andere einer der beiden Schützenoffiziere. Eine kleine, geistig regsame Sondergesellschaft, der sich noch drei von den Oberleutnants und ein Regimentsarzt anschlossen, trat so zusammen. Nicht wenig stolz war ich darauf, daß ich zuweilen auch in diesen geschlossenen Kreis beigezogen wurde.

So standen sie wohl durch das Band des Dienstes verknüpft nebeneinander, aber innerlich fremd und unvermittelt: der wissensdurstige Fortschrittsmann und der eingewurzelt Feststehende, für den es nur eine einzige Angst gab, die Angst vor einem neuen Gedanken, der im Stande wäre, dies vorschriftsmäßige Einerlei zu zerstören. Da schob der knauserige Rechner sein sorgfältig in weißes Papier eingewickeltes Sechskreuzerstück in die Rocktasche, wenn er zuweilen zum stillen abendlichen Schoppen ging und frühzeitig wieder heimkehrte, um seiner beifällig schmunzelnden Gehälste zu erzählen, daß er den Sechser wohl herausgewickelt und hingegeben, aber

nicht vollständig aufgebraucht habe. Und neben ihm stand im Glied der Verschwendter, der mit erborgtem oder im Spiel erbeutetem Geld in der Tasche klapperte, und wenn er es nicht rasch genug los werden konnte, von allen Ecken und Enden Helfer und Helferinnen herbeirief.

Wo Müßiggang herrscht, pflegen sich Modetorheiten einzustellen. Man hielt außerordentlich viel auf eine schlante Taille, ja man raunte sich zu, dieser und jener trage ein Korsett. Entsetzlich krumme Säbel wurden außer Dienst angelegt; mit der Mütze machte man allerlei phantasiereiche Versuche. So wenig man sonst von preußischem Wesen wußte und wissen wollte, die „preußische Mütze“ war doch die beliebteste. Unsere eigene eingeborene, angestammte Mütze mit ihrem großen Schirm erschien äußerst schlapp und formlos; da wirkten denn die Umrisse der straffgespannten preußischen Mütze mit den scharfen Kanten besonders verführerisch. Auch von der russischen Mütze sprach man, die etwas weichere Linien zeige; doch ertriente sie sich niemals des gleichen Beifalls.

In der militärischen Welt aller Zeiten und Völker scheint die Kopfbedeckung bestimmt zu sein, den Geist des Erfindens besonders anzuregen. In Preußen, Bayern und anderen Staaten war man auf den Helm gekommen, in Osterreich hatte man das niedere Käppi; wir hielten fest an dem hohen, steifen, nach oben sich verjüngenden Tschako und an einer schlappen, großbeuteligen Mütze mit riesigem Schirm. Der schwer sich im Gleichgewicht haltende Tschako trug sich gar nicht bequem; deshalb kam das „Phantom“ auf, eine leichte Wachtuchhülle, welche lediglich die Form des Tschakos nachahmte. Wer irgend auf „fein“ Anspruch machen wollte, mußte ein „Phantom“ aufzuweisen haben. „Er hat nicht einmal ein Phantom“, klang als ein sehr absprechendes Urteil.

Unsere Beinkleider wünschten wir uns straffer, anliegender; deshalb trugen wir Jüngeren so gern Stege, die

aber arg verpönt waren, ärger als die Abarten der Mütze. Die erste Strafe zog sich in der Regel der junge Offizier zu „wegen Tragens von Hofenstegen“; erstmals Verweis, dann Arrest. Mit harten Strafen gegen Offiziere pflegten die Vorgesetzten überhaupt recht freigebig zu sein. Der erfinderische Geist in Modetorheiten blieb rege, bis wir nach dem Tode König Wilhelms I. im Jahr 1864 eine durchaus andere Uniform erhielten, anders in Schnitt und Farbe, zweireihigen Rock, statt der Epauletten Sterne am Kragen, dazu eine kleine Feldmütze, die noch kleiner und koketter zu formen das eifrige Bestreben einzelner blieb.

Fern von Modetorheiten hielten sich stets unsere Kameraden, welche aus den bescheidenen Kreisen der Unteroffiziere hervorgegangen. Dagegen zeigten sie sich immer bereit, einen Dienst zu übernehmen, selbst für einen Lustibüß oder Drückberger. Allezeit erwiesen sie sich brav und ehrenhaft im Krieg wie im Frieden. Und solchem Ruhme tat es auch keinen Eintrag, daß man sie oft, wenn man unversehens in ihre Stube trat, antraf, wie sie mit häuslichen Arbeiten sich abmühten. —

Der Kanzleikaserne am „Schwäybänkln“ in Ludwigsburg, auf der einen Seite eingefast von den herrlichen Alleen, auf der anderen von der breiten Poststraße, würde man es heute nicht ansehen, daß sie einst zum Wohnraum für ein ganzes Infanterieregiment diente.

Baulich betrachtet erschien sie als Triumph der Unbequemlichkeit mit allerlei Treppen und Winkeln und engen Gängen, erfüllt von muffigem Geruch.

Möglich wurde das Wohnen in solchen Räumen nur gemacht durch die von allen Seiten betätigte Genügsamkeit. Genügsam erwies sich der deutsche Bund mit seinen Anforderungen und Inspektionen; er konnte durch minimale Leistungen zufriedengestellt werden; genügsam auch die Regierung den

Landständen gegenüber mit ihren Forderungen für Militärzwecke; genüßsam das ganze Volk des Kleinstaates mit seinen Erwartungen von seiten dieses Militärstandes, indem man sich tröstete: im Ernstfall werden schon Oesterreich und Preußen und der Krieg selbst die Sache zu gutem Ende führen.

In Kleinstaaten konnte ja zu allen Zeiten derjenige sich mit Sicherheit den Ruhm eines Volksmannes erwerben, der die Notwendigkeit einer Waffenschule und der Bereithaltung einer schlagfertigen Armee bestritt.

Höchste Genüßsamkeit legten in Beziehung auf Benutzung der Kasernenträumlichkeiten auch die gesamten Mannschaften, Unteroffiziere und Offiziere an den Tag. Man glaubt nicht, was in den alten Wohnkassen sich alles hineinschachteln ließ. Das Herz des ganzen Betriebes bildete die Regimentskanzlei, die als Vorsehung und Fürsorgerin, aber zugleich auch als Heimat von bureaukratischer Herrschsucht und von VIELschreiberei gelten konnte, obwohl diese letztere damals nicht größer war, als heute trotz des angeblich mündlichen Verfahrens.

Selten ließ sich der Oberst in der Kaserne blicken; wenn es aber geschah, so wurde seine Ankunft der gesamten Kasernenbewohnerschaft als bemerkenswertes Ereignis durch das „Kommandeurignal“ verkündet.

Von Offizieren wohnten in der Kaserne der Oberstleutnant in einer Reihe von schönen Zimmern, die drei Adjutanten und der Verwaltungsoffizier; die letzteren Offiziere aber nur, sofern sie unbeweibt waren. Dann kamen die verheirateten Unteroffiziere an die Reihe, eingeeugt in kümmerliche Räume, zumeist samt Kindern in eine einzige Stube, während die Küchen gemeinschaftlich waren, ein Umstand, der manchen Streit und Kriegszustand herbeiführte.

Nach altem Herkommen hatten Regimentsstambour und Profosz das Recht, je eine Wirtschaft in der Kaserne zu führen.

Diese zwei Wirtschaften waren denn auch unter peinlicher Ausnutzung des Raumes in den niederen, ziemlich dunkeln Stuben der beiden Berechtigten untergebracht. Mannschaften und Unteroffiziere fanden hier Platz; in einer Ecke stand auch ein stets sauber abgeriebener Tisch für Offiziere, die zuzeiten regelmäßig hier vor sprachen.

Für alle berittenen Offiziere fanden sich Ställe; das sogenannte Offizierapportzimmer, dunkel, kahl geweißt, diente zu dienstlichen Versammlungen, Lehrzwecken; enthielt auch die Schränke mit der Bibliothek. Der größte Raum in der Kaserne war der Fechtiaal.

Die Mannschaftszimmer, hell und hoch in den Flügeln gegen die beiden Straßen, nieder, dumpf und dunkel in den Hintergebäuden, faßten den gewöhnlichen, kaum 400 Mann erreichenden Stand deshalb leicht, weil die Leute zu zweien in einem Bett schliefen. „Mein Schlaf“, so pflegte der Soldat seinen Bettgenossen zu heißen, und wenn die Zeit auch alles aus seinem militärischen Leben mit Vergessenheit bedeckt hatte, so erinnerte er sich doch noch in allen Lebenslagen seines „Schlafs“.

Die besondere Auszeichnung des Unteroffiziers bestand darin, daß er ein Bett für sich allein hatte; auch wußte er durch ein paar Vorhänge oder durch eine spanische Wand sich von der Mannschaftsstube abzusondern und hieß dann diesen Wohnraum seine „Garderubb“.

So dürftig und armselig konnte natürlich alles nur deshalb gehalten sein, weil im allgemeinen die Ausgehobenen nur aus unbemittelten, höchst genügsamen Leuten bestanden. Für die auch nur annähernd Wohlhabenden schickte es sich ja nicht, persönlich zu dienen.

Dadurch entstand unter den Unteroffizieren und Mannschaften die wichtige Klasse der Einsteher. Das waren diejenigen Leute, die aus dem Soldatssein einen Erwerb

machten. Einzelne strebsame, ordnungsliebende Leute aus den ärmeren Ständen, die zugleich eine Vorliebe für den Waffendienst hatten, kamen wohl auf diese Weise unter. Meist aber erschienen diese Einsteher, so weit sie nicht zu den besser gestellten Unteroffizieren gehörten, als recht grämliche, mißlaunige Gefellen, welche durch möglichst wenig Leistung ihre Summe zu verdienen gedachten.

Richtig ist, die Möglichkeit, als Einsteher für reiche Leute ein Stück Geld zu erwerben, wirkte mächtig mit, um gute Unteroffiziere für den Dienst lange zu erhalten. Aber für die Ausbildung blieb es eine fortwährende Hemmung, daß die Leute aus den besseren Ständen fast durchweg fehlten, daß die Waffenschule nicht als erziehende Ergänzung des gesamten Volksunterrichtes galt, sondern eben nur als eine Zwangsanstalt für die, welche nicht Geld genug besaßen, um sich freizukaufen. So war von vornherein die Freudeigkeit des Dienstes untergraben; eine Art von Pariagegefühl erhielt Gelegenheit, da und dort sich geltend zu machen.

Ausbildungsdienst und Übungen zeigten keine oder doch nur sehr wenige Bilder, die mit ihrer Nützlichkeit und Zweckmäßigkeit auch dem Publikum in die Augen fallen mußten. Nur das Fechten mit blanken Waffen ist nach einer vortrefflichen Methode und mit einem Eifer betrieben worden, wie seitdem niemals wieder.

Die Gesamtausbildung aber litt unter mancherlei mißlichen Umständen: einmal fehlten unter den Mannschaften die durch Gewandtheit und gute Schulung sich auszeichnenden Leute, welche geeignet gewesen wären, Vorturner und Vorbilder überhaupt abzugeben; zum zweiten beschränkte eine außerordentliche Sparsamkeit die Lehrzeit des Mannes bei der Fahne auf nicht einmal ganz 18 Monate und gestattete nur einen äußerst niedrigen Mannschaftsstand; endlich bannte das Lebensalter vieler Offiziere die Übungen in enge Grenzen.

„Es fragt sich, ob das Gedeihen des Kriegswesens mehr von Geisteskraft oder von Leibesstärke abhängt. Beides ist für sich unzureichend, das eine braucht den Beistand des anderen“, — so hören wir einen der alten Römer sagen. —

Das Jahr 1859 hatte in vielen Dingen einen Umschwung gebracht: dem Schießen, dem Schützendienst, der Beweglichkeit durch den Lauffschritt wandte man mehr Aufmerksamkeit zu; das weithin leuchtende weiße Federzeug war durch schwarzes ersetzt worden; zweigliederige Aufstellung; Schaffung der Jägerbataillone als Vorbilder für die gesamte Infanterie; und endlich „Kompaniesystem“.

Mit der letzteren Einrichtung war erreicht, was die junge Schule sich längst gewünscht hatte: Ausbildung des Mannes vom Rekruten aus in der Kompanie. Bisher war der Rekrutenhaufen lediglich behufs Verpflegung an jedem 1. April an die Kompanien verteilt worden; die Ausbildung aber wurde im Regiment besorgt. Ein Hauptmann und zwei Leutnants vollführten das und, wie sie eben durch gemeinsamen Drill geworden waren, so erhielten die Kompanien ihre Leute im Laufe des Juni. Daher kam es, daß der Hauptmann niemals für den Ausbildungsgrad seiner Leute verantwortlich gemacht werden konnte; es blieb eine Unmöglichkeit für ihn, seiner Kompanie einen besonderen Stempel der Leistungen aufzudrücken.

Das müsse eben mit dem Kompaniesystem anders werden; vom ersten Tag an solle der junge Soldat die Einwirkung seines Hauptmanns und der Kompanieoffiziere fühlen. Manchem alten Herrn unter den Hauptleuten, der gewohnt war, monatelang keinen Dienst zu haben, kam das höchst ungeschickt. Noch dämmerte immer die Vorstellung aus alter Zeit nach, als sei die Erreichung der Hauptmannstellung einer wohlverdienten und Ersparnisse abwerfenden Pfründe vergleichbar, aus der man auf keinerlei Weise vertrieben werden könne,

auch nicht durch Mängel. Für den als Präfidenten ausruhenden Hauptmann regierte dann vielmals der Oberleutnant.

Aber die Sache mit dem Kompaniesystem war auch jetzt so gefährlich nicht. Das Wort, das heute die ganze militärische Welt bewegt, die „Vorstellung“, war fremd und unbekannt. Ebenjowenig fand nach irgend einer Prüfung oder Frühjahrsmusterung eine eingehende Kritik statt. So gab es keinen Wettlauf, kein gegenseitiges Vergleichen. Erst mit den Jahren fortschreitend suchten die jüngeren Hauptleute in ihren Kompanien einen eigenen Geist heimisch zu machen.

Ich selbst hatte ja schon bei verschiedenen Gelegenheiten herausgefunden, daß ein Stück von einem Schulmeister in mir steckte. So fand ich mich ganz in meiner Welt, wenn ich mit den jungen Unteroffizieren und Soldaten, jetzt mit den Rekruten Unterricht abhalten konnte. Damals war es, daß mir der einzige Analphabet in meiner ganzen Dienstzeit aufstieß. Er war, wenn ich mich recht erinnere, aus Hof und Lembach, Oberamts Marbach und zeigte sich noch scheuer, mißtrauischer und verschwiegener als die andern Rekruten.

Oftmals war es recht schwierig, fast unmöglich, im Unterricht ein Geben und Empfangen, ein richtiges Eingehen und halbwegs zutreffendes Antworten in Gang zu bringen. Den Ausführungen des Lehrers trat oft trotziges Schweigen, abweisendes Verhalten entgegen; nur wenn ein paar Hohenloher unter der Schar sich befanden, wurde ein geistiges Einverständnis und fließendes Aussprechen erleichtert.

Wiederholt habe ich mich gefragt, woher dies Entgegenstemmen gegen die einfachsten Begriffe bei den Schwaben? Woher das störrige Schweigen einer höchst unverfänglichen Frage gegenüber?

Ich erinnere mich, was Leute erzählt haben, die in Schwaben reisten, was erst jüngst ein geistreicher Reisender berichtete. „Ich fragte einen Bauersmann, wie weit es sei

nach Zwiefaltendorf. Wenn ich ihn gefragt hätte, wie weit es sei nach Peking, hätte er kein fremderes und unwissenderes Gesicht machen können. Das habe ich überhaupt gefunden im Schwabenland, daß die Leute über Entfernungen nicht Red und Antwort stehen können.“

Richtig; aber das langsame Aufrollen der Entfernungsvorstellungen ist es nicht allein, was den Befragten verstummen macht. Im Gegenteil, er weiß im Grund die Sache ganz gut, er hat sich bald darauf besonnen; aber nun geht er mit sich selbst zu Räte: aus welchem Grund fragt mich wohl der Fremde? Hat er Böses oder Gutes vor? Was führt er im Schild? Gar oft kommt der befragte Schwabe zu dem Schluß, es sei das beste, im Zweifel zu schweigen, oder er rettet sich aus der Verlegenheit heraus mit einem: „I weiß net.“

Es gibt ein Sprichwort im altwürttembergischen Land: „Der ‚I weiß net‘ gewinnt alles.“ Das will sagen: mit dem Vorgeben, daß du eine Sache nicht weißt, hast du dich zugleich schön herausgerettet, niemals kannst du bei so klugem Verhalten etwas verlieren. Es dürfte sich fragen, ob bei irgend einem anderen deutschen Stamm oder bei einer fremden Nation ein ähnlich lautendes Sprichwort im Gebrauche ist.

Ob die Scheu vor dem Ausgefragtwerden daher kommt, daß im Gemüt der Menschen noch die Erinnerung an frühere Gewalttaten zurückgeblieben ist? Das Mißtrauen, mit dem die Schwabenherzen erfüllt sind gegen Behörden und gegen Höhere überhaupt, ist sicherlich ein Rest von Furcht aus der nicht allzuweit zurückliegenden Zeit, da die Landleute von den Behörden und „den Herren“ geheßt und gepeinigt waren wie die Hagen.

Heutigentages noch beschuldigt der Schweizer aus Nidwalden den Zwillingbruder aus Obwalden, daß er vor hundert und einigen Jahren den Franzosen bei ihrem Einbruch ins Land den Weg nach Nidwalden verraten habe.

Das können die Midwaldner nie verzeihen und oftmals hat es blutige Köpfe gegeben, wenn sie mit den beschuldigten Obwaldenern zusammentrafen. Eine ähnliche Gedankenreihe mag sich in dem Kopf der Schwaben entwickelt haben, wenn sie daran dachten, daß ungefähr um dieselbe Zeit wie in der Schweiz sich die plündernden Haufen der Franzosen hier von Dorf zu Dorf durchfragten.

So gab es oft bei dem Unterrichten, bei den Fragen und Prüfen ungeahnte Schwierigkeiten. Es mußten alle möglichen Kunstgriffe angewandt werden, um des stockigen Wesens einigermaßen Herr zu werden. Auch mit den schriftlichen Ausarbeitungen hatte es in der Winterschule für Unteroffiziere und Unteroffizierskandidaten seine Haken. Auf alle Gefahr hin, so pflegten wir im Gymnasium und im Kloster Blaubeuren zu sagen, fangen wir unsere lateinische Komposition mit „Quamquam“ an; das kann nichts schaden. Ein ähnlicher Gedankengang schien jetzt im Regiment meine Schüler geleitet zu haben, wenn sie mit besonderer Vorliebe, ja fast ausnahmslos ihre kleinen schriftlichen Berichte und Meldungen mit „Indem“ begannen. Dies Wörtchen erschien ihnen offenbar höchst elegant und ersetzte alle Begriffe für „weil“, „während“, „obgleich“.

Die Übungen in der Kompanie und im Bataillon litten durch den Umstand, daß nur während einiger Wochen im Herbst der „große Stand“ mit 78 Mann pro Kompanie angenommen wurde, während in den meisten Monaten kaum 40 Mann unter dem Gewehr standen. Und die Zahl der Ausrückenden sah sich noch weiter beschränkt durch allerlei Arbeiten: Kartoffelschälen, Pansenlesen und anderes. So wurden meist die dienstfreien Teile des Regiments zusammengestellt, um einigermaßen wenigstens Kompanien und Bataillone vorzustellen. Dann gab es Kompanie-, Bataillonsschule, Felddienst, Heijemarsch.

Aber auch für diese Übungen blieb der Rahmen ein enger. Man war gewohnt, sich auf den Exerzierplätzen zu bewegen oder in nächster Nähe der Garnison.

An weiterem Ausgreifen sah sich die Truppe behindert durch die verminderte Leistungsfähigkeit der vielen gealterten Offiziere. Zwar bestimmte die Vorschrift, daß Hauptleute, welche das 50. Lebensjahr überschritten haben, ein Pferd gestellt bekommen für jeden Tagesmarsch. Aber die meisten verzichteten darauf, weil die Kunst des Reitens ihnen um nichts vertrauter war als die Steuerung eines Linienschiffes.

Man behauptete in jener Zeit, daß das Offizierkorps der Artillerie die meisten guten und systematischen Reiter besitze; auch bei der Kavallerie finden sich solche, bei der Infanterie aber verstehe kaum der eine oder andere eine ordentliche Figur auf dem Pferde zu machen. — Von den drei Adjutanten eines hohen Herrn erzählte man sich: der eine könne schreiben, aber nicht reiten, der zweite reiten, aber nicht schreiben, der dritte verstehe keine von beiden Künsten. —

Von altersher war es die Aufgabe der Frühjahrsmusterung, alles in der Stille Geschaffene ans Licht zu ziehen. Es handelte sich dabei um die Prüfung des theoretischen Unterrichts, der Instruktion und um Exerzieren. Aber hierbei nicht um zweckmäßige, rasche Bewegungen, sondern um die Probe, ob man es verstehe, den ganzen Apparat des Reglements zur Geltung zu bringen, jeden Buchstaben der zwölfbändigen Kriegsdienstordnung zu beobachten. Fern wurde alles Kriegsmäßige gehalten, jeder eigene Gedanke; es florierte das öde Frag- und Antwortspiel, auf das man alles hielt, als läge darin die Rettung aus jeder Gefahr. Vor einem geübten Auge mag nur das Fechten und Turnen der Unteroffiziere Wert gehabt haben.

Kriegsdienstordnung! segensreiche
Schreiberstochter, die das gleiche

Jedem Feutnant neu verkündet,
 Die den innern Dienst begründet,
 Die mit zwölf famosen Bänden
 Selbst die Klügsten weiß zu blenden. — —

Holder Friede!
 Emsig Nichtstun!
 Weilet, weilet
 Ja recht lang am Neckarstrand!
 Möge nie der Tag erscheinen,
 Wo die Defilierpartien
 Sich in Bivachnächte wandeln,
 Wo die Frage:
 Ob der Rock die rechte Länge
 Und der Bart?
 Den Generalen
 Durch die Strahlen
 Der Granaten wird erspart.

So wetteerte, angeekelt durch die öde Pedanterie, der Hauptmann Adolf Seubert in seiner militärischen Nachbildung von Schillers Glocke. —

Bei weitem intensiver und verständiger wurden die Übungen in den Jägerbataillonen betrieben. Junge Kommandeure, junge Hauptleute hatte man dorthin versetzt. Die Leistungsfähigkeit steigern, die Beweglichkeit erhöhen, wie der Blitz die Stellung wechseln, unverzüglich nach ausgiebigem Laufschrift bald da, bald dort erscheinen, darin suchten die Jäger ihre Besonderheit und ihren Stolz. Es lebte ein frischer, unternehmungslustiger Geist in ihnen; der ganze pedantische Griesgram der Linienregimenter schien abgestreift zu sein.

Alter als die Jägerbataillone war das Schützeninstitut. Die Kriegsverfassung des deutschen Bundes bestimmte, daß etwa der zwanzigste Teil des Fußvolks aus Jägern oder Schützen bestehen sollte. Deshalb wurden von 1822 an je zehn Mann der Kompanie als Schützen ausgebildet. Schütz

gewesen zu sein, darauf bildeten sich die Leute nicht wenig ein; 1865 verschwand das Schützenkorps.

Mit dem Scheibenschießen war es eine eigentümliche Sache. Man blieb weit entfernt, den Wert zu unterschätzen, aber man betrieb diese Kunst auf unzweckmäßige Weise. Die Anzahl der scharfen Patronen wurde, wie ich glaube, pro Mann und Jahr auf 60 erhöht. Ein systematisches Weiter-schreiten fand wohl statt von Entfernung zu Entfernung; aber der Mann schloß meist sich durch bis in höhere Entfernungen, auch wenn er auf die nahen Distanzen schlecht geschossen hatte. So kam es, daß der von Natur gute Schütze als solcher anerkannt wurde und in die erste Klasse kam; allein der schlechte Schütze blieb ein schlechter, weil keine strengen Bedingungen für die einzelnen Schießklassen ihn zwangen, mit Patronenzulage eine Minimalbedingung zu erfüllen.

Die Jägerbataillone brachten neues Leben ins Schießen. Unser Miniégewehr trug bis auf 1000 Schritt einen gezielten Schuß. Gerade auf die weiteren Entfernungen sollte geübt werden und da erwiesen sich die Schießplätze der Garnisonen als zu kurz und zu wenig gedeckt. Deshalb sah man sich nach natürlichen Schießplätzen um, wo ohne Gefährdung der Umgegend jegliche Art des Schießens sich ausführen ließ. Schon im Frühjahr 1860 konnte man Pioniere in ein kleines Seitental der Erms bei Urach entsenden, um, zunächst für die Jägerbataillone, Unterkunft zu schaffen bei der einige Wochen in Anspruch nehmenden Schießübung. Später sollten je für 14 Tage auch die Infanteriebataillone daran kommen.

Im Sommer 1861 traf es uns, das erste Bataillon des achten Regiments. Über Stuttgart, Degerloch, Nürtingen ging es der Alb zu.

Wie es so frisch von den Bergen und Wäldern auf die staubige Landstraße herweht! Jetzt biegt man ab ins Tal

des Brühlbachs hinein. Da kommt auch schon das Lager in Sicht; in Waffen geordnete Hütten und Zelte am Fuße des Hundbergs auf der grünen Wiese, überragt von grünlichgrünem Buchenwald.

Zwei Täler laufen am Hundberg zusammen: das Thal des Brühlbachs, der eben von seinem Wasserfall herkommt, und das vom Kloster Güterstein mit dem Fohlgarten; zwei ragende Eckpfeiler dieser kleinen Täler blicken zum Lager herab: auf der Seite von Güterstein der Galgenberg, auf der vom Wasserfall Hohen-Urach mit seinem in Trümmern liegenden Schloß.

Es ist eine Eigentümlichkeit der Seitenrisse auf dieser Strecke der Alb, daß sie mit fast horizontalem, wiesigem Boden tief einschneiden in das Massiv des Gebirgs. Solcher Art war das „Schießtal“ etwas unterhalb des Wasserfalls am Brühlbach. Der Schütze hatte vor sich und zur Seite einen Kugelfang, wie er großartiger nicht zu denken ist.

„Das Lager“ galt als das Wunder der ganzen Gegend; nicht wenige Besucher stellten sich ein. Am meisten aber heinelte es mich an, wenn die Seminaristen aus dem Kloster Urach daherzogen und mich mit ihrer Art, in der sich Bescheidenheit paarte mit unbändiger Neugier und Unternehmungslust, an mich selbst erinnerten und an das Leben im Kloster Blaubeuren.

Sonst pflegen militärische Übungslager auf weiter, reizloser Fläche zu liegen; hier fand sich ein Soldatendorf, mitten hineingesetzt ins Rauschen der Bäche, in Waldschatten auf blumigem Wiesenplan, überragt von Felsen und Burgtrümmern, von denen graufige Sagen klangen. Ringsum tiefe Stille und sommerliche Schwüle, nur von fernher tönt der dumpfe Lärm des Städtchens. Das muntere Geplapper der ihre Gewehre putzenden Leute läßt sich hören, und der Sang der Schützen, die zum Schießtal ziehen:

Sollt ich's einem Bauern dienen
 Und mein Geld im Schweiß verdienen?
 Bruder, nein, das tu' ich nicht.
 Lieber will ich bei Kanonen,
 Im Gezelt und Lager wohnen,
 Wo man von den Waffen spricht; —
 Einem Bauern dien' ich's nicht.

War der Dienst, und er dauerte niemals allzulange, vorüber, so lockten die Schönheiten ringsum hinauf zur Höhe. Dort liegen in verborgenen Klüften die Quellen des Brühlbachs, der in mächtigem Wasserstrahl über Felsen und Baumstämme hinabstürzt, um sich erst unten auf dem Wiesenteppich wieder in ruhigem Bett zu sammeln und die kristallklaren Fluten der nahen Erms zuzuführen.

Nahе diesem Wunder erheben sich die Trümmer von Hohen-Urach. Dort saß einst Nikodemus Frischlin, einer der württembergischen Dichter, welche die Schärfe ihrer Feder mit Verfolgung und Gefängnis zu büßen hatten. Unbändigen Freiheitsdranges voll, suchte er zu entfliehen; da riß sein aus dem eigenen Pinnenzeug gedrehtes Seil, und — —

Weh', Mutter Erde, daß mit linden Armen
 Du ihn nicht auffingst, schützend, voll Erbarmen!

Aus dem Blute des Zershellten entsproßte, wie das Volk erzählt, ein zart Blümlein, seltsam geformt, einem Totenkopf ähnlich, über dem ein Täubchen aufsiegt; es findet sich ringsum in dem Garten Gottes, auf Wiesen und im Buchenwald.

Anderе Wege führten hinauf zur weit sich dehnenden Hochfläche, zum Fohlenhof St. Johann, zur „Schönen Buche“, zum „Grünen Felsen“, einer Bergkanzel, von der weit die Blicke schweifen über die Hügel und leichtgewellten Flächen des Unterlandes. —

Es ist kein Zweifel, der Anstoß des Jahres 1859 wirkte mächtig fort. Wie nach einem Mecca des Kriegsgottes, so

gewöhnte man sich, nach dem Lager von Chalons zu blicken. Dort sei die Rüstung geschmiedet und angelegt worden, welche den Franzosen ihren Sieg in Oberitalien verschaffte. Auch dem von allerlei Befürchtungen umgetriebenen Volk in Württemberg sollte gezeigt werden, daß seine Armee Manns genug sei, auf eigenen Füßen zu stehen, wenn Preußen sich etwa darauf beschränken wollte, von Deutschland nur das Stück nördlich des Mains zu schützen; jedenfalls stellen die württembergischen Regimenter einen wünschenswerten Bundesgenossen dar. Das alles sollte durch ein Übungslager im Herzen des Landes zur Anschauung kommen; so lag es im Plan des Kriegsministers, eines ungemein geriebenen Vertreters von Regierungsvorlagen den Landständen gegenüber.

Da, wo die östliche Filderebene zum Neckartal sich ablenkt, baut sich am Hange der uralte Flecken Königen (Künningen) auf. Schon einmal war hier auf dem hochgelegenen „Burgfeld“ kriegerischer Ruf erklungen, als die römischen Kohorten vom oberen Neckar, von Nottenburg, herabzogen und in der befestigten Römerstadt auf der Höhe über Königen Raft hielten. Seit Jahrhunderten war der Pflug des Ackerers auf kolossale Trümmer gestoßen und in neuerer Zeit sind viele wertvolle Stücke geborgen worden.

Hierher aufs Burgfeld entzandte zu Anfang August 1861 das Kriegsministerium (denn dies war die oberste militärische Behörde im Krieg wie im Frieden) die Pioniere, um Zelte und Baracken zu bauen. So entstand in wenigen Wochen das Lager von Königen. Der größere Teil der Infanterie und Reiterei sollte hier zu Übungen vereinigt werden, die im ganzen vier Wochen zu dauern hatten. „Dies Zusammenleben ist geeignet, die moralischen Bänder und Hebel erkennen zu lassen und zu festigen, durch welche allein eine Truppe zu jenen Leistungen befähigt wird, die in der Stunde der Gefahr von ihr gefordert werden.“

Deshalb mußte alles feldmäßig sein, Verpflegung und Übung. Wir jungen Offiziere standen uns sehr gut dabei; denn die Feldzulage betrug etwas über einen Taler täglich und ein Taler besaß damals noch mächtige Kaufkraft. Auch sonst war nirgends geknauert, ganz gegen die sonstige Art; einem zweiten Capua glich das Lager auf dem alten Römerboden.

An den Abenden und an den Sonntagen strömte das Volk herbei, um nichts von dem glänzenden Volksfest sich entgehen zu lassen.

Der Kriegsminister v. Miller, als Leiter des Ganzen, hatte in Unterboihingen sein Hauptquartier aufgeschlagen. Dorthin erhielten wir Jüngeren auch eine Einladung; das erste Mal für die meisten, daß sie an eines Vorgesetzten Tische saßen und zugleich das letzte Mal für viele Jahre. Bei der ausgedehntesten Übung, welche diese Tage brachten, waren 14 Bataillone, 14 Schwadronen und 4 Batterien (20 Geschütze) vereinigt. Auch der achtzigjährige König, begleitet vom Kronprinzen Karl und dem jugendlichen Prinzen Wilhelm, war erschienen.

Man atmete an solchen Manövertagen förmlich auf und sog die freiere Luft in gierigen Zügen ein. Bisher hatte man durch gemüthliche „Stallfütterung“ Pedanten und Bureaukraten herangezogen, denen jeder Exerzierplatz zu weitläufig war. Jetzt erhielt plötzlich die rostige Maschine Feuerungsmaterial, das aus allen Ecken und Enden, aus dem freien offenen Felde, aus der gestaltenreichen Erdoberfläche, aus den Gemüthern der Menschen, aus dem bißchen Selbstüberwindung, zusammengetragen wurde; jetzt verstand man, warum die Jägerbataillone sich so sehr fühlten, warum sie mit so viel Befriedigung auf ihre gesteigerte Leistung blickten.

Auch an leitender Stelle schien man mit dem System der Stabilität vor dem Jahr 1859 gebrochen zu haben; voll

Zuversicht begann man auf die eigene Vervollkommnung zu blicken. Ja, man versuchte zu lachen über die Zeit vor wenigen Jahren, da man, dem Vogel Strauß gleich, den Kopf in den Sand steckte, um die eigenen Mängel nicht zu sehen; da man noch förmlich erschrak, wenn man sich über einem Gedanken an Reform ertappte.

Jetzt war man des treuherzigen Glaubens, der militärische Friedensdienst stehe in Bezug auf „Feldmäßigkeit“ auf der Höhe, und komme es dereinst zum Kriege, so werde der Ernst der Lage schon dafür sorgen, daß die Kriegstüchtigkeit sich hebe und den schwäbischen Kriegern eine Überlegenheit zu teil werde, ähnlich wie den Franzosen in Oberitalien.

Die Menschen werden ja wohl durch die Dinge und Ereignisse mit ihren Folgen beherrscht; aber nicht durch die Dinge an sich, sondern durch den Widerschein der Dinge, durch die Bilder, die man sich in der Vorstellung willkürlich von den Dingen macht.





Hochschule Tübingen

— Verließ ich Pisa nicht
Und kam nach Padua, wie ein Mann verläßt
Den leichten Bach, sich in den Strom zu werfen,
Um recht mit Fülle seinen Durst zu löschen?
Was ihr nicht tut mit Lust, gebüßt euch nicht;
Kurz, Herr, studiert, was ihr am meisten liebt.

Shakespeare
(Der Widerspenstigen Zähmung).

Es gibt auf diesem Erdenball wenige Räume so leer, so öd, so gähnend, wie die drei Schloßhöfe in Ludwigsburg. In dem vordersten derselben, gegen die Lindenallee und gegen die Stadt hin, befindet sich die Schloßwache, die vor den Gemächern für den Wachoffizier und die Mannschaften einen schattigen Säulengang hat.

Brütend liegt die Nachmittagssonne des August auf dem Schloß mit seinen Höfen, auf den Alleen und den Anlagen, auf der Schloßwache mit dem kleinen Säulengang. Kein Lüftchen bewegt die Gipfel, auf jeden Fleck der Quadersteinwüste scheint die Sonne mit ganzer Wucht zu drücken. Nirgends ein Laut; die geschwägigen Sperlinge, Meisen und Finken haben sich in schattige Ecken, in die dunkelsten Schirme der Laubkronen geflüchtet. Die Schildwache schreckt ordentlich zurück vor dem hallenden Klang der eigenen Schritte, zögernd setzt der Mann den Fuß aufs brennende Pflaster. Mit grellem Licht starrt jede Mauer die andere an und wird von dieser wieder angestarrt.

Es schlafen die Steinfiguren alle, unten im Hof und oben auf den Gesimsen; leise klingt die einschläfernde Melodie vom plätschernden Brunnen im mittleren Hofe her. Das ver-

schlafene mächtige Gebäude, der träumende Steinkoloß wirkt selbst einschläfernd und ich beginne zu nicken. Vor wenigen Stunden hatte ich die Wache bezogen und saß in dem bequemen Großvaterstuhl vor dem Wachzimmer in dem Säulengang. Mich zu ermuntern, schreite ich durch die grabesstillen Schloßhöfe nach den Anlagen. Es schlafen die Baumwipfel alle in süßer Ruhe, es schläft der Spiegel des kleinen Sees so glatt und matt; es schlafen die Enten mit unter die Flügel gesteckten Schnäbeln; keine Muskel bewegend, mit sorglicher Grandezza, jachte, jachte, unmerkbar rudend, zieht der Schwan auf dem blanken Grunde hin, gleich als fürchte er sich, die Unbeweglichkeit des Schlafes ringsum zu stören und eine Furche in den bewegungslos glatten Spiegel zu schneiden.

Die Nacht erst weiß zu entschädigen für den verschlafenen Tag. Im kühlenden Hauche beginnt sich das Zauberichloß zu regen; viel lecker wie am Tage plätschert der röhrenreiche Brunnen und das Licht des Mondes zeichnet mit scharfen Schattenrissen die feinen Figuren des Daches auf den Boden der Schloßhöfe. In solchen Nächten mögen in diesen Höfen einst die farbenbunten Gruppen grazioser Damen und Herren sich bewegt haben bei den venezianischen Messen und anderen Hoffesten. Das war ein Röchern und Kosen, ein Neigen und Beugen, bis alles zu Stein erstarrte.

Nach dem glühenden Tag in der Steinwüste, nach der kühlenden Nacht beginnt es mit dem grauen Morgen fast zu frösteln. Ein leichter Wind schüttelt die Blätter der höchsten Gipfel und entlockt den Holzharfen in der nahen Emichsburg klagende Töne. Dämmerige Schatten treibt das Frührot vor sich her und spinnt Schleier zwischen Büschen und Bäumen; da setzt sich der erste Morgenstrahl auf den Nebelduft und sticht wie ein weißglühender Pfeil durch die Lüden, die er zwischen den Laubbüschelein herausgefunden.

Nirgend's stehen die Linden so dicht, nirgend's erhebt sich

ihr Gipfel so hoch, so kronengerundet als am Eingang in den vorderen Schloßhof, nahe bei der Schloßwache. Es ist Abend geworden in der Frühlingszeit; die Kameraden, die zu Besuch auf der Wache waren, haben sich verabschiedet; man steht am Thor des toten Schlosses und sieht noch wie ein Gespenst die Nachtpost nach Marbach an der Lücke vorüberhuschen; die hellen Kleider der Schönen, die in den Baumgängen gewandelt, sind verschwunden; irgend ein gelangweilter Hund hatte noch gekläfft, jetzt ist auch er stille geworden. — Droben im Garten des Gouverneurs schlägt eine Nachtigall und die ganze Luft ist voll vom süßen Duft der Lindenblüte.

O Lindenduft, o Lindenbaum!
Ihr mahnt mich wie ein Kindheitstraum,
Wo ich euch immer finde.
Die Linden lieb' ich überaus;
Es stand ja meines Vaters Haus
Im Schatten einer Linde.

David Friedrich Strauß, der so singt, hat ja inmitten dieser Lindenpracht, in nächster Nähe derselben, das Licht der Welt erblickt.

An solch duftigem Frühlingsabend war es, daß ich der-einst auch auf der Schloßwache saß. Wir jungen Offiziere mußten gar oft da sitzen. Wohl gab es schöne Augenblicke auf der Wache, wie es gerade dieser Frühlingsabend war, aber im ganzen ärgerte ich mich doch an dem überaus kleinlichen Lun, an der verträdelten Zeit. Man zog ja doch nur deshalb auf die Schloßwache, weil man seit hundert Jahren und wer weiß wie lange sie bezogen. — Wie herrlich, wenn die verschwendete Zeit, wie aus einer Sparbüchse, fürs Alter herausbezahlt werden könnte!

Manche der Kameraden waren zu ihrer weiteren Ausbildung nach Paris gegangen und hatten bereitwilligst Urlaub zu diesem Zweck erhalten. Andere dachten an Wien, München,

nur auf den Weg nach Berlin kam keiner. Auch ich nicht. Aber irgend eine Tätigkeit mußte doch die fehlende Militärakademie ersetzen. So kam mir die Hochschule in den Sinn. Dort konnte ich meinem Lieblingsstudium, der Geschichte, nachgehen; dort werde dies Fach eben von einem tüchtigen Meister gelehrt, von Reinhold Pauli; dort gebe es Gelegenheit, auch noch andere Körner aufzuspicken.

Schöner, lauer Frühlingsabend auf der Schloßwache war es; da ließ sich die Zukunft so herrlich ausmalen; da verzerrte ich denn mein Gesicht um ein Jahr Urlaub zum Besuch der Universität Tübingen, wo ich in erster Linie Geschichte und außerdem Geologie und Volkswirtschaftslehre zu studieren gedachte.

Sauber geschrieben war das Gesicht in den Maientagen abgegangen. Jetzt war es August geworden und ich saß an jenem brütend heißen Nachmittag auf der Schloßwache. Vom Schicksal meiner Bitte hatte ich bis jetzt nichts erfahren. Vielleicht war sie auf ihrem weiten Gange eingeschlafen, so wie heute in der Sonnenglut die ganze Welt schlief. — Nein, nicht die ganze Welt ist eingeschlafen. Da kommen Schritte durch die Schatten der Allee herab. Es ist der Regimentsadjutant, der auf die Schloßwache zuschreitet. Mit freundlichem Glückwunsch reicht er mir die Hand und nimmt ein Schreiben oben aus der Mütze heraus, dessen mächtiges Siegel schon seine hohe Herkunft verrät: vom 1. Oktober 1862 bis 30. September 1863 Urlaub mit vollem Gehalt zum Besuch der Universität Tübingen.

Als an diesem Tag die belebende Nacht hernieder sank auf das eingeschlafene Schloß, da zauberten mir die abenteuerlichen Spukgestalten besonders farbenreiche und liebe Bilder vor; in ihre Rahmen hatten sich ein paar mit besonderem Ernst einhergehende Professoren gemischt. —

Bald waren die Uniformstücke und die ganze militärische

Ausrüstung in den Schrank gehängt; das bürgerliche Kleid trat bei dem angehenden, an Jahren freilich vorgeschrittenen Studenten in seine Rechte; von den Kameraden der Garnison, von dem elterlichen Pfarrhaus im benachbarten Hohenacker wurde Abschied genommen und fort ging es nach der Universität.

Diese kleineren alten Universitätsstädte, die so zahlreich dem deutschen Boden entsprossen sind und dem jungen Studenten die behaglichste Unterkunft bieten, haben manches miteinander gemein nach Lage, Einrichtung und Entstehung. — Grünes Wiesental mit dem kleinen Fluß; von der Höhe herablickend alte Türme und Schlösser, zum Zeichen dafür, daß dynastische Größe sich hier ein Denkmal gesetzt; am Hang emporklettern die Gassen der Stadt; schöne alte Kirchen; für die Räumlichkeiten, welche die Hochschule erfordert, Klostergebäude oder Schloßteile eingerichtet; dazu Ansätze für moderne Straßen und Hochschulinstitute.

In Tübingen war die Hauptveränderung dadurch hervorgerufen worden, daß seit dem Herbst 1861 die Lokomotive in diesem Teil des oberen Neckartals pfiß, daß auf dem rechten Neckarufer, dem schönsten Teil der Stadt gegenüber und den herrlichen Anlagen auf dem „Wörth“ benachbart, sich ein Bahnhof als Kern eines neuen Stadtteils erhob. Zum letzten Male waren sie gesehen worden, die rüstig mit dem Gehstab einhererschreitenden Jünglinge, die von Stuttgart über Waldenbuch durch die Laubhallen des Schönbuchs daherzogen und schon von ferne durch Schwenken der Mützen und Zuruf ihr liebes Tübingen grüßten. Jetzt, mit dem Jahr 1862, drängten sich die Ankömmlinge vom Bahnhof her über die schöne Neckarbrücke zur Stadt.

Wenige Wohnplätze haben eine so ausgeprochene Sonnenseite und solch deutliche Schattenseite wie Tübingen. Das Wesentliche der Lage liegt darin, daß der Schloßberg am

Neckar hin rasch sich senkt zu einem Sattel, um sich im Osterberg nochmals aufzubauen. Auf der einen Seite des Sattels läuft der Neckar, auf der anderen sein Nebenfluß, die Ammer. In den Sattel selbst hat sich die Stadt eingebettet mit Kirche, Marktplatz und Rathaus; am Neckarhang, an der Neckarhalde, hat sie sich enggässig angeklebt und so die Sonnenseite mit hoch aufgetürmten Häusergiebeln, gekrönt vom Schloß Hohen-Tübingen, geschaffen. Gegen Norden, gegen die Ammer hin, senken sich gleicherweise vom Sattel ab die Gassen, um den Schattenteil zu bilden, die „Vogerei“; der Unterschied liegt darin, daß die Gassen hier noch enger und krümmter sind als dort.

In der Folge hat sich das Bild der Stadt wesentlich geändert. Zu den Neubauten am Bahnhof kam 1875 noch die Kaserne, deren Insassen, ein Bataillon Infanterie, ein neues Element in die Bewohnerschaft trugen, welche bisher eben nur bestanden hatte aus den Studierenden selbst, ihren Lehrern und aus dem Stamme der „Philister“, welche dazu da waren, Wohnung, Kleider und Stiefel zu schaffen, Speise und Trank zu reichen. Zu landhausartigen Neubauten lockte bald die herrliche Lage an der Neckarhalde und am Osterberg; die Wissenschaften selbst, namentlich Medizin und Naturkunde, forderten neue Räume.

Mit meinem Gehalt und einem Familienstipendium stand ich mich äußerlich ganz gut und so mietete ich mich in einem schönen Hause der Neckarhalde ein; über Wiesen und waldige Berge hin drang der Blick in die Schwäbische Alb bis zur Salmendinger Kapelle. Zwei weitere Offiziere waren mit mir noch in Tübingen aufgezogen, liebe Freunde, aber die Kom-promotionalen von Blaubeuren waren fast alle abgegangen, hinaus in die Welt der Philister.

So wäre Unterkunft und nächster Anschluß gesichert gewesen; vorüber war auch die Immatrikulation. Aber nun ging es an das Geschäft, wonach es das Herz am meisten

drängte — das Belegen der Kollegien. Am liebsten hätte ich natürlich alles belegt, was da am schwarzen Brett angehängt war. Weil dies zu meinem Leidwesen nicht ging, mußte ich meine Auswahl treffen. Obenan standen nach meinem Plan die Kollegien über neue Geschichte bei Reinhold Pauli, dann kam Volkswirtschaft bei Schäßle, Geologie bei Duenstedt; diesen Hauptkollegien schloßen sich an: Geschichte der Philosophie, Shakespearevorlesung, französische Literatur, ein kleines Stück höherer Mathematik.

Die meisten dieser Vorlesungen fanden in der neuen Aula statt am Ende der modernen Wilhelmstraße gegen Lustnau hin. Dort ging auch der Weg aus dem Städtchen, der über die Waldhäuser Höhe nach Bebenhausen führt, vom ersten Tage an mein Lieblingsspaziergang. — Die neue Aula war am 31. Oktober 1845 eingeweiht worden. An diesem Tage hatte man die dunklen Räume, deren Entstehung ins Mittelalter hinaufreicht, verlassen. „Zu unserer Freude“, hob der Festredner hervor, „ist es nun endlich gelungen, jene Höhlen mit diesen lichten Räumen zu vertauschen; möge dort alles begraben sein, was sich vor dem Lichte des Tages zu scheuen hat!“ — Mit einer Art Andacht schritt ich, die Schreibmappe in den Händen, in die Hallen der Aula hinein; mit derselben Andacht, die uns zu überkommen pflegt, wenn wir ein Bergwerk und seine geheimnisvollen Gänge befahren.

Jetzt, wie vordem im Kloster Blaubeuren, stand das Bücherleben wieder in vollem Flor; alle Stücke von Weisheit, deren ich habhaft werden konnte, trug ich auf meiner „Bude“ zusammen. Verwundert blickte die Maid im Steinalchergewande, die mich zu bedienen hatte, des Abends herein, wenn ich noch an meinem Schreibtisch saß und alle Anzeichen dafür sprachen, daß ich nicht so bald weichen und auch mein Abendbrot auf der „Bude“ verzehren werde. Offenbar hielt sie mich für ein größeres „Kamel“, als je hier gewohnt.

Bald aber lockte allzu verführerisch das vielfarbige, laute und mir neue studentische Leben. Ein außerordentlich freundliches Entgegenkommen ermöglichte es mir, „Kneipchwanz“ bei dem Korps der Schwaben zu werden. Das durchaus einfache Kneipzimmer befand sich im Museum. An Korpshäuser und künstlerisch verfeinerte Ausstattung dachte noch niemand.

Es ist richtig, man muß jung sein, um den ganzen Zauber des Burschenwezens mit seiner Symbolik auf sich wirken zu lassen, um die Innigkeit des Bandes, das gerade diese und jene Farbe um die Brüder slicht, zu verstehen, um sich überzeugt zu halten, daß diese Welt des Burschentums mit ihrem geschriebenen und ungeschriebenen Gezezbuch und ihren Idealen in alle Ewigkeit bestehen werde, auch dann, wenn alles andere rings zu Scherben geht. — In diese Welt trat ich nun in dem Lebensalter, in welchem man sonst von ihr Abschied zu nehmen pflegt. So erschien mir natürlich manches in anderem Lichte, als dem eben eingefangenen „Fuchs“; aber jung und begeistert genug war ich, um an dem Jubel auf der Kneipe und bei Ausfahrten in vollem Maße teilzunehmen; feierlich schwang sich auf Sangeschwingen der „Landesvater“ durchs Gemach und donnernd rasselte das Exerzitium des „Salamanders“. Auch den Häschern des Gezezes verfiel ich einmal bei nächtlichem Ulk. — Das Gezezbuch des Comments wurde notdürftig erlernt und ein fester Halt am Korps der Suevia gewonnen. Am nächsten schloß ich mich an Herzog und Schertlin an; der letztere ist bald darauf als Fähnrich ins achte Regiment getreten.

Einen Kompromotionalen aus Blaubeuren traf ich noch in der Verbindung der Königsgesellschaft, bei den „Roigeln“, Ludwig Hopf. Er studierte als Mediziner in den letzten Semestern. Auf der Schwabentneipe saßen wir nur zu einem Duzend; hier bei den „Roigeln“, in der Sonne, fand sich

eine höchst animierte große Gesellschaft. Diese Verbindung der „Roigel“ stand gut auf der einen Seite mit den Korps, auf der anderen mit der Burschenschaft.

In keinem Land der Erde nehmen die Universitäten einen ähnlichen Rang ein wie in Deutschland. Nirgends steht der Student auf der Stufenleiter der Volkstypen so hoch als bei den Deutschen.

In diesen glücklichen Freistätten vollkommener geistlicher Gleichheit strömten von jeher die Söhne aus allen Ständen des Volkes zusammen; hier holten sich die bahnbrechenden Männer aller Wissenschaften ihren Schulsack, hier übten sie sich voll heiligen Jugendfeuers, hier schlifften sie sich gegenseitig ab. Von hier gingen jene uneigennütigen Gelehrten und Beamten aus, welche ein reiches Wissen, einen unbestechlichen Charakter in die oft engen Kreise ihrer zukünftigen Welt hinübertrugen zugleich mit einem Schatz von Erinnerungen, die in ihrem goldenen Widerschein auch dürftigen Verhältnissen einen Glanz zu verleihen im Stande waren.

Wenn Bismarck sagte: „Alles können uns die anderen Nationen absehen und nachmachen, nur den deutschen Sekondeleutnant nicht,“ so hätte er hinzufügen können: „und auch den deutschen Studenten nicht.“

So entsprach es auch dem volkstümlichen Wesen der deutschen Universitäten, daß an ihnen sich am deutlichsten der Pulsschlag der Zeit herausfühlen ließ.

Nach dem Tod des Königs Friedrich im Oktober 1816 wurden rasch die einengenden Verordnungen aufgehoben; so das Verbot für die Württemberger, auswärtige Universitäten zu besuchen. Dem Vorbild anderer Universitäten folgend entstand in Tübingen zu Anfang des Sommersemesters 1818 die Burschenschaft, welche sich zunächst nahe an die schon bestehenden Korps angeschlossen und die Leitung des studentischen Lebens übernahm. Die Ausführung der Karlsbader Beschlüsse

wurde von Stuttgart aus ungemein milde gehandhabt. Schärfer ging es 1824 her, wo 17 Burschenschaftler zu mehrjähriger Festungsstrafe verurteilt wurden. Aus der allgemeinen Zeitstimmung entsprangen, als Nachwirkungen der Julirevolution, in den Jahren 1831 und 1833 Studententumulte, welche vorübergehend eine kleine militärische Besatzung in die Stadt führten.

Da kam der März des Jahres 1848; an der Spitze der Bewegung in Tübingen standen Ludwig Uhland und Professor Reyscher; Volksversammlungen wurden gehalten und Adressen abgefaßt, welche die sofortige Berufung eines deutschen Parlaments verlangten.

Damit auch die Komik nicht fehle, betraten viele Professoren und Studenten den Kriegspfad. Jammervolle Berichte kamen nämlich am 24. März 1848 aus benachbarten Städten und Ämtern: die Franzosen seien eingebrochen, alles gehe zu Grund. In Tübingen erschien ein Bezirksbeamter aus der Nachbarstadt Sulz in Dienstuniform, um zu berichten, Sulz stehe in Flammen; er sei auf der einen Seite hinaus zum Städtchen, während die Franzosen auf der anderen hereingezogen seien. Sofort ist in Tübingen der Ausmarsch beschlossen; Waffen werden verteilt, zahllose Ansprachen gehalten über deutsche Kraft und Heldenäufte.

In den benachbarten Städten geschieht ähnliches. Nichts Abenteuerliches und Drolliges gibt es, was bei diesen Mobilmachungen nicht vorgekommen wäre. Grimmiger Entschluß und sorglicher Philisterrinn vermengen sich zu einem wirbelnden Durcheinander, dem jede Kunde um so willkommener ist, je entseßlicher sie lautet.

In Tübingen wird am 25. März gegen Abend aufgebrochen. Endlich ist die Nachbarstadt Rottenburg erreicht; die Glocken stürmen, Männer jubeln, Frauen weinen vor Freude, daß die Retter so zeitig gekommen; man reißt sich um die

Heldensöhne und beginnt sie im Triumph ins Quartier zu führen. Schon geht es gegen Mitternacht, da sprengt der Oberförster von Sulz in die Stadt und ruft: die Franzosen seien längst geschlagen, sie ziehen sich zurück, seien außerordentlich weit weg, nicht die mindeste Gefahr sei vorhanden. Da löst sich urplötzlich der Zauber: vollständig beruhigt gehen die behaglich gestimmten Bürger zur Ruhe und lassen die eben noch Gefeierten verduzt auf dem nächtlich dunkeln Marktplatze stehen. Die Ketter können nun unterschlupfen, wo sie mögen, und ziehen am Morgen kleinlaut nach Hause; niemals im Leben haben sie vergessen, was an urchomischen Situationen der Franzosenjamstag gebracht.

— — Und man kam zu der klaren Erkenntnis,
Daf es gewesen ein Mißverständnis;
Darüber freute sich alt und jung
Am Tage Mariä Verkündigung.

Vom Jahre 1850 ab kam in Tübingen bald alles wieder ins alte Geleise; — in Jubel, Wirrwarr, Verzicht und kleinlauter Resignation recht ein Bild der ganzen deutschen Bewegung. —

In diesen Herbst- und Wintertagen der Jahre 1862 und 1863 sprach man viel, namentlich bei den „Roigeln“, von den Reformen im deutschen Bund. Denn seit 1859 war das politische Leben wieder erwacht. Bald hieß es, die deutschen Fürsten werden selbst, einem Ruf des Kaisers von Osterreich folgend, in Frankfurt das Beste der Nation beraten. Die einen begrüßten hoffnungsfreudig das neue Wunder, die anderen aber meinten, für ewige Zeiten sei das deutsche Volk um seine Einheit und Freiheit betrogen.

In süddeutschen Blättern las man damals über Preußen: „Was von großen, energischen Zukunftsplänen des Herrn von Bismarck-Schönhausen gefaselt wird, setzt auch große

Ereignisse und eine größere Regierung voraus, als die gegenwärtige preussische ist. In Frankfurt hat Bismarck bei der Gesandtenkonferenz, genannt Bundestag, seinen Haß gegen Oesterreich ausgebildet. — Das läuft nun auf die Idee des Nationalitätsprinzips hinaus, daß Oesterreich womöglich in Stücke zer schlagen werde und Preußen dann die Herrschaft über die germanischen Stämme erhalte.“ — An verschiedenen Orten, in Weimar, in Frankfurt wurden Versammlungen deutscher Abgeordneter gehalten; überall klang durch: ein aus Volkswahlen hervorgegangenes Parlament sei die erste Bedingung; im neuen Bundesstaat müsse Gesamtdeutschland, zum mindesten Deutsch-Oesterreich, begriffen sein. Wenn freilich, warf man ein, Oesterreich durch seine ganze innere Konstruktion an der Teilnahme verhindert werde, dann solle die Sache selbst doch keinen Aufschub erleiden; dann müsse man eben ohne Oesterreich vorgehen. „Genau genommen kommt man damit eben doch nicht über den Bundesstaat mit preussischer Spitze hinaus, gegen den Oesterreich freilich mit allen Mitteln ankämpfen würde.“

Die Nationalvereiner erinnerten daran, wie Bederath schon im Jahr 1848 seine warnende Stimme erhoben: „Das Warten auf Oesterreich ist das Sterben der deutschen Einheit!“

Kaum waren die Vorlesungen recht in Gang gekommen, als der Mann zur ewigen Ruhe gebettet wurde, den Tübingen als seinen größten Sohn verehrt — Ludwig Uhland.

Am Vormittag des 16. November brachte ein Extrazug eine Menge Volks, das sich dem Grabgeleite anschließen wollte: Vereine von nah und fern, Verehrer des großen Dichters, die Kammer der Abgeordneten, ehemalige Kollegen, Kameraden, die mit dem braven Mann in Reih und Glied gestanden.

Feierlich senkten sich die Fahnen vor der entseelten Hülle und aus all den Worten, die an der frisch aufgeworfenen

Scholle klangen, sprach das Wehe um den Sänger, um den Freund, um den Patrioten, den man eben jetzt in entscheidungsvoller Zeit entbehren müsse. In prächtig klingende, inhaltsreiche Worte kleidete J. G. Fischer seine Klage, indem er von der Stärke dieses Geistes sprach, von der Lauterkeit dieser Seele; und so schloß er:

Endlich, wenn du erscheinst, du Geist der Zukunft,
Suchst du unter den Namen, die für Deutschlands
Ruhm und Ehre im Vordertreffen stritten,
Und du wirst rufen: Ludwig Uhland! —

Es ist schon oben gesagt worden, daß die meisten meiner Vorlesungen sich im neuen Universitätsgebäude abwickelten. Hier lehrte insbesondere auch Professor Schäffle über Nationalökonomie und Politik und wußte durch die Frische seines Vortrags und die Neuheit seiner Gedanken die zahlreichen Zuhörer anzuregen.

Für zwei meiner Kollegien aber befand sich der Zuhörer-raum außerhalb des neuen Hauses. Über Shakespeare (Romeo und Julia) las Professor Moriz Rapp in seiner einsam am Graben gelegenen Wohnung. Es fanden sich hier, wie man zuweilen im Norden zu jagen pflegt, „reichlich wenig“ Zuhörer zusammen und oft hatte man Not, die Bedingung: „tres faciunt collegium“ herauszubekommen.

Moriz Rapp war in Stuttgart 1803 geboren als Sohn des kunstsinnsigen Kaufmanns Rapp, eines Schwagers von Danneker. In klausnerischer Zurückgezogenheit vollendete er seine Studien literarischer und linguistischer Art, ergänzte sie durch Reisen und habilitierte sich in den Dreissigerjahren in Tübingen als Dozent für „sämtliche europäische Sprachen“. Das Talent der Schwaben, unbemerkt zu bleiben, hatte sich bei ihm zur Virtuosität ausgebildet. Mit wenigen, am meisten noch mit Adalbert v. Keller, stand er in wissenschaftlichem

Verkehr. Zur Mittagessenszeit erschien er regelmäßig im Gasthof zur Traube; sonst lebte der hochgewachsene Junggeselle, der „lange Rapp“, der endlich Professor geworden war, still und zurückgezogen in seiner Klausur.

Necht als Gegenstück von ihm erschien Professor Friedrich August Duenstedt, ein Mann voll lebenswürdigsten Temperaments, voll Drang, sich mitzuteilen und seine Lehre an den Mann zu bringen. Er wohnte in einem alten Gebäude der Neckarhalde, wo sich zugleich Hörsaal mit geologischem und mineralogischem Kabinett befand. Voll Ungeduld kam er meist etwas frühzeitig die Treppe herab in den stets wohlgefüllten Lehrsaal, wobei er im Drang seines Herzens fast noch auf den Stufen mit den ersten Sätzen begann. Und nun sprudelte sein inhaltreicher Vortrag nur so heraus, untermengt mit geistvollen Vergleichen und Seitensprüngen. Ob er über das kunstreiche System der Erdrindenschichtung sprach oder über die Flächen und Kanten der Kristalle, überall war sein Vortrag warm, durchsichtig, anziehend und eindringlich zugleich; denn das sah man klar: hinter all dieser ansprechend populären Form steht als gebärende Mutter gewissenhafte Forschung und gründliche Gelehrsamkeit.

Der allbeliebte, fast angebetete Lehrer hatte in seinem Lebensgang zwei Bezauberungen erfahren: die erste in Berlin, als er den Anblick und die Struktur der Minerale erstmals auf sich wirken ließ; die zweite aber in Tübingen, als die Mauer des Schwäbischen Jura vor seinen Augen stand und er andächtig Schicht um Schicht durchwandelte. Das ging im einzelnen so zu.

Duenstedt ist 1809 in Eisleben geboren als Sohn eines unbemittelten Gendarmereileutnants. Nach des Vaters Tod nahm sich ein Oheim seiner an. So konnte Duenstedt das Eislebener Gymnasium besuchen und im Herbst 1830 die

Universität Berlin beziehen. Privatstunden mußten die kargen Mittel erhöhen; doch fand sich für den talentvollen Studenten auch Unterstützung von hoher Seite, wie von Prinz Wilhelm von Preußen, unserem ersten Kaiser.

Ursprünglich hätte der junge Duenstedt Theologie studieren sollen; ihn zog es aber zur Philosophie und zur höheren Mathematik. So kam er auch in die Vorlesungen über Mineralogie. Da taten es ihm die Steine an mit ihrem heimlichen Zauber; die Wunder im Zusammenwachsen der Erdrinde gewannen Gestalt vor seinen Augen. Bald wurde der junge Feuergeist Assistent des Lehrers; im Jahr 1834 aber begann der geistvolle, naturwüchsigc Dozent seine selbständige glänzende Laufbahn.

Drei Jahre später wurde er nach Tübingen berufen. Vom ersten Tag an verstand er seine Hörer zu fesseln und wußte auch den trockensten Stoff zu einem lebenden Wesen zu formen. Mit der zwingenden Logik und Frische seiner Gedanken wuchs er bald über die engen Kreise hinaus und schwang sich zu einer Autorität ersten Ranges auf. Den höchst originellen Mann kennen zu lernen war ein Gewinn.

Mit dem Hammer in der Hand wanderte er in Württemberg landauf, landab und zählte bald zu den populärsten Figuren. Und wie es bei besonders populären Menschen zu geschehen pflegt, bald wob sich ein ganzer Kreis von Legenden um das Haupt des Bewundernten. — Sein Vater sei ein armer Schulmeister gewesen; der Junge, trotz aller Talente, habe die Ziegen gehütet. Endlich habe er eine gelehrte Schule besuchen dürfen, wobei er Sommer und Winter gezwungen gewesen sei, bei jedem Wetter, den weiten Weg zur Schule zu Fuß zurückzulegen. Endlich auf der Universität in Berlin sei es erst recht knapp hergegangen. Weit draußen habe er ein Gartenhaus bewohnt und um das Häuschen her sein Gemüse und seine Kartoffeln selbst gezogen. Mit einem

Tönnchen Häringe habe er äußerst sparsam umgehen müssen. Da sei die Berufung nach Tübingen gekommen. Über Stod und Stein, immer zu Fuß, häufig querfeldein habe man den Eifrigen wandern sehen, den Harz und Thüringer Wald überschreitend. — Daß Quenstedt die Eisenbahn noch nicht benützen konnte für seine weite Reise, ist klar; denn der Dampf hatte in Deutschland erst die Kraft eines Kindes; so wird Quenstedt auf den interessanten Strecken seines Weges wohl zu Fuße gegangen sein, bei anderen den Postwagen benützt haben.

Am weitesten erschloß sich das reiche Wissen des Lehrers, wenn zur Sommerzeit, wo Geognosie gelesen wurde, ein Ausflug stattfand, um die geheimsten Winkel des Jura kennen zu lernen. Da ist die Schar am Fuße des Berges angekommen, auf den es abgesehen ist. Durch alle Schichten wird nun emporgeklettert bis zu den plumpen Felsen des Epsilon. Den Jura hatte ja Quenstedt besonders ins Herz geschlossen; hier wußte er die Leitfossilien, die Leitmuscheln für jede Schicht herauszufinden; dem Jura galten seine meisten und ansprechendsten Schriften.

Jetzt eben hatte, mit einer Gesellschaft im Bunde, der steinkundige Professor seinen lieben Jura angezapft, nicht um Manuskripte und Vorträge aus ihm herzuleiten, sondern um einen Strom Goldes sich aus ihm ins Land ergießen zu lassen. Eine mit Bitumen getränkte Schicht war entdeckt worden, die sich trefflich auf Gewinnung von Steinöl bearbeiten ließ. Schieferöl wurde das neue Brenn- und Beleuchtungsmaterial genannt. Eine Aktiengesellschaft entstand; man produzierte ziemliche Mengen des goldgelb strömenden und mit hellem Strahle brennenden Oles. Eine merkliche Freude und Seelenerhebung bemächtigte sich der Aktienbesitzer und der Leute in und um Tübingen. Man häufte Vermögen an, baute Landhäuser, fuhr in glänzenden Karossen, — alles vor-

erst in Gedanken. Denn bevor der Goldstrom ordentlich ins Laufen kam, erschien sein Feind, sein Vernichter und Totschläger, — das amerikanische Erdöl. Die besiegte Schieferölfabrik kroch unter, wo sie nur konnte, und verlor sich endlich in Wagenschmiere; viele enttäuschte Gesichter in Stuttgart, Ludwigsburg und Tübingen; Quenstedt scheint sich für seine Person nur mit der Entdeckung der Quelle, nicht mit den Aktien abgegeben zu haben.

Besondere Freude machte es dem Professor, wenn ich das von ihm Vorgetragene rasch auf die Karte brachte, geologische und topographische Linien rasch zu vereinigen und das „Selband“ zwischen den einzelnen Schichten zu treffen wußte. Was ich früher, wie oben erzählt, bei Suckow gelernt, was ich im Kartenzeichnen profitiert, kam mir hier trefflich zu statten.

Beifällig schmunzelte Quenstedt, als ich in einer längeren Ausführung nachwies, in welchem hohem Grad militärische Entschlüsse und Taten von dem geognostischen Untergrund abhängen, auf dem sie sich abspielen. Die kleine Schrift behandelte den Rückzug des Erzherzogs Karl im Sommer 1796 von Cannstatt durch die Berge des Remstals, bei Umländ auf den Steilhang der Alb, in ihre Vorberge, auf ihr Plateau bis zur Schlacht bei Neresheim.

Nicht gerade in der Weise des Generalstäblers Porphyrius Thonschiefer, der in dem Buch über „Das Leben des Generals Leberecht vom Knopf“ eine Rolle spielt, war die Ausführung gehalten. Aber deutlich genug rief ich die Geister aus der Nachbarschaft der sich bekämpfenden Armeen wach, die Geister des Muschelfalks und der Lettenkohle, des Keupers, des schwarzen, braunen und weißen Jura, um ihre vielgestaltigen Leiber zu zeigen: die weichen Formen ihrer Mulden und Einsattelungen, ihre strengen Mienen an den pralligen Wänden, an den Zerklüftungen, ihre weiten einladenden Flächen; um

aus all dem die Möglichkeiten für Offensive oder Defensiv, die Notwendigkeit dieser, jener Maßnahmen herzuleiten. —

Quenstedt war viermal verheiratet; seine drei ersten Frauen waren Schwestern gewesen; als er darauf zur vierten Ehe schritt, beglückwünschte Professor Luschka den unermüdlischen Hochzeiter: „Gratuliere, Kollege! du hast ja einen neuen Stamm angebrochen?“ So oft auch seine Häuslichkeit in der Person der Regentin wechselte, Quenstedt befand sich bei seinem anspruchslosen Wesen immer gleich wohl.

Es wird behauptet, in dem Maße, wie Quenstedt sich in seiner mehr als ein halb Jahrhundert umfassenden Tübinger Tätigkeit zum Schwaben umgewandelt, habe das kein anderer Norddeutscher fertig gebracht. Ich persönlich bekam diesen Eindruck nicht, trotzdem ich viel mit dem lebenswürdigen, witzigen Mann verkehrte. Eine Schwabeneigenschaft besaß er schon gar nicht, die Freude am Wirtshaus; der Geruch von Wein, Bier, Most trieb ihn fast zum Zimmer hinaus. Oftmals natürlich mußte er sich überwinden. Und was Sprache und Ausdrucksweise betrifft, so blieb er ein voller thüringischer Sachse. In seiner Anschauungsweise, in den Bildern seiner Sprache, in seinen Vergleichen mußte man unwillkürlich an den sächsischen Bergmann denken.

Den Schwaben war der Mann teuer, weil er mit einer Liebe ohnegleichen vom schwäbischen Boden sprach und schrieb; und insofern, als er mit dem schwäbischen Boden sich zusammenwachsen ließ, ist Quenstedt auch Schwabe geworden. Aber in keinem anderen Sinn. Wie er von dem Boden mit Vorliebe sprach, so redete er auch gern mit dem schwäbischen Volke und von ihm; nur darüber klagte er, daß die Schwaben immer meinen, „ihre Eier haben zwei Dotter“.

Die Schwaben haben von jeher die Eigenschaft bekundet, daß sie sich leicht anderer Volksweise anpaßten; aber zu keiner Zeit, und damals am allerwenigsten, hat das Schwabentum

die Kraft befehen, andere Stammes- oder Volksangehörige zu sich herüberzuziehen und in seine Art zu zwingen. So ist erst die nächste oder gar übernächste Generation der im 18. und zu Anfang des 19. Jahrhunderts zahlreich nach Württemberg gekommenen Norddeutschen zu wirklichen Schwaben geworden. Auch andere deutsche Stämme saugen nicht leicht auf. Am stärksten erweist sich nach dieser Hinsicht dem Deutschen gegenüber das Angelsachsenium; selbst der, der nur eine Waise als Kindsmagd in England gehabt, glaubt die Verpflichtung zu haben, englisch fühlen und für England auf den Plan treten zu müssen.

Quenstedt ist ein Oberjache geblieben trotz seiner Liebe zum schwäbischen Boden. Deshalb war er mir so interessant. Denn nirgends in ganz Württemberg konnte man damals Männer fremden Stammes, zugleich von geistiger Höhe, kennen lernen, als gerade auf der Universität.

Von viel weitergehendem Einfluß als der Oberjache war für mein ganzes Denken und Empfinden ein anderer Fremder, ein richtiger, vollstättiger, hoffnungsfroher Preuße, der Professor für Geschichte, Reinhold Pauli.

Oben schon habe ich gesagt, daß ich eigentlich noch niemals auf meinem Lebensgang bisher einen lebendigen Preußen gesehen hatte. Von besonderer Bedeutung wurde deshalb für mich der Umstand, daß der erste Preuße, vor dem ich stand, ein so richtiger Preuße war, ein Mann, der sich fühlte als Bürger eines großen Staates, als Vertreter der Wissenschaft und zugleich als Soldat, hervorgegangen aus der Schule seiner waffenberühmten Heimat.

Pauli las im ersten Semester über französische Revolution; im Sommersemester 1863 über Geschichte Englands und seiner Verfassung. In hohem Grad besaß er die Gabe anschaulicher, geschmackvoller, farbenreicher Darstellung; die ganze Energie seines anfeuernden Wesens ließ er auf den Hörer

wirken. Das wäre an sich schon Gewinn genug gewesen. Der Umstand aber, daß ich Offizier war, scheint bewirkt zu haben, daß er zu mir in ein etwas näheres und vertrauterer Verhältnis trat.

Ein historisches Seminar gab es damals in Tübingen noch nicht; ein solches erstand hier, wie ich glaube, erst 1868. Historische Übungen wurden wohl abgehalten, und um diese für mich ansprechender zu gestalten, lud Pauli mich zuweilen Abends zu sich auf sein Studierzimmer. Hier erzählte er mir auch von seiner eigenen militärischen Dienstzeit. — Er sei, wie ich, der Sohn eines Pastors, als Preuße zwar geboren, aber von Kindheit in Bremen aufgewachsen. Erst als er die Universität in Berlin bezogen und militärpflichtig geworden, habe er seine Naturalisation als preußischer Staatsbürger erhalten. Die hochweisen Senatoren in Bremen hätten zwar verfügt, daß er zunächst in Bremen seiner Militärpflicht genüge, das heißt für Stellvertretung vierzig Taler bezahle, aber endlich habe er doch wieder sein ursprüngliches Vaterland bekommen. Am 1. Oktober 1844 sei er als Einjährigfreiwilliger ins GardeSchützenbataillon eingetreten, sei mit dem nächsten Frühjahr zum Fahnenjunker aufgerückt und nach abgelegtem Leutnantsexamen im Herbst zur Reserve entlassen worden.

Die außerordentliche Pünktlichkeit und Strassheit war es gerade, was den Dienst für Pauli sympathisch machte. Die Liebe zu den preußischen Heeresseinrichtungen begleitete ihn durchs ganze Leben und in späteren Jahren dehnte er gern seinen gesellschaftlichen Umgang auf die Offizierkorps aus. —

Reinhold Pauli ist am 25. Mai 1823 in Berlin geboren, wo sein Vater strenggläubiger reformierter Pastor war. In dem Streit wegen der Agende verließ der Vater Preußen, um in Bremen eine Stelle anzunehmen. Erst 1840 kam Reinhold Pauli nach Berlin zurück, um die Militärpflicht zu erfüllen

und zu studieren. Philologie und Geschichte waren die Fächer, in denen er die Staatsprüfung ablegte. Keiner der Lehrer in Berlin hat solchen Einfluß auf ihn gehabt, wie Leopold Ranke.

Nun galt es Brot zu finden. Die Aussicht auf eine Hauslehrerstelle in Schottland tat sich auf. Pauli sprach und schrieb Englisch von Jugend auf wie seine Muttersprache. Er nahm die Stelle an. Damit war die Wendung für sein ganzes Leben eingetreten.

Als er im Frühling 1847 nach England zog, nahm er mit sich neben seiner tief religiösen Grundstimmung ein lebhaftes Gefühl als Preuße und Deutscher, als Soldat, als Priester am Altar der Wissenschaft.

Fast zehn Jahre hat Pauli in England zugebracht, kurze Zeit als Hauslehrer, dann in der Stellung als Privatsekretär des preussischen Gesandten in London, des Herrn von Bunsen. Zumeist aber lebte er frei den eigenen Studien, wobei die Ersparnisse aus der Dienststellung einen wesentlichen Beitrag für den Lebensunterhalt schufen. Immer wieder fühlte er sich aufs neue angezogen durch die Schätze der Bibliotheken und Archive in Oxford und Cambridge, durch den Umgang mit interessanten Männern. Auf diesem Boden entstand die erste bedeutendere Schrift Paulis: „König Alfred und seine Stellung in der Geschichte Englands“. Es folgten zahlreiche Monographien und der Grund wurde gelegt zur „Geschichte von England“ und zu den späteren Schriften: „Aufsätze zur englischen Geschichte“, „Bilder aus Altengland“ und sonstigen Werken.

Von den Grundsätzen der liberalen Opposition jener Zeit erfüllt, blickte er im Bewegungsjahr 1848 aufmerksam in die Heimat hinüber und schreibt: „Wie werde ich doch staunen, wenn ich einmal zurückkehre und alles so wunderbar verändert finde. Den großen Errungenschaften jauchze ich mit

ganzer Seele zu, aber mein Herz schlägt trotzdem für den König und das freie Vaterland, in dem auch Preußen seine alte Stellung an der Spitze behalten muß. Ich habe das Gefühl wie im Gewitter, wo man unter Donner und Blitzen schon das Ende des Sturmes und schönes Wetter ahnt.“ — „In der dänischen Angelegenheit verdammt der Briten meistens und spricht von Ungerechtigkeit und himmelschreiendem Friedensbruch. Dahinter liegt aber nur Neid und Furcht vor Vereinträchtigung in der Weltstellung versteckt.“ — „Vorzeitiger Neid und Besorgnis vor einer maritimen Erhebung Deutschlands sind jetzt schon sichtbar. Der König von Preußen ist der Hauptsünder, der den armen, unschuldigen Dänen ihre Länder raubt; ja man entblödet sich sogar nicht, den Polen das Wort zu reden. Kommt man mir damit im Gespräch, so bin ich gleich mit Irland da und die Leute werden still.“

„Mit welcher Begeisterung,“ fügt Pauli vom Mai 1848 aus Edinburgh bei, „würde ich doch einmal den Fahnen folgen, wenn es gegen jeden Feind des Vaterlandes gälte! Als warmer Verteidiger des neuen Königtums habe ich nur immer die eine Bitte, sobald plötzlich die Berliner Landwehr sollte einberufen werden, mir durch einen Zettel unverzügliche Anzeige davon machen zu wollen.“ — „Das Schrecklichste hierzulande ist der Sonntag. Da rennt alles in die Kirchen, zweija dreimal; man bekommt kaum etwas zu essen und erlaubt sich nicht einmal spazieren zu gehen. Aber bei all dieser büßenden Frömmigkeit ist das Volk auch nicht um ein Haar besser als andere; seine Religion erscheint mir sogar immer mehr wie die großartigste Heuchelei und kann einem leicht sein bißchen Christentum verleiden.“ — „Inzwischen schaue ich mit immer gespanntem Interesse dem englischen Leben zu und suche für meine Wissenschaft zu gewinnen, was ein so reicher Platz wie Oxford zu gewähren im stande ist.“

Bei allen England zugewandten Studien und Arbeiten

dachte er doch immer an seine Landsleute als Hörer, als Leser.

So kehrte Pauli im Jahr 1855 aus England heim und habilitierte sich als Privatdozent in Bonn; später folgte er einem Ruf nach Rostock. — „Ich scheue mich,“ schreibt er um diese Zeit, „an die leeren Bänke in Rostock zu denken —“, und von Bonn berichtet er: „Als Norddeutscher fühle ich mich den Einheimischen gegenüber viel fremder, als mir das je in England geschehen.“

Noch ehe Pauli nach Rostock übersiedelte, erfolgte seine Verlobung mit Anna Ulrichs, der ältesten Tochter einer wohlhabenden Familie in Bremen. Am 19. August 1857 wurde in der kleinen Dorfkirche zu Horn bei Bremen Reinholds Ehe vom Vater selbst eingeseget. Kaum länger als ein Jahr währte das junge Glück, da war die Blume verwelkt und Pauli stand am Grabe seiner Gattin.

Er ging auf Reisen und schreibt auf dem Heimweg vom Mai 1859 an den Freund Pappenberg: „Gott sei Dank ist mir die Rückkehr durch hellere Ausichten erleichtert worden. In Berlin habe ich Dunder gesehen, unmittelbar nach seinem Eintreffen, um den neuen Posten im Staatsministerium zu übernehmen. Er hat mich mit meiner Zustimmung beim Abgang aus Tübingen zu seinem Nachfolger daselbst vorgeschlagen.“ — „Der unbedingte Rat Rankes und Dunders eigene Befriedigung über eine sehr ersprießliche Tätigkeit haben alle Bedenken zurückgedrängt, die ich aus Abneigung gegen das Schwabentum, besonders in diesen Tagen, nicht ganz unterdrücken konnte. Eins wird mir gewiß zu teil, eine rege akademische Wirksamkeit.“ — „Mit den Eindrücken eines kurzen Besuchs in Tübingen, den ich zu Pfingsten gemacht, gehe ich eben nicht sehr freudig dorthin. Land und Leute, vor allem die dominierenden politischen Anschauungen, stoßen mich ab.“ — Pauli hatte den Kanzler Werber, Professor Weib,

Ludwig Uhland kennen gelernt. Er gewann den Eindruck, daß die Studentenschaft eine fleißige und eben jetzt durch Dunders Einfluß mächtig angeregte sei.

Im Herbst 1859 erfolgte Paulis Übersiedelung nach Tübingen. Nicht besonders erfreulich klang, was württembergische Blätter über die neue Acquisition der Landesuniversität schrieben: sie komme aus Preußen und wäre deshalb besser zu Hause geblieben. — Über die Tübinger Gesellschaft schreibt Pauli: „Fast alle schwören auf die ‚Allgemeine Zeitung‘, sind österreichisch gesinnt und schimpfen auf die Preußen. Während ihr Militär mir in jammervoller Verfassung erschien, meinten sie doch, sie hätten in vier Wochen in Paris sein können. Da ging es natürlich arg über mich, den Preußen, her, wobei ich den Ton und die Manieren dieses Stammes in ihrer ganzen, mir durchaus nicht angenehmen Weise habe kennen lernen.“ Hatte doch auch ein Mann wie Hugo v. Mohl dem eintretenden Kollegen zugeworfen: „Was wollen Sie hier, Sie sind auch so ein verdammter Preiß!“ — Übrigens sah man bald Pauli und Mohl einträchtig zusammen spazieren gehen, wie sich denn der neue Professor in kurzem eine Reihe von Freunden erwarb.

Das Eindringen in die Tübinger Geselligkeit wurde für Pauli dadurch erleichtert, daß ihm für die hingeschiedene Gattin in deren Schwester Elisabeth ein vollgültiger Ersatz wurde. Vater Pauli, der alte Pastor, vollzog auch diese Trauung in der alten Heimat im April 1860. — Vorher noch hatte Pauli geschrieben, es seien besondere Umstände nötig wegen Erwerbung des Bürgerrechts in Württemberg: „Die Dokumente treffen hoffentlich noch zu rechter Zeit ein, da ich auf meine Eingabe in den nächsten Tagen Bürger in Hagelloch zu werden und auch die königliche Permission zu erhalten hoffen darf.“

Die Familien Bruns und Geib, Roth, Klüpfel nahmen

die junge Frau freundlich in ihren Kreis auf. „Von meiner hiesigen Wirksamkeit“, schreibt Pauli 1861, „kann ich nur Gutes berichten. Der Beifall ist in stetem Wachsen, nachdem die widerhaarige Natur der Schwaben die so mannigfachen anstößigen Äußerungen meines Sachsentums zu überwinden begonnen. Über die deutsche Jammernot schimpft niemand lauter als die Schwaben. Ihre großdeutsche Romantik steckt ihnen aber so tief in den Knochen, daß sie den ‚Preis‘ und ‚Gothaner‘ für ärger halten als den Franzosen. Die ‚Allgemeine Zeitung‘ bleibt hier das Evangelium und Preußen, das man im Grunde als einen strengen Exerziermeister fürchtet, erwirbt sich mit seinen moralischen Eroberungen hier nur Spott und Hohn. Es sind diese politischen Gegensätze fast noch mehr als die sozialen, die mir trotz aller Erfolge und der im Sommer reizenden Gegend den Aufenthalt in Württemberg auf die Dauer doch nicht angenehm machen.“

Auf schwäbische Art denken und reden lernte Pauli natürlich nie. So wirksam und eindringlich auch sein Vortrag auf dem Boden der Wissenschaft sich zeigte, in manchem anderen blieb er unverstanden. Fast ging es ihm, wie Friedrich Rückert klagt in seinem Lied: „Hochdeutsche Liebesnot“:

O, wenn ich doch nur reden könnt'
 Gut fränkisch (schwäbisch), wie mei Mädle,
 Daß sie besser mich verständ'
 Des Nachts am Fensterlädle.
 Red' ich noch so schöne Sachen,
 Fängt sie halt hell an zu lachen,
 Sagt: „Sei still, i bitt',
 I versteh' di ja nit.“

Zu Anfang des Jahres 1861 wurde dem jungen Paare ein Töchterchen geboren. Schon 14 Monate später aber mußte Pauli in die Hausbibel eintragen: „1862 am 14. April wurde unser liebliches Gretchen, die Freude und das Band unserer

Herzen, in wenigen Stunden durch eine tödliche Krankheit dahingerafft. In der Bitterkeit des Schmerzes um das süße Kind priesen wir den Herrn, der unsere Herzen auch durch Prüfung und Leiden zu sich ziehen will. Was er uns genommen — Job 1, 21 — brachten wir ihm unter Tränen dar, indem wir unser liebes Kind, dessen Leib auf dem Tübinger Kirchhof ruht, in seiner Hand wissen.“

Oben habe ich erzählt, wie Pauli mich zu einem abendlichen Privatissimum zuweilen in seine Wohnung einlud. In einem schönen Hause der Wilhelmstraße, nahe der Universität, hatte die Familie Pauli eingemietet. Da stand der ungemein bewegliche, zierliche, feine Mann, kaum über Mittelgröße, voll sprudelnder Lebendigkeit, die er gerne auf das Augenottentblut seiner Mutter zurückführte.

In kleinen Aufsätzen, in Rede und Gegenrede wurde an solchen Abenden verhandelt über die Dinge in England mit Seitenblicken auf Amerika, über Friedrich den Großen und Friedrich Wilhelm I., auf welche letzteren Pauli besonders große Stücke hielt. — Für den Historiker ist ja die Brücke von der Vergangenheit zur Gegenwart stets gangbar. So kamen wir auch rasch auf das zu sprechen, was damals die Herzen füllte. Das Gefühl lag doch in der Luft, daß man großen, entscheidenden Dingen entgegengehe. Eine Ungebuld, ein Drängen ging durch alle Kreise der Denkenden in der deutschen Welt. Es war nicht anders, man saß im Theater; schon hörte man, wie die Instrumente gestimmt wurden; jeden Augenblick konnte der Vorhang emporgehen; — wer wird die erste Rolle spielen?

Mit vorsichtiger Hand lüftete mir Pauli ein wenig diesen Schleier für das kommende Spiel und suchte namentlich den Vorhang ganz wegzunehmen, der zwischen dem Land Württemberg und der übrigen Welt heruntergelassen schien. Die moralischen Grundlagen für das echte Altpreußentum deckte er auf, den Segen der allgemeinen persönlichen Wehr-

pflieht. Ziernlich die ganze gebildete Welt in Preußen stehe zwar jetzt auf seiten der Opposition, weil man die Wege mißbilligen müsse, welche die Regierung eingeschlagen, um die äußere Machtstellung Preußens zu erhöhen. Allein dabei seien es doch zugleich die Hauptpunkte und die Hauptziele, in denen Opposition und Regierung sich berühren: in Wirklichkeit sei eine Reform des Heeres und eine Verstärkung desselben nötig; die Landwehr, um nützlich zu werden, müsse eine andere Stellung in der Gesamtorganisation erhalten. Auch darüber sei man einig, daß ein mächtiges Preußen seinen Beruf in Deutschland wieder aufnehmen müsse, diesen Beruf nicht in andere Hände übergehen lassen dürfe.

Dem hielt ich entgegen, den Deutschen liege einmal Einheit und Kaisertum im Blut und Preußen hätte diesen Traum zur Wirklichkeit machen können in den Jahren 1848 und 1849; es zeichne sich stets dadurch aus, daß es auf halbem Wege stehen bleibe, daß es im Anlauf stocke, und endlich habe ihm Oesterreich am Tage von Olmütz doch wieder gezeigt, wer zu befehlen, wer zu gehorchen habe. Und heute? — Volk und Regierung in Preußen seien durch eine tiefe Kluft getrennt; mit Rußland habe Preußen im Februar 1863 eine Konvention geschlossen wegen gemeinschaftlicher Maßregeln gegen die Polen und den Franzosen zeige es sich gefällig durch einen Handelsvertrag. Ob das nicht Sünden genug seien, alte und neue?

Wer das Kaisertum in Deutschland aufrichten wolle, meinte Pauli, der müsse auch die Macht haben, es gegen die ganze Welt zu verteidigen. Denn das habe er in England gesehen, daß man gerne den herablassenden Freund und Gönner eines unsicher herumtastenden, ohnmächtigen Deutschlands spielen möchte, daß man sich aber mit ganzer Wucht einem Aufschwung zu maßgebender Machtstellung entgegenstemmen werde. Der Bewegung des Jahres 1848 und 1849

habe er zugejubelt. Man habe sich der süßen Hoffnung hingeegeben, mit der Gewalt der Idee allein das Reich gründen zu können. Die Nachbarn aber, die zu allen Fenstern hereingeguckt, hätten über die traumseligen Deutschen gelacht; und niemand sei mächtig genug gewesen, die Nachbarn zum Respekt zu zwingen und die Gegensätze im eigenen Lande einzuebnen. Solche überragende Macht zu schaffen, darum handle es sich heute in Preußen. Was freilich der König, was der Kriegsminister Albrecht v. Roon, was der Ministerpräsident Otto v. Bismarck heute unternehmen, sei neu und verblüffend, gehe mit seiner Reckheit bis an die äußerste Grenze; wenn aber dadurch die Größe Preußens und das Wohl Deutschlands gefördert werden, so haben die drei jetzt Angeseindeten das ganze Preußentum hinter sich.

Er für seine Person, fuhr Pauli fort, zweifle nicht, daß die leitenden Männer in Preußen das alte Zauberwort wieder finden und den goldenen Schatz der Nibelungen heben werden. Am alten Bundestag boßte Osterreich herum; auf ein Nationalparlament ziele Preußen hin. —

Indessen jubelte man im ganzen württembergischen Land: nach allem Beraten und Experimentieren sehe man doch endlich einmal eine Fürstentat, die geeignet sei, aus dem unsicheren Dunkel ins helle Licht hinauszuführen! Auf einen Anstoß, den der Kaiser von Osterreich gegeben, zogen während des Sommers 1863 Boten von Hof zu Hof, um zum Fürstentag nach Frankfurt auf den 16. August einzuladen. Alle deutschen Fürsten sagten freudig ihre Teilnahme zu; nur von dem König von Preußen berichteten die Zeitungen, daß er sich dieser deutschesten aller Aufgaben entziehe.

Die Phantasie ist vielleicht deshalb bei den Schwaben so kräftig entwickelt und so tätig, weil sie abseits von den großen Weltstraßen abgeschlossen in ihrem Winkel sitzt. Jetzt gerade ließ man alle Bilder der Phantasie in wildem Wechsel

spielen, um darzutun, daß Preußen rückläufig sei, im Begriff abzudanken, daß von keiner Seite Rettung zu erwarten sei als von Oesterreich. — „Aber Preußen? Derselbe Minister,“ so konnte man lesen, „der noch zu Anfang dieses Jahres in frevelhaftem Übermut Oesterreich aus Deutschland hinauszweisen wagte, derselbe Herr v. Schönhausen kann es natürlich nicht dulden, daß sein Herr und Meister sich an einem Reformwerk beteilige, zu welchem der Anstoß vom Kaiser von Oesterreich gegeben worden ist, von dem Kaiser, dem doch Herr v. Bismarck so deutlich zu verstehen gab, daß er eigentlich gar nicht nach Deutschland hereingehöre, sondern als König von Ungarn gesälligst seine Residenz nach Ofen verlegen möge.“

„Die unverkämte Anmaßung und erbärmliche Unfähigkeit wäre zum Lachen, wenn nicht ein großer deutscher Volksstamm unter derselben leiden müßte.“

Der greise König Wilhelm I. von Württemberg, der die achtzig schon überschritten hatte, ließ sich durch Kronprinz Karl vertreten; von allen Seiten eilten die Fürsten auf Frankfurt zu. Auch König Wilhelm von Preußen mit Bismarck kam des Weges von Gastein her, um über Wildbad nach Baden-Baden zu fahren und nach Berlin heimzukehren, jedoch vorbei am Fürstentag. In Wildbad hielt sich eben die Schwägerin des Königs, Elisabeth, auf; sie sollte besucht werden. Und die Art, wie der König und Bismarck in dem Schwabenstädtchen aufgenommen wurden, ist bezeichnend genug.

„Man erwartete,“ so hat später ein Augenzeuge im Schwäbischen Merkur erzählt, „am 18. August 1863 in Wildbad den König von Preußen mit Bismarck. Erst spät Abends war Tags zuvor im Hotel Bellevue für den König Quartier gemacht worden, da er seiner Schwägerin, der Königinwitwe Elisabeth, auf seiner Rückreise von Gastein einen Besuch zugesagt hatte. Die allgemeine Stimmung war dem Preußen-

könig und seinem Minister keineswegs freundlich. Wußte man doch, daß jetzt eben die deutschen Fürsten unter persönlicher Führung des Kaisers von Osterreich in Frankfurt zusammengetreten waren, um dem Elend des Bundestags ein Ende zu machen. Die Gründe, die Preußen veranlassen mochten, von Frankfurt fern zu bleiben, wurden nicht untersucht.“

„Die Bismarcksche Politik, insbesondere seine Behandlung des preußischen Abgeordnetenhauses, galt in Süddeutschland fast allgemein als abschreckendes Bild eines verfassungswidrigen, despotisch junkerlichen Regiments. Die liberalen Sympathien hatten sich von Preußen abgewandt und auch die liberalen Kammern der Mittelstaaten sahen in der österreichischen Initiative das einzige Heilmittel gegen die gefährliche preußische Reaktionspolitik.“

„König Wilhelm und sein Minister wurden mit Groll und Bitterkeit für das Mißlingen der edlen Pläne des österreichischen Kaisers verantwortlich gemacht.“

„Kurz, der Haß gegen die preußischen Intrigen hatte an jenem Tag des 18. August in Wildbad seinen Höhepunkt erreicht. Die Kurkapelle stand erwartungsvoll hinter der breiten Hotelauffahrt aufgestellt. Als die beiden Wagen — in dem vorderen der König mit Bismarck, im hinteren das Gefolge — von der Neuenbürger Straße her sich derENZbrücke näherten, intonierte die Kapelle das Preußenlied. Das Volk, durch dessen gebrängte Spaliere die Wagen fuhren, war nicht so höflich. Kein Bravo oder Hurra — manche entblößten nicht einmal das Haupt —, wohl aber lag auf allen Mienen ein Zug der Verbitterung und des Hasses, ja da und dort machten sich einige heißblütige Gesellen in Bervünschungen Luft.“

„Der folgende Tag gab der Einwohnerschaft und einem großen Teil der Badgesellschaft erwünschte Gelegenheit, durch zahlreiche Beteiligung bei dem Festkonzert zu Ehren des Fürstentages ihrem politischen Widerwillen gegen den König

und Bismarck demonstrativen Ausdruck zu geben. Unter allgemeinem Beifall spielte die Kapelle auf dem Kurplatz als erstes Stück die österreichische Kaiserhymne: ‚Gott erhalte Franz den Kaiser‘, als zweites: ‚Was ist des Deutschen Vaterland‘ und als drittes den Maderkymarsch.“

„Noch am selben Abend verließen die hohen Gäste Wildbad, um sich über die Höhen des Schwarzwaldes nach Baden zu begeben. Bei der Abfahrt ließ zwar der Kapellmeister wiederum das Preußenlied erklingen, kaum aber war der zweite Wagen um die Ecke, so wurde das Lied durch eine energische Schwingung des Taktstokes in der Mitte abgebrochen und die Musik zog wiederum unter den Klängen des Maderky-marsches auf den Kurplatz.“

„Es war schwierig gewesen, für Bismarck, dem ein eigener Wagen bestimmt war, einen solchen in Wildbad aufzutreiben. Die Hotelbesitzer hätten es für unpatriotisch gehalten, dem Feind der deutschen Einigung einen solchen zur Verfügung zu stellen. Mit Mühe wurde der Besitzer des Gasthofes zum „Rößle“ zur Abtretung einer alten, mit zwei mageren Fächsen bespannten Kutsche bewogen. In dieser verließ der nachmalige Gründer des Deutschen Reiches das württembergische Schwarzwaldbad am gleichen Tage, an welchem Kronprinz Karl von Württemberg durch seine glänzenden Karossen und edlen Rappen in Frankfurt auf dem Fürstentag allgemeine Bewunderung erregte.“

Vor wenigen Jahren hat uns Bismarck selbst erzählt, was auf dem Wege von Wildbad nach Baden-Baden in dem Wagen mit dem abgeschossenen roten Samtpolster verhandelt worden ist. — „Es wurde mir nicht leicht, den König zum Fernbleiben von Frankfurt zu bestimmen. Ich bemühte mich darum auf der Fahrt von Wildbad nach Baden, wo wir im offenen kleinen Wagen, französisch wegen der Leute vor uns auf dem Bock, die deutsche Frage behandelten. Ich glaubte

den Herrn überzeugt zu haben, als wir in Baden anlangten. Dort aber fanden wir den König von Sachsen, der im Auftrag aller Fürsten die Einladung nach Frankfurt erneuerte (19. August). Diesem Schachzug zu widerstehen, wurde meinem Herrn nicht leicht.“ —

Indessen erquickten wir uns in Tübingen nicht wenig an der Grandezza in Frankfurt, wo man so gerne redete „vom Kaiser (vorerst von Osterreich)“. Endlich ging die erlauchte Gesellschaft auseinander und ließ ein Projekt für Reform des deutschen Bundes zurück, das aber erst dann bindend sein sollte, wenn Preußen für die neue Verfassung gewonnen sein würde. Denn das fühlten alle: Osterreich ließ sich möglicherweise aus Deutschland ausschließen, Preußen niemals.

Dem harmlosen österreichischen Projekt aber setzte Preußen im September 1863 seine Forderung einer aus direkten Wahlen hervorgegangenen Nationalvertretung entgegen. Und Preußen ist bei dieser Forderung geblieben, bis es zum offenen Bruche kam. Der innere Bruch lag jetzt schon vor.

Und sonderbar, um der Bundesgenossenschaft des Großdeutchtums und des dynastischen Partikularismus näher zu rücken, fing die süddeutsche Demokratie an, ihr Ideal, den Vorschlag zu einem deutschen Parlament, zu bekämpfen und die innere Stimme, die zum preußischen Projekt hinzog, durch äußeren Lärm und durch Angstmacherei vor bedrohlichen Nebenabsichten zu übertäuben.

Das waren die letzten politischen Eindrücke, die ich in Tübingen empfang. Der Sommer 1863 neigte sich dem Ende zu und damit auch mein für die Hochschule bewilligter Urlaub. — Das Suchen nach Brot hatte mich nicht auf die Univerſität geführt, eher ein gewisser Enthusiasmus, dem freilich das Suchen nach einem Stückchen Butter für das schon gefundene Brot nicht allzu ferne lag. Mit mir nahm ich von der Hochschule weg die Erkenntnis, daß es etwas Großes ist um

unserer deutschen Universitäten, um diese Quellen des Idealismus, der dem Deutschtum seinen Stempel aufdrückt; mit mir nahm ich auch eine gewisse innere Wandlung, oder vielmehr die Vorbereitung zu einer solchen Wandlung und trug sie hinaus in jene eigenartige, künstlich abgeschlossene und wenig aufgeklärte Welt, in der ich einmal Fuß gefaßt hatte. Das unbedeutende Rükfen des Vorhangs, das diese Wandlung angebahnt, hatte doch die Wirkung, daß ich das, was die nächsten Jahre brachten, mir einigermaßen zurechtzulegen verstand und nicht gar so verduzt aufschaute, als der Vorhang endlich ganz empor schnellte und ein Schauspiel zeigte, das die Welt ringsum verblüffte.

„Kommen Sie, bleiben Sie bei uns, machen Sie das Staatsexamen, den Doktor und habilitieren Sie sich!“ Also sprach Meister Pauli, als wir auf der Schwelle seines Hauses standen, um Abschied zu nehmen. Es ist wahr, wie ein Silberblick ist dies geistige Streben auf der Hochschule in mein Leben gefallen; aber wie eine Untreue kam es mir vor, wenn ich jetzt ganz hinüberflüchtete.

Einen Teil von dem, was der Zuruß Paulis enthielt, habe ich dreißig Jahre später wahr gemacht; denn redlichen Willens war ich, der Wissenschaft zeitlebens treu zu bleiben.

So standen wir beide auf der Schwelle und konnten nicht ahnen, daß wir drei Jahre später fast um dieselbe Herbstzeit auf derselben Schwelle wieder stehen würden; so ganz anders, er als der Sieger.



Zweiter Abschnitt

Feldzug 1866

✻



Nach Frankfurt

Ehe eine Zeit ausbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustecken. Wiehe man diese Boten ihren Weg geben, folgte man ihnen und beobachtete sie, würde man bald erfahren, wo die Zeit hinaus will. Aber das tut man nicht. Man nennt jene Vorläufer — Unruhstifter, Verführer, Schwärmer und hält sie mit Gewalt zurück. Börne.

Hatte mich also wieder in Uniform gesteckt und beim Regiment gemeldet als von der Universität aus einjährigem Urlaub zurückgekehrt. Bevor ich aber den Dienst antrat, ging es auf etliche Tage heim, ins elterliche Pfarrhaus zu Hohenacker. Spät Abends am Samstag war ich angekommen, schlief aber jetzt nicht mehr in der „Dubenstube“, sondern war ins Gastzimmer avanciert. Ein herrlicher Sonntagmorgen zog herauf. Solch ein Sonntagmorgen mit den verschiedenen Schauspielen, die er bringt, bedeutet dem Dörfler bei weitem mehr als dem Städter; er muß Theater, Konzert und Promenade ersehen. Und in der Tat, es gewährt Unterhaltung genug, die einzelnen Aufzüge des Schauspiels aus dem Fenster des Pfarrhauses, das der etwas erhöht stehenden Kirche gegenüberliegt, zu beobachten.

Ein Waffengang ist es, der den Sonntagmorgen einleitet. Der „Spieß“ wird von dem seitherigen Inhaber ins Haus des nächsten Pflichtigen gebracht, der die Aufgabe hat, für die nächste Woche als Unterstützung der Polizei, namentlich während des Gottesdienstes, aufzutreten. Die Verpflichtung lief von Sonntagfrüh zu Sonntagfrüh und als ihr Symbol galt der Spieß, ein etwas mehr als mannshoher Schaft mit spitzem

Eisen. Vielleicht hatte dieser selbe Spieß schon den Bauernkrieg mitgemacht; jedenfalls stammte er aus der Zeit, da jeder wehrhafte Mann gehalten war, bei der Musterung, speziell bei der Verheiratung, sich in Sturmhaube, Bruststück und mit Spieß zu zeigen. — Der neue Inhaber in Hohenacker lehnte die Waffe in die Ecke seiner Stube und war damit in Pflicht genommen.

Nun stürmten die ersten Schulbuben, die „das Läuten“ hatten — denn auch diese Aufgabe ging im Dienstwechsel rundum —, die Kirchstaffel hinauf und bald ließ die kleine Glocke sich hören, das „erste“ zu läuten. Das war um halb neun Uhr und jedermann wußte nun, daß in einer Stunde der Kirchgang seinen Anfang nehme. „Weißärmelig“ in ihren frisch gewaschenen Hemden zeigten sich die Bauern unter der Haustür oder lehnten zum Fenster heraus. Von den Weibern jung und alt ließ sich noch keine sehen; man wartete auf das nächste Zeichen, auf das „andere“.

In dieser Pause zwischen dem „ersten“ und „anderen“ vollzog sich an jedem Sonntagmorgen ein Vorgang, der für das Pfarrhaus mit einer gewissen Feierlichkeit verbunden war. Es ist das „Liedholen“ durch den Schulmeister. — Bei den Werktagkirchgängen am Mittwoch und Freitag erhielt ein Schulbube den Auftrag, das „Lied beim Pfarrer zu holen“, d. h. im Pfarrhause anzufragen, welches Lied des Gesangbuches in der Kirche gesungen werden solle. Dem Sonntag kam es als besondere Auszeichnung zu, daß der Schulmeister selbst um das Lied im Pfarrhaus anfragte.

Gut; es klingelte; man wußte schon an der Art des Klingelns, daß der Schulmeister an der Haustür stand. Jetzt hörte man ihn die Treppe heraufkommen und auf die Stubentür zuschreiten. — Der Vater war in der Studierstube und bereitete sich auf seine Kirche vor; die Mutter aber stand am Fenster in der Wohnstube und wußte, welches Lied heute zu

singen war. So fungierte sie als eine Art von Amtsdienere und freute sich immer auf das Plauderviertelstündchen, welches mit dem „Holen des Liedes“ verknüpft war.

In so rund wirbelndem Rhythmus wußte niemand anzuklopfen wie unser Schulmeister Decker. Mit seiner freundlichen Miene, seiner artigen Verbeugung war der sorgfältig gekleidete Mann stets eine willkommene Erscheinung im Pfarrhause. Erst wußte er Bericht zu erstatten über diese, jene Familie, über Kranke und Bresthafte, über dieses, jenes Buch, über in der Luft liegende Ereignisse, wie Verlobungen im Dorf, und anderes; dann kam die Frage des Liedes. Die Mutter gab die Nummer des Liedes und den ersten Vers. Damit war die Audienz und zugleich ein Teil der Sonntagslust für das Pfarrhaus zu Ende. — Schulmeister Decker war aber nach Untertürkheim auf eine sehr gute Stelle versetzt worden. Ihm folgte der Schulmeister Koller nach und der Vater konnte von besonderem Glück jagen, daß er einen so vortrefflichen Mann zu seiner Unterstützung erhielt.

In demselben Augenblick, da der Schulmeister mit dem Lied aus dem Pfarrhause trat, ließ die kleine Glocke das „andere“ erklingen. Jetzt wußten alle, daß es höchste Zeit sei, die letzte Hand an die Ausgestaltung des sonntäglichen Puzes zu legen. — Richtig, nach Verfluß einer halben Stunde vereinigt sich der Baß der großen Glocke mit dem gellenden Klingen der kleinen, die feierlichen Töne des Zusammenläutens schwingen sich über das ganze Dorf und die anliegende Markung und rufen zur Kirchtüre. Zuerst laufen die Schulkinder herbei und stellen sich, joweit sie nicht beim Zusammenläuten, beim Aufstecken der Gesangsnummer und anderen kirchlichen Antern beschäftigt sind, in Gruppen nächst der Türe auf.

Aus den äußersten Zipfeln des Dorfes machen sich die Leute zuerst auf den Weg und treten in die Kirchtüre ein. Die Kirchnachbarn lassen sie an ihren Fenstern vorbeidefilieren

und mustern sie. Jedes Weib, auch das älteste, trägt ja heute ihren besten Staat; so lassen sich Neuanschaffungen, Wohlstandszeichen, Geiz, Schmutz oder Verschwendung heute am besten abschätzen. Zuletzt verlassen auch die Nachbarn der Kirche ihr Haus; das Zusammenläuten ist zu Ende, die Kirchthüre wird geschlossen, die Orgeltöne schallen herüber und die ganze Gemeinde stimmt das Lied des Tages an. Zuletzt steigt der Vater in seinem schwarzen Talar die hohe Kirchentreppe hinauf und verschwindet in der Sakristei.

Ich konnte das alles beobachten, wenn ich ausnahmsweise zu Hause blieb. — Jetzt war es grabesstill im Dorfe. Die Leute waren ja alle in der Kirche oder wagten doch nicht, sich während der Kirche auf der Gasse zu zeigen. Nur der Mann, der „den Spieß hatte“, ließ sich zuweilen an der Ecke in der Nähe der Kirche sehen. Das Rasseln der Wagen, der Schiebkarren, das Ermuntern des Zugviehs, das Knallen der Peitsche — alles war wie eingeschlafen; nur das Gackern der Hühner ließ sich hören. Heute schien auch der Hahn schmucker auszusehen als sonst, wenn er die Spitze des Düngerhaufens erstieg, sich gravitatisch in Position setzte und krächte.

Jetzt klang die kleine Glocke herüber zum Zeichen, daß das Schlußgebet gesprochen wurde; der Vater kam die Treppe herab; nochmals Gesang in der Kirche. Dann strömte die Jugend heraus, die Alten folgten; man stellte sich in Gruppen auf, schwatzte und musterte die Nachbarn und die von den abgelegeneren Theilen des Dorfes gekommenen. Um elf Uhr war alles zu Hause; denn das ist die Stunde des Mittagessens auf dem Dorfe in der ganzen Welt.

Der Heiligenpfleger, der „Herrenziegler“, aber brachte in einem kleinen Blechkasten das Opfer herüber ins Pfarrhaus, wo es gezählt und gebucht wurde, unter großer Freude, wenn neben dem Kupfer und den Kreuzern sich einmal ein Groschen befand. — Als letzter verlief der Schmied Heller

die Kirche, denn ihm lag es ob, heute die Kirchenguhr aufzuziehen und nach bestem Ermessen zu richten. —

Während der freien Tage im Elternhause fand ich erwünschte Gelegenheit, das in Tübingen Aufgenommene zu ordnen, es im Kopfe gewissermaßen zu magazinieren. Und ich hätte mit dem Wiederkäuen auch fortfahren können, nachdem ich nach Ludwigsburg ins Regiment zurückgekehrt war, wenn nicht auf einmal mit einem einzigen Schlag die Welt lebendiger geworden wäre als je zuvor in den letztvergangenen Jahren.

Am 15. November 1863 war König Friedrich VII. von Dänemark gestorben; er hatte als letzter rechtmäßiger Herzog von Schleswig-Holstein die dänische Gesamtmonarchie in seiner Person vereinigt. Nach den bestehenden Verträgen mußte diese nach seinem Tode auseinanderfallen; die beiden deutschen Herzogtümer kamen von Rechts wegen an den Herzog Friedrich VIII. von der Augustenburger Linie und dadurch als neuer Kleinstaat in den deutschen Bund.

Daß eine so energische Nation, wie die Dänen es sind, ohne Widerstand auf die Schmälerung ihres an sich schon knappen Landbesitzes eingehen würden, das erschien von vornherein ausgeschlossen. Also Gewalt und zwar diesmal vereinigte nationaldeutsche Gewalt! Die eigentümlich geheime Kraft wohnte ja von jeher der Sache Schleswig-Holsteins inne, daß sie national einigend wirkte. Eine martialische Stimmung bemächtigte sich der Gemüther in Süddeutschland, vom heiligen Kriege begann man zu reden.

Da ereignet sich das Unerwartete: Preußen wies die Ansprüche des Augustenburgers ab und einigte sich mit Oesterreich dahin, daß nicht der deutsche Bund als solcher gegen Dänemark einschritt, daß vielmehr dies Geschäft die beiden „Vormächte“ übernahmen.

Wochte es Klugheit der österreichischen Politik sein, daß

es Preußen nicht allein vorrücken ließ, sondern als Begleiter ihm in diesem köstlichen Zeitpunkt der deutschen Entwicklungsgeschichte zur Seite blieb, oder augenblickliches Fehlen eines staatlichen Eigenwillens; kurz, Oesterreich fügte sich in dieser Angelegenheit der militärischen und diplomatischen Leitung Preußens; — der erste allen sichtbare Sieg Bismarcks war erfochten.

Im deutschen Lande, namentlich in Süddeutschland, hatte man keinen rechten Begriff von der Weltstellung, von dem Wert dieser Küstenländer; man ahnte noch nicht, welches Elend gerade darin lag, daß die ganze Wasserante an der Nordsee, alle Häfen im Besiz von Kleinstaaten waren, daß dem aufstrebenden Preußen die Berührung mit dem Weltmeer, der von dort her wehende Lebenshauch fehlte. In edler Resignation zimmerte man den Thron für einen neuen Kleinfürsten zusammen und wandte seinen ganzen grimmigen Haß den Frevlern zu, welche unter Bismarcks Leitung neuen Verrat gegen die Herzogtümer spannen, oder diese gar der preußischen Machtsphäre zu nähern suchten.

Jetzt erstmals knüpften sich graufige Voraussetzungen an den Namen Bismarck; kaum erhob sich da und dort eine Stimme, die den Vorausblickenden erkannte.

Ein unheilvolles Geschick brachte es seither für Deutschland mit sich, daß wenn die richtige Zeit da war, der richtige Mann fehlte und dem richtigen Mann mangelte stets die günstige Zeit.

Ein Glück ohne gleichen war es deshalb, daß der König von Dänemark starb und damit die Schleswig-Holstein-Frage wieder in Fluß brachte in demselben Augenblick, da die preußische Heeresorganisation ihrem Abschluß sich nahte und die Überlegenheit des kleinen Preußenstaats mit seinen kaum zwanzig Millionen Bewohnern sicherte.

Darin lag die richtige Zeit, und daß der richtige Mann

die ganze Sache einzufädeln und durchzuführen verstand, immer den Blick auf Preußens und Deutschlands Größe gerichtet, das sollte sich bald zeigen. —

Wir Württemberger waren keineswegs erbaut durch die Verdrängung des Augustenburger aus dem, was wir sein gutes Recht nannten. Volksversammlungen sprachen die kühnsten Resolutionen aus und verlangten Hilfe durch freiwillige Scharen und Geldbeiträge; wilde Zeitungsartikel donnerten, es regnete Broschüren. Auch unser Regimentsadjutant, Oberleutnant Reinhardt, schrieb eine solche über die Geschichte Schleswig-Holsteins; er erlaubte mir, bei der Einleitung und Vorrede mitzuarbeiten.

Wir bäumten uns auf gegen das, was wir Vergewaltigung des Rechts eines Schwachen nannten; als aber Sieg um Sieg erschoten wurde, als so viel Reckheit und Klugheit dem Ausland gegenüber hervortrat, da jubelten wir doch den Preußen zu, als ständen wir in ihrem Lager.

Zugleich gedachte man der eigenen Kriegstüchtigkeit und begann die ersten Zweifel niederzukämpfen, ob sich denn wirklich eine Überlegenheit über die preußische Armee, bei der alles so glatt lief, behaupten lasse.

Wir waren gewohnt, uns in der angeborenen, selbstverständlichen Überlegenheit weiterzuhätscheln. Doch bekam man jetzt die Empfindung, daß manches zeitgemäß geändert werden müsse. Da und dort suchte man auch herum, wo und warum es denn eigentlich fehle, und traf endlich auf einen besonders bequemen Sündenbock, der stumm war und sich nicht verteidigen konnte, auf das Exerzierreglement.

Allerwärts war man froh, daß man so gut geraten hatte. Jawohl, nicht der kleine Friedensstand, nicht die mangelnden höheren Ausbildungsinstitute, nicht das Greisenalter der Hauptleute und zum Teil auch der Stabsoffiziere, nicht die Knickerei an allem Notwendigen sei schuld, — nein, das Reglement

Pflücker, Deutsche Kavallerie. 8

mit dem Buchstabengehorsam, den es erziehe, habe alles Unheil angerichtet.

Jetzt begann es zu rumoren in unserer Mailkäferkachtel; der Besserwisserei war Thür und Tor geöffnet. Es regnete Vorschläge zu neuen Reglements.

Adolf Seubert hat um diese Zeit gesungen:

Wohltätig ist für jeden Mann
Das Reglement, wenn er es kann.
Und was der Friede macht und schafft,
Verdankt er dieser Bücherkraft.
Doch bitter wirkt die Bücherkraft,
Wenn uns der Krieg entgegengafft,
Und man von „Vorgang“ keine Spur
Entdeckt in der Registratur.
Weh, wenn sich selbst überlassen
Und dem eignen Hausverstand
Einen Entschluß man soll fassen,
Der nicht kommt im dritten Band!

Der Friede zwischen den deutschen Großmächten und Dänemark war noch nicht geschlossen, als am 25. Juni 1864 König Wilhelm I. von Württemberg starb, 83 Jahre alt nach einer Regierungszeit von 48 Jahren. Um die Zeit des Sonnenaufgangs wurde er auf dem Rothenberg eingesenkt an der Seite seiner Gattin Katharina, einer geborenen Großfürstin von Rußland.

Der Sohn und Nachfolger König Karl hielt fest an dem überkommenen Grundsatz der österreichischen Gefolgschaft. Mit manchem Überlieferten aber auf dem militärischen Gebiet wurde jetzt gebrochen; zunächst mit äußerlichem. — Es verschwanden die königsblaue Grundfarbe und der einreihige Waffenrock. Als neue Farbe trat Dunkelblau, fast Schwarzblau hervor mit sehr dunklem Grau; dazu zweireihiger Waffenrock nach österreichischem Schnitt; der ehrwürdige Bau des Lichakos wurde ersetzt durch eine niedere Dienstmütze, für

gewöhnlich aber trug man eine kleine „Stechmütze“ oder österreichische Mütze in etwas verkleinerter Form. An den Treppen am Rand der Mütze und an den Sternen am Kravattenvorstoß erlah man den Rang. Jedes Regiment trug den Kravattenvorstoß von anderer Farbe.

Inhabernamen der Regimenter, von König Wilhelm I. durchaus vermieden, kamen wieder auf und der zweireihige Waffenrock erhielt sich als besonderes Kennzeichen des württembergischen Kriegsmanns fast ein Menschenalter lang.

Zunächst zeigten sich nur die Offiziere in den neuen Farben und Bekleidungsmodellen; für Unteroffiziere und Mannschaften ging der Umwandlungsprozeß sehr langsam. Denn die alten Stoffe waren vortrefflich und hatten eine unglaublich lange Tragzeit.

Zu allerlei neuen Vorschriften kam noch eine Freiheit — die Bartfreiheit. Bisher war derjenige, den es gelüstete, sich neben dem Schnurrbart noch weiterer Bartzierde zu erfreuen, an allerlei künstlich im Gesicht gezogene Grenzlinien, bei denen Mundwinkel und Ohrläppchen eine Rolle spielten, gebunden gewesen. Jetzt durfte jeder im Gesicht wachsen lassen, was sprossen wollte.

Schon einmal war eine so milde, phantasiereiche Bartzeit gewesen, im Jahr 1848. Heckerzeit und Heckerbart mit den Schrecken der Revolution, das fiel in den Herzen der zagen Philister in eins zusammen. Deshalb hatte man bisher wohl auch die Barttracht so ängstlich abgezirkelt. Jetzt brach man mit dem Herkommen; jetzt gestattete man den Heckerbart oder irgend einen beliebigen anderen gleichsam als Zeichen dafür, daß wir doch alle, hoch und nieder, bewußt oder unbewußt, Söhne des Jahres 1848 seien, daß wir alle, wir mögen wollen oder nicht, den Stempel des Jahres der Aufrüttelung tragen.

Als Württemberg zu Ende des Jahres 1865 ansehnlich

vergrößert und zum Königreich erhoben wurde, schien es dem neuen König Friedrich an der Zeit zu sein, die ganze Welt wissen zu lassen, daß fortan Württemberg sich selbst genug sei. Demgemäß wurde von 1807 ab württembergischen Untertanen verboten, von einer ausländischen (d. h. nicht württembergischen) Universität ihre Weisheit zu holen, ja nur eine solche zu besuchen. Ein ähnliches Verbot, nicht ausgesprochen, aber stillschweigend geheiligt, scheint über der kleinen Armee geschwebt zu haben.

Ich habe schon gesagt, daß man es vermied, die militärischen Bildungsstätten außerhalb Württembergs aufzusuchen. Und da es innerhalb Württembergs deren nur in höchst beschränktem Maße gab, so kam man überhaupt nicht in den Wirkungskreis derartiger höherer Ausbildungs- und Erziehungsmittel. Einzelne seien nach Paris, nach Chalons, nach Wien, nach München gegangen, habe ich schon angeführt; Berlin rechnete man noch nicht unter die Orte, die eine militärische Wallfahrt bezahlt machen.

Jetzt wurde mit dem alten Grundsatz gebrochen; es war noch zu Ende 1864, als die ersten Offiziere nach Berlin und auf die übrigen preussischen Handwerksstätten für militärische Zurichtung gingen. Zunächst waren es Offiziere der Artillerie und des Generalstabs. Ärzte hatte man schon im Winter 1864 nach Schleswig und Jütland in die Spitäler entsandt.

Für die Artillerie namentlich mag jetzt schon manches Gute aus Preußen herübergetragen worden sein. Bei dieser Waffe, deren ganzes Wesen, deren ganze Lebensbetätigung an eine Maschine gebunden ist, lassen sich Reformen nicht allzu schwer durchführen; für die Artillerie, als für die „gelehrte Waffe“, waren auch die Landstände noch am ehesten zu haben. Ganz anders liegen die Dinge bei der Infanterie. Die Vorbereitung der Seele für die Schlacht, sagt Xenophon,

sei hier die Hauptsache. Die Arbeit ist technischer, aber zugleich in hohem Maße psychologischer Natur bei den Führern groß und klein, wie bei den Mannschaften.

Um bei der Infanterie zu reformieren, dazu bedarf man des Untergrundpfluges, der alle Fundamente umgestaltet.

Man muß andere arbeiten sehen, um in sein eigenes Tun Einblick zu erhalten. Tüchtige Kräfte wären bei der Infanterie in Fülle vorhanden gewesen, die anderwärts, zum Beispiel auf preußischen Bildungsstätten, sich wohl hätten sehen lassen dürfen. Gerade tüchtige Kräfte aber, die ins Ausgetretene Geleis hineingezwungen werden, fallen leicht ins Schrullenhafte. Und Schrullen spitzfindigster Art waren es, welche die erfinderischen Köpfe plagten, nachdem einmal der Sündenbock gefunden und das Exerzierreglement mit aller Schuld, als eine riesige Karre, beladen worden war.

In neuerfundenen Kunstgriffen und Praktiken mühte man sich ab; man glaubte sich durch Verdammung des Reglements frei gemacht zu haben und fand sich nun als Sklave einer qualvolleren Pedanterie. Von selbständigem Handeln des Unterführers hatte man noch keinen Begriff.

Am deutlichsten zeigte sich die Herrschaft der Pedanterie in dem besonderen Kultus, der dem Karree und den verschiedenen Arten seiner Formation gewidmet war. Wer von den Alten erinnert sich nicht jenes Riesenvierecks auf dem Pangen Feld, jenes Vierecks, dessen Seiten Bataillone bildeten, während auf den Ecken Geschütze prangten? Zeit nahm man sich, man hatte sie ja. Witzbolde meinten, die Württemberger hätten so viele Karrees als es Felder auf dem Schachbrett gebe; bis sie sich besinnen, welche Art der Kunst anzuwenden sei, werde der Krieg vorüber sein.

So fuhr man fort, sich an die Form zu hängen, auf die Form, auf das Wort zu schwören; die Knechte der neuen Form priesen sich glücklich, als hätten sie die Freiheit gewonnen,

nachdem sie die alte Form über Bord geworfen und jetzt auf dem Wege sich wähten, die Vervollkommnung der „Feldmäszigkeit“ durchzuführen.

Für die Dauerhaftigkeit aller Zustände war es bisher von besonderem Wert gewesen, daß der Kriegsminister Moritz v. Miller sich an der Spitze der Geschäfte befand von 1850 bis 1865. Er mochte noch als ein Zeuge der Napoleonszeit gelten, als ein Rest aus den Tagen der zwanzigjährigen Hauptleute. Miller war in der That nach der Schlacht bei Smolensk im 20. Lebensjahr zum Hauptmann ernannt worden. Er war nur drei Jahre Leutnant gewesen; blieb auch nur drei Jahre Hauptmann, denn 1815 treffen wir ihn schon als Major. Wie mochte, wenn sie diese Laufbahn betrachteten, denen der Mund wässern, die es als einen reichen Lohn betrachteten, wenn sie mit vierzig oder mehr Lebensjahren die Stellung des Hauptmanns erreichten und auf dieser Pfründe neidlos bleiben durften vielleicht zwanzig Jahre lang!

Als Millers Nachfolger war 1865 Wiederhold ernannt worden; zu Anfang 1866 aber wurde das Kriegsministerium einem Manne übertragen, den man für besonders energisch und durchgreifend hielt, dem General Oskar v. Hardegg. Mit dem Thronwechsel hatten sich noch weitere Veränderungen im Ministerium vollzogen; an die Spitze der Geschäfte war Barnhäler getreten. Es schien, als bereite man sich auf eingreifende Ereignisse vor.

Mancherlei Neues bot Stuttgart uns Ludwigsburger Nachbarn in diesem Winter. Im Saal des neuerstellten Königshaus wechselten Vergügungen und Belehrungen ab. König Karl ließ die halbvergesenen Redouten wieder aufnehmen und gab den Anstoß zu einer Reihe von zwölf Vorträgen, die hauptsächlich von Tübinger Professoren, von Gelehrten aus Stuttgart und Ulm gehalten wurden. Dabei hatte ich auch die Freude, meinen alten Lehrer Pauli wieder hören und

begrüßen zu dürfen; er sprach am 17. Februar 1866 über „Die Leiden Irlands“.

So recht zum ungestörten Genuß der inneren Freuden aber vermochte man doch nicht zu kommen. Immer wieder mußte man ans Fenster treten, um hinausublicken in die weite Welt, in der sich Umsturz oder Neubau vorzubereiten schien. — Die dem Feind abgenommenen Elbherzogtümer wurden zunächst von Osterreich und Preußen gemeinschaftlich verwaltet. Das führte zu Mißhelligkeiten. Deshalb Teilung des seither gemeinschaftlichen Hauses im September 1865 durch den Vertrag von Gastein; die eine Hälfte, Schleswig, fiel an Preußen, die andere, Holstein, an Osterreich.

Was seine Stellung zur Schleswig-Holstein-Frage war, hat Bismarck erst später ausgesprochen: „Ich habe stets an der Klimax festgehalten, daß die Personalunion mit Dänemark besser war als das, was existierte, daß ein selbständiger Fürst besser war als die Personalunion, und daß die Vereinigung mit Preußen besser war als ein selbständiger Fürst.“

Dem Staate, der auf dem Wiener Kongreß 1814 zum Vorteil der Kleinstaaten, zum Vorteil Frankreichs, Englands und Hollands am grausamsten beschnitten worden war, diesem Staate mußte, falls er lebensfähig bleiben wollte, ein gewisser Randhunger innewohnen.

Im Herbst 1815 hatte der württembergische Gesandte in Paris, Graf Wimpfingerode, geschrieben: „So, wie Preußen heute ist, kann es nicht bestehen bleiben. Es hat nur zu wählen zwischen seinem eigenen Untergang und dem seiner Nachbarn, und es ist nicht schwer, die Wahl zu erraten, die es trifft.“

Den preußischen Männern mußte, wenn sie an die Demütigung von Olmütz 1850 dachten, die Schamröte ins Gesicht steigen; sie mußten, wenn sie sich das Anerbieten Osterreichs auf dem Fürstentag 1863 ins Gedächtnis zurückriefen,

darauf verfallen, daß es auf nichts so sehr ankomme, als auf den Versuch, durch freiheitliches Angebot der österreichischen Politik den Rang abzulaufen. Daß das alles keinen Aufschub leide, das war klar, denn die Abmachungen mit Frankreich und Italien schufen zwar im Augenblick freies Feld, auf wie lange, das konnte niemand sagen.

Als deshalb das Vorgehen Oesterreichs in Holstein und sein Verhalten am Bund die Stellung der beiden Großmächte aus der engen Sphäre des Streites um Schleswig-Holstein hinausgerückt und zu einer deutschen Verfassungsangelegenheit gemacht hatte, da begann das Werben von beiden Seiten, von Oesterreich und Preußen her, um den Anschluß der deutschen Mittel- und Kleinstaaten.

Wichtige Stimmen in Württemberg sprachen sich damals dafür aus, man solle die Großmächte ihr Duell allein ausfechten lassen; ihr Streit gehe uns nichts an; man bekomme jetzt die beste Gelegenheit, das „reine Deutschland“, die Trias-idee, zu verwirklichen. Dieser Geistererscheinung erfreute sich der bequeme royalistisch gefärbte Liberalismus stets, wenn man einer straffen nationalen Einheit aus dem Wege gehen und doch sich die Miene eines Patrioten geben wollte. Ein anderes Wespenst gesellte sich dazu: seit dem Jahr 1813 pflegte sich dem preußischen Namen und den von dorthier stammenden Einheitsbestrebungen die Idee der Mediatifizierung anzugliedern; in dem duldsamen Oesterreich aber habe man zu allen Zeiten den Hort der Souveränität zu erblicken.

Während des Monats März 1866 kreuzten sich die Roten und Eröffnungen der beiden Großmächte an den deutschen Höfen. Da warf Preußen seine wichtigste Karte hin, auf der die alte Forderung verzeichnet und zugleich bis zum Jahr 1849 zurückgegriffen war: Allgemeines Stimmrecht, Nationalvertretung! — Am 9. April 1866 übergab Preußen in Frankfurt am Bundestag seine Forderung so

formuliert: „Eine aus direkten Wahlen und allgemeinem Stimmrecht der ganzen Nation hervorgehende Versammlung für einen noch näher zu bestimmenden Tag einzuberufen, um die Vorlagen der deutschen Regierungen über die Reform der Bundesverfassung entgegenzunehmen und zu beraten.“

Das Zauberwort war gefunden; es handelte sich gar nicht mehr um Schleswig-Holstein; alles Rühren, Vorschlagen und Werben galt der Verwirklichung eines deutschen Bundesstaates mit nationalem Parlament.

Die Regierungen aber wollten zumeist kein Parlament, weder aus den Händen von Bismarck, noch aus der Hinterlassenschaft der Frankfurter Nationalversammlung; ihnen ging schon das österreichische harmlose Projekt zu weit.

Es war wieder das alte Lied: diejenigen, die eine deutsche Einheit geben konnten, wollten keine haben. In Württemberg speziell galt wieder: man will das, was nicht ausführbar ist, und was sich leicht ermöglichen läßt, das will man nicht.

So erhielten die Schwärmer für Neutralität und Trias-idee, die unbedingten Bekämpfer Bismarcks aus der demokratischen Volkspartei neue Bundesgenossen: die Großdeutschen und dynastischen Partikularisten.

Man höhnte über den märkischen Junker, über seine Frivolität, seinen Übermut; bevor er verurteilt werde, schicke sich Bismarck an, im Angesicht der ganzen Welt Buße zu tun; nur die Verzweiflung, nur der Blick in den Abgrund könne es sein, was ihm ein so populäres Anerbieten abgepreßt habe. Man vergaß, daß Preußen schon im Jahr 1863 den gleichen Antrag gestellt hatte; die erste Losjagung von Osterreich.

Staatsanzeiger und Beobachter machten sich zum Sprachrohr der württembergischen Regierung. Nur vom Niederschmetterndem Preußens war noch die Rede, von der Auflösung dieses Staates in seine einzelnen Teile; von den

preussischen Verlockungen sprach man, von der „Mediatifizierungsmausfalle“, vom „Lutherischwerden“.

Ernsthaft beschäftigte sich der Schwäbische Merkur mit dem Bismarckschen Parlamentsprojekt. Am 14. April schrieb er: „Ein großes Problem scheint im Sinne der Zukunft gelöst.“ Leider sei aber von einem Antrag am Bunde ein weiter Weg bis zur Wirklichkeit. „Bis jetzt ist eine ziemliche Verwirrung der Meinungen zu bemerken. Junker Bismarck läßt aus dem trockenen Holze des grünen Tisches im Bundespalais zu Frankfurt den sinnverwirrenden Trank der Parlamentshoffnungen fließen; die durstigen Deutschen genießen und schon halten sie sich an der Nase.“

Der Krieg war so gut wie beschlossen. Vom 23. Mai 1866 an beriet der Landtag in Stuttgart. Sonst laßen sich die Verhandlungen gar langweilig, jetzt verschlang man sie. Am meisten Licht auf die Lage warf die Sitzung vom 4. Juni.

Es sei kein freudiger Mut, mit dem das Volk in den Kampf gehe, keine Begeisterung ringsumher, wurde zunächst festgestellt. Und doch verlange man jetzt von dem Landtag Mittel für den Krieg, Geld und Einberufung von Mannschaften.

Ein höchst ungleiches Ringen in der Kammer ergab sich. Die preussische Hegemonie zählte nur wenige Freunde. Einer von ihnen, Römer, sprach die Besorgnis aus, die bewilligten Mittel werden zu einer dauernden Schwächung Preußens benützt werden. Hölder beantragte, durch einen Beschluß des Landtags der österreichischen Politik deutlich zu zeigen, daß Württemberg keineswegs gesonnen sei, durch dick und dünn mit Oesterreich zu gehen. Wächter und Fezer eilten zur Unterstützung herbei.

Jetzt aber traten die Zerichmetterer auf den Plan; zunächst noch mit milden Worten der Mann von der Triasidee. Dann sprach Oesterlen im Namen der Volkspartei: Preußen

wolle kein einiges Deutschland, sondern nur eine Ausdehnung seines Gebiets. Ein Minister wie Bismarck wisse nichts von einer deutschen Einheit, er wisse nichts als Preußen und abermals Preußen. Osterreich dagegen sei auf den Boden des Bundesrechts zurückgekehrt und es sei kein Zweifel, daß wir auf Osterreichs Seite zugleich für die Rechte Holsteins eintreten.

Das Großdeutschtum endlich und zugleich die Überhebung des Kleinstaats kamen zum Wort durch M. Mohl: wer denn all diese Irrungen veranlaßt habe? Wohl kenne man den Urheber. Es sei kein Mensch in Deutschland, der nicht unter vier Augen sage: an den Galgen mit ihm! — Nie werde Deutschland unter Preußen stehen; nie werden die ursprünglich deutschen Stämme sich unter solche Stämme stellen, die erst nach und nach deutsch geworden sind. Preußen sei noch um ein Jahrhundert zurück und das wolle uns unterwerfen! Nimmermehr! Zu den Waffen!

Minister Barnbüler faßte das alles zusammen, um darzutun, daß es notwendig und recht sei, sich auf Seite Osterreichs zu stellen. Es sei ausgesprochen worden, ichloß er, der Krieg könne zu einer Schwächung und Verkleinerung Preußens führen; „diejenigen, die jetzt notgedrungen sich wehren, denken nicht entfernt an derartige Folgen, aber freilich, wenn die Würfel einmal gefallen sind, kann man nicht wissen, wie weit auch hier das ‚Vae victis!‘ geht.“

Die Forderungen für den Krieg gingen ziemlich im Sinn der Regierung durch. Der Landtag wurde am 8. Juni geschlossen. — „So sind sie fort,“ ruft der „Beobachter“ nach, „die Stände des Königreichs. Wir sind begierig, unter welchen Umständen wir sie einst wiedersehen.“ —

Schon vor einem Jahr war ich Adjutant des ersten Bataillons im Regiment geworden. Schwer pflegt der Abschied nicht zu sein, wenn man von der Kompanie austritt, um sich

nun der Wonne hinzugeben, Sporen, Pferdeverüstung und endlich das Roß selbst zu kaufen. Jetzt hatten meine Freunde in Hohenacker endlich das erreicht, was sie längst zu sehen gewünscht hatten: „Pfarrers Albert“ zu Pferde! — Wie gesagt, der Abschied von der Kompanie fiel nicht schwer, wohl aber ein anderer, — der von Hohenacker.

Zu Anfang 1866 wurde der Vater nach Steinheim bei Heidenheim veretzt, nachdem er achtzehn Jahre auf der Kanzel in Hohenacker gestanden hatte. In so langer Zeit schlägt man tiefe Wurzeln, namentlich wenn das Erdreich so günstig ist wie in Hohenacker.

Uns drei Adjutanten brachten die Anfänge der Mobilmachung, Einberufung, Zusammentragen der Ausrüstung viele Geschäfte. Man kam fast nicht mehr von der Kanzlei weg. Auch vollzog sich alles sehr umständlich, zum Beispiel das Sammeln der Ausrüstung für Wagen und Pferde des Bataillonstrains; in dem einen Magazin des Zeughauses in Ludwigsburg befanden sich die Kummerte, in einem anderen die Aufhalkketten, Spaten und so fort; wieder wo anders die Zugstränge und zahllose kleine Zubehörsstücke. So trug man mit tagelangem Hin- und Herlaufen die Sachen zusammen.

Und doch zog es jetzt, da die Welt so lebendig wurde, mächtig zur Aussprache mit anderen hin. Von den Freunden aber war schon einer zur Ruhe gegangen. Moritz Gmelin war Pfarrverweser ganz in der Nähe von Ludwigsburg geworden. Freund Weißenmajer hatte sich während des Jahres 1864 recht in seinem Fahrwasser befunden. Von einer Volksversammlung zog er zur anderen und sog mit Wollust alle die Reden in sich ein, in denen sich der Abscheu gegen die von Preußen versuchte Vergewaltigung aussprach. „Soudsiviellmal ist der deutsche Michel in den Krieg gezogen, um König und Vaterland zu retten. Soudsiviellmal ist er elend betrogen worden. Immer ist ihm, wenn er ‚seine Schuldigkeit‘ getan

und den Herren herausgeholt hatte, mit Undank gelohnt und jedesmal ist er nachher schlechter gehalten worden als vorher.“ — Nach allem was vorgegangen, könne die Hinterlist Bismarcks nicht mehr bezweifelt werden; hoffentlich wachje in Deutschland noch Galgenholz für solche Reichsverräter.

Das war denn doch dem Freund Smelin, der die Preussischen Jahrbücher las, zu viel; sonst so mild, fuhr er jetzt auf: Dankbar solle man sein, daß die Vorsehung einen Mann dem deutschen Volk gegeben habe, so kühn, so mit dem Alten brechend, wie Bismarck. Was das Jahr 1849 als Reichsverfassung geschaffen, sei gut; nehmen wir mit Bismarck das deutsche Parlament wieder auf, nehmen wir ihn beim Wort! Eine Macht aber, wie das heutige, das neugeborene Preußen, müsse es sein, die hinter dem Parlament stehe. Sonst gehe es wieder wie vor Zeiten, wo niemand sich etwas gemacht aus Parlament und Verfassung. Zuerst müsse eine Macht vorhanden sein, die das Ausland in Respekt halte und im Inland sich Achtung zu verschaffen wisse; zuerst die Macht und dann die Einheit mit dem Parlament als Gewähr der Freiheit.

„Die höchste Macht aber,“ hielt der alte Freischärler entgegen, „die Grundgewalt, ist das deutsche Volk selbst mit seinen fünfzig Millionen Menschen. Man bewaffne das Volk, dann hat man die Macht und bedarf keines übermächtigen und beleidigend auftretenden Großstaates. Im Gegenteil, Preußen muß in seine einzelnen Provinzen zerlegt werden, dann kann der Rheinländer, der Sachse, der Schlesier sagen, wo ihn der Schuh drückt. Nur in Kleinstaaten blüht die wahre Kultur und die Freiheit; der Großstaat verbraucht viel zu viel Geld, um das Volk zu knechten. Jetzt oder nie ist die rechte Zeit, die allgemeine Volkswehr einzuführen, und vor einem bewaffneten Volke wird sich die ganze Welt beugen.“

In Tübingen aber, erwiderte ich darauf, habe der Professor Pauli, der selbst gedient bei den Gardeschützen, mir aus-

einandergesetzt, wie in Preußen gerade durch die allgemeine Wehrpflicht die Armee eine Waffenschule für das ganze Volk darstelle, wie durch Landwehr und Landsturm eine Volksbewaffnung zu stande komme, wohl eingeübt und bis ins einzelste organisiert. Ob er denn nach den Erfahrungen von 1849 nicht glaube, daß wir den Preußen gegenüber im Feld einen schweren Stand bekommen; auch die wenigen Offiziere, die jüngst in Preußen gewesen seien, können nicht genug erzählen von den großartigen Einrichtungen dort, von der Ordnung in allen Dingen, von dem unbedingten Selbstvertrauen.

„Paradesoldaten bleiben Paradesoldaten!“ sprudelte Weißenmajer hervor; „sobald das deutsche Volk aufsteht, werden sich auch die preußischen Landwehrleute erinnern, wohin sie gehören. Schlagen werden sich die Preußen schon, wenn ihr Regiment allein, ohne das Volk, auszieht; denn das ist Unsinn, wenn die Leute, die noch keinen fremden Soldaten gesehen, bramabazieren und meinen, sobald man die Weinknochen der Schwaben verspürt habe, werden die halbverhungerten Preußen laufen, was sie können; man könne die Gewehre zu Hause lassen und die preußische Landwehr mit Stecken zum Teufel jagen. Das ist törichtes Geschwätz! — Ihr seht aber ganz feldmäßig aus und werdet euch schon einigermaßen behaupten, bis die Volkswehr nachrückt und den Ausschlag gibt.“

Außerordentlich geneigt waren wir, unsere in manchen Stücken unordentliche Erscheinung für den Beweis von „Feldmäßigkeit“ zu halten, ja von Schlagfertigkeit. — Es geht wie in der Technik: Wer nichts Fremdes sieht, kann nichts lernen, weil er nicht zu vergleichen und daraus zu urteilen vermag. — Wir blieben deshalb auf unseren bewährten Schlagwörtern sitzen, auf die wir schworen: Preußische Paradesoldaten, württembergische Feldmäßigkeit.

Die Entscheidung selbst erlebte Weißenmajer nicht mehr. Wegen das Frühjahr hin begann er zu kränkeln und starb

am 14. März 1865; ein aufrichtiger Freund und Kamerad, dessen frischer Geist allezeit fest glaubte an die endliche Einigung des Vaterlandes. Freund Smelin fand bald eine Anstellung als Archivrat in Karlsruhe. Die Pünktlichkeit und Sauberkeit seiner verdienstvollen Arbeiten entsprach in allen Stücken der Gewissenhaftigkeit und Lauterkeit dieser seltenen Seele. Er erlebte noch die ersten Jahre des neuen Deutschen Reichs, legte sich aber zum Sterben schon zu Ende des Jahres 1879. — An den beiden Männern habe ich Freunde gehabt, auf die das Wort der Leute am Bodensee paßt: Noch bräuer wär' net einmal gut. —

Die Dinge gingen indessen weiter. Hatte Preußen dem Bund am 9. April 1866 die nationale Vertretung mit allgemeinem Stimmrecht als Grundlage für die Neuordnung Deutschlands vorgeschlagen, so ging es mit dem 10. Juni schon einen Schritt weiter und zeigte in einem Rundschreiben an, daß die Neugestaltung Deutschlands ohne Oesterreich gedacht sei. Nun gab es natürlich kein Aufhalten mehr. Am 11. Juni stellte Oesterreich am Bund den Antrag auf Mobilmachung aller nicht preussischen Armeekorps; die Abstimmung am 14. Juni, wo mit neun Stimmen gegen sieben der Antrag Oesterreichs in verabredeter Weise angenommen wurde, enthielt die Kriegserklärung gegen Preußen.

Kurz vorher war ich nach Hause geeilt, um Abschied zu nehmen. Mit Wehmut gedachte ich der Tage, wo mir die Nähe des Elternhauses in Hohenacker den Verkehr so bequem gemacht hatte. Jetzt mußte ich mit der Bahn nach Heidenheim fahren, um dann durchs Stubental den neuen Sitz der Eltern, das Pfarrhaus in Steinheim, zu erreichen. Alleir meine Ungeduld hielt nicht bis Heidenheim stand. Schon einige Stationen vorher, in Königsbrunn, verließ ich die Bahn, um eine tüchtige Eke abzuschneiden und zu Fuß über die Berge Steinheim zu erreichen.

An dem kleinen Becken vorüber, aus dem die Brenz hervorpringt, ähnlich wie die Blau aus dem Blautopf, ging es den Hang hinauf und dann durch herrlichen Buchenwald auf den großen Marktflecken Steinheim zu. Der Waldrand ist erreicht; von allen Seiten senken sich die Hänge zu einem Kessel hinab, in dessen Grund das Dorf eingebettet liegt. Inselartig erhebt sich aus dem ehemaligen Seeboden der Klosterberg, an dessen Hang Kirche und Pfarrhaus stehen.

Der Schuttwall des zertrümmerten Jura umgibt hier ein Tertiärbecken, dessen Sande lediglich aus den Schalen kleiner Schnecken bestehen; dazwischen Reste einer echt tropischen Fauna; ein Paradies für Petrefaktenjämmler.

So ganz anders sahen sich hier am Altbuch die Dörfer an als drunten im Unterland. Das kleine Hohenacker mit seinen 600 Einwohnern steckte förmlich in einem Wald von Obstbäumen, suchte sich im Grün der Gärten zu verbergen; offen und kahl lag hier der große Flecken mit fast 2500 Bewohnern am Rand der Acker; nirgends deckten Bäume mit ihren Schatten die Dächer und Giebel.

Das Pfarrhaus war neuerer Bauart als das in Hohenacker. Bald stand ich bei den Eltern in der höchst gemütlichen Wohnstube. Es begann Abend zu werden, dämmerig und dunkel. Man redet sich aber so gerne ein, die Nacht sei noch ferne; man sträubt sich, die Lampe anzuzünden, um dem Tag nicht den Abschied geben zu müssen. Das ist die traulichste Stunde.

In solcher Dämmerzeit saßen wir beisammen in unserer neuen Heimat und sprachen alle Möglichkeiten durch, welche die nächste Zeit bringen könnte. Die Wahrheit zu gestehen, erschien mir die Zukunft im rosigsten Licht, denn das, was man von einer ordentlichen Mobilmachung in erster Linie erwartet, — Avancement, das hatte sich schon eingestellt; ich war zum Oberleutnant aufgerückt und vollends als Adjutant

fühlte ich mich als einer von den Erlesenen, denen es bestimmt ist, eine leitende Rolle, wenn auch in bescheidenem Kreise, zu spielen.

Noch eine Zugkraft kam dazu: die Lust, einen Blick in die Welt tun, die Neugierde endlich befriedigen zu dürfen durch unmittelbares Schauen von dem, was außerhalb der schwarz-roten Pfähle lag und so fremdartig erschien.

Wir blickten voll der besten Hoffnungen in die Zukunft und ich versprach, wenn ich nach Berlin kommen sollte, recht ausführlich von mir hören zu lassen. Wir pflegten von dem Ziel Berlin wohl zu sprechen als einer Sache, die vielleicht sicher, jedenfalls wahrscheinlich sei. Auch von den Vorzügen und Tugenden meines Rosses wußte ich zu erzählen.

Am anderen Tag wurde Abschied genommen vom Elternhaus; der Vater begleitete mich noch ein gutes Stück durch den Wald. Unter einer besonders schönen Buche trennten wir uns, ohne uns das Herz schwer gemacht zu haben. —

Vom 14. Juni an ging die Mobilmachung, die Einberufung der älteren Mannschaften, die Einübung der Neutriten, Ergänzung der Ausrüstung in beschleunigtem Tempo vor sich; so gut das alles eben vor sich gehen konnte ohne Mobilmachungsterminkalender. Für uns war es noch ein Geheimnis, daß ein Mobilmachungswerk hervorgehen müsse aus einer zum voraus geplanten Verschwörung zwischen der militärischen Leitung und dem staatlichen Verwaltungsorganismus mit Inbegriff des Eisenbahnbetriebs samt Posten und Telegraphen. Heute ist für jeden Tag, für jede Viertelstunde jegliche Tätigkeit bei allen diesen Behörden zum voraus festgesetzt; damals befeiligte man sich redlich, nichts zu vergessen und System in sein Tun zu bringen. Den wenigsten gelang es.

Während des 16. Juni liefen in Darmstadt und Stuttgart Nachrichten ein, welche die Lage der Stadt Frankfurt als eine sehr bedrohte erscheinen ließen: bei Weßlar

sammeln sich gegen 20000 Preußen und haben die Absicht, die Bundesstadt zu überfallen. Die 3. Infanteriebrigade in Ludwigsburg, 1. Jägerbataillon, 3. und unser 8. Infanterieregiment, erhielt deshalb Befehl zur Marschbereitschaft. Jede Minute konnte der Befehl zum Abmarsch kommen.

„Wer ist da?“ rief ich, als es kurz nach Mitternacht an meine Türe pochte. „Der Oberst,“ klang es zurück. Bald saß ich am Schreibtisch und notierte, was der Oberst mir auf den Weg zu geben hatte; denn am 17. Juni Vormittags zehn Uhr sollte das 1. Bataillon nach Frankfurt abgehen. Nicht wenig fühlte ich mich, daß ich als der erste aus dem Mund des Obersten Licht in die seitherige Geheimnisträmerei zu bringen vermochte. Lange, bevor es Tag wurde, hatte ich meinen Bataillonskommandanten, den Oberstleutnant v. Greiff, geweckt und durch Meldereiter die auf die nächsten Ortschaften verlegten Kompanien herbeigerufen. Dann ging es auf den Bahnhof, den Eisenbahnzug bereit zu stellen und einzuteilen, Wagen und Pferde auf die Verladerampe zu bringen. Der nächste Weg zum Bahnhof führte als Fußweg durch Gärten. Heute erschien es mir als ein Vorrecht des ins Feld Ziehenden, in leichtem Galopp den sonst für Reiter streng verbotenen Weg einschlagen zu können.

Es war Sonntagmorgen; die Pandleute eilten zur Stadt; alles drängte nach den Kasernen; die Kompanien von auswärts harrten an den Toren, die Musik zog ihnen entgegen und geleitete sie herein; die Städter standen vor den Häusern oder lagen unter den Fenstern. Man beeilte sich, nochmals in liebe Augen zu schauen und treue Hände zu drücken.

Ich saß auf meinem jungen, glatten Fuchsen, feldgerüstet, neben mir mein Kommandant, eine prächtige Soldatenfigur, auf stattlichem Braunen; die Fahne wurde zur Front gebracht, die Patronen kamen zur Austeilung; die Tambours stimmten die Trommeln. Wir standen im Kasernenhof und mein Komman-

dant winkte nochmals nach Frau und Kindern zum Fenster hinauf. Ich glaubte, von allen Abschied genommen zu haben. Da kam eiligen Schrittes ein alter Bekannter noch in den Kasernenhof herein, Gustav Fischer, ein höchst geachteter Bürger, der einen schwunghaften Getreidehandel betrieb, ein alter Freund des eben hingegangenen Weihenmajer. Er war in Offizierskreisen wohl bekannt und ich hatte eine Zeitlang bei ihm gewohnt. An der Hand hielt er sein schlank aufgewachsenes Töchterlein, das der Konfirmation entgegenging und heute besonders hell und lebhaft um sich blickte.

„Ich gebe Ihnen noch etwas auf den Weg; die Kleine hat auch mitwollen, kann heute absolut nicht zu Hause bleiben; so haben wir uns verspätet. Hier ein Pflaster, das ein Onkel von mir, ein Regimentsarzt, im russischen Feldzug als die beste Wundsalbe zusammengefest hat!“ Damit reichte er mir eine wohlverpackte Rolle Pflaster. „Und hier die Kleine will auch noch etwas mitgeben,“ setzte Fischer hinzu. Halb schüchtern, halb mutwillig trat das Töchterlein an meinen Fuchsen heran und bot mir eine tüchtige Wurst herauf. Mit herzlichem Dank steckte ich das Pflaster in die rechte, die Wurst in die linke Satteltasche. Noch ein Händedruck und fort waren die freundlichen Geber, von denen auch weitere Offiziere bedacht worden waren.

Um 10 Uhr Vormittags saßen wir im Zug: Brigadestab, Regimentsstab und erstes Bataillon. Ein Pfiff, ein lautes Rufen rings und der Zug begann seinem Ziel entgegenzukeuchen.

Jetzt also, losgeschält von allem, eine Welt, eine große Familie für sich, so zogen wir hinaus. Man fing an, sich gegenseitig noch aufmerksamer als sonst zu betrachten. Denn das waren jetzt die Freunde und Gefährten, diese Fahrtgenossen alle, die Teilnehmer an Lust und Leid, an Gefahren und Ruhm, bei Strapazen und vielleicht bei Enttäuschungen.

Seit dem Jahr 1859 hatte die Formation mehrfache Änderungen erfahren. Damals zählte das Bataillon über 1000 Mann, jetzt nur noch 876 und zwar eingeteilt in fünf Kompanien; denn unmittelbar vor dem Feldzug war für jedes Bataillon eine 9. beziehungsweise 10. Kompanie errichtet worden. Um sich bescheiden zu zeigen, hatte man für diese neuen Kompanien als Führer keine Hauptleute, sondern nur Oberleutnants verlangt; jede Kompanie war 170 Mann stark. Zum Bataillon gehörten zwei sechsspännige Munitionswagen, ein vierspänniger Gepädwagen, ein Arzneiwagen, ein Handwerkswagen, die beiden letzteren zweispännig.

Zum Ausmarsch ins Feld waren bestimmt: 15 Bataillone, darunter 3 Jägerbataillone; diese Infanterie in 3 Brigaden geteilt; wir, 8. und 3. Infanterieregiment, 1. Jägerbataillon unter dem General v. Hegelmaier als 3. Brigade; Reiterei 14 Schwadronen; Artillerie 6 Batterien mit 48 Geschützen. Alles als die 1. Division des VIII. deutschen Bundesarmekorps bezeichnet; Gesamtstärke mit Pionieren und Train 15000 bis 16000 Mann.

Wir mochten heute etwas schwächer ausziehen als im Jahr 1859; die Mannschaft bestand fast durchgängig aus jungen Leuten und auch das Offizierkorps erschien etwas verjüngt.

Schon im Frühjahr 1865 hatte das Regiment in der Person des Obersten Freiherrn v. Reitzenstein einen neuen Kommandanten erhalten; er stand im 57. Lebensjahr. Von den zwei Bataillonskommandanten rückte nur einer aus, mein Oberstleutnant v. Greiff, der jetzt 63 Jahre zählte, aber einer ungemeinen Rüstigkeit sich erfreute. Es ist bezeichnend, daß für den kranken Kommandanten des zweiten Bataillons der älteste Hauptmann das Bataillon führte und zwar durch den ganzen Feldzug.

Das Lebensalter der Hauptleute stufte sich ab vom Hauptmann Maier mit 53 und Pöfler mit 48 Jahren zu den

Hauptleuten v. Wölkern und Lenz mit 37 und 36 Jahren; die beiden letzteren war man geneigt für jugendliche Eindringlinge zu halten. Sämtliche Hauptleute mußten zu Fuß ausrücken und marschieren. Die ältesten Oberleutnants zählten 36 und 35, der jüngste 27 Jahre.

Die Leutnants standen zwischen 20 und 27 Jahren. Diese letzteren befanden sich also alle im normalen Lebensalter. Klar ist aber, daß die obere Hälfte der Stabsoffiziere, der Hauptleute und Oberleutnants über ihre Altersgrenze hinausgewachsen war. Eine Liste von französischen Regimentern aus dem Jahr 1805 liegt eben vor mir. Von den Generalen hat keiner das 40. Lebensjahr überschritten; der Durchschnitt für Generale, Obersten, Hauptleute ist 37 Jahre, für Bataillonskommandeure 40. Nur wenige alte Hauptleute gibt es, aber dafür alte Leutnants bis zu 50 Jahren; die jüngsten der Leutnantscharge gehen bis zu 19 Jahren herab. Es sind ihrer nicht sehr viele, aber sie haben die meisten Aussichten. Das Springen der jungen Leute, die aus polytechnischer Schule oder aus den Kriegsschulen kommen, über die Troupiers weg war von jeher in Frankreich viel ungenierter geübt worden. —

Bruchsal, Heidelberg; voll Bewunderung blickten wir in die Welt hinein, die sich im Sonntagslicht vor uns auftrat, denn so weit mochten vom ganzen Offizierkorps nur wenige gekommen sein. Unser Oberst v. Reizenstein speziell tat bei dieser Gelegenheit erstmals während seiner ganzen Dienstzeit einen Schritt über die schwarzroten Pfähle hinaus. Da und dort stand zur Begrüßung ein Volksverein am Bahnhof oder es erschien eine katholische Bruderschaft mit kirchlich aussehenden Fahnen, um uns ihren Segen zum Kampf gegen die wilden Preußen zu geben.

Die Fahrt dauerte gar lange; es ging dem Abend zu und mancher mag daran gedacht haben, wie er sich nun vor allem tüchtig erholen wolle bei unseren Schutzbefohlenen, den

edlen Frankfurtern. Auch davon sprachen wir, wie vielleicht jetzt schon gekämpft werde um die Tore der Stadt; wie die Bürger und die Jugend sich bewaffnen, wie sie in Freikorps zusammentreten und dem Feind entgegenstürzen, während die schuglofen Weiber und Kinder sich die Augen anschauen, um endlich die herbeieilenden Retter, die Schwabensöhne, zu entdecken. Wichtig, die Türme der Stadt Frankfurt werden sichtbar; aus allen Fenstern der Wagen lehnt man sich hinaus. Es geht über den Main hinüber; der Zug hält; das Signal zum Aussteigen läßt die Leute herauswimmeln. Sonntagstimmung und endloses Zurufen in der dicht um den Bahnhof versammelten Menge. Wir waren die ersten Württemberger, die eintrafen und so fanden wir einen ausgefuchten Willkomm.

Es war 7 Uhr Abends; man setzte sich vom Bahnhof aus in Marsch nach der Stadt, die Musik voraus, natürlich den Radezkymarsch spielend unter stetem Beifalljohlen. Der Hofmarkt war erreicht; wir sollen nur in die „Zeil“ einbiegen, dort liege die Kasernkaserne, die für unsere Unterkunft bestimmt sei. — Halt! Aufmarschieren. Da steht ja die Kasernkaserne, so ungasflich, so unsauber, so kahl wie ein Gefängnis. Da seien die Mannschaftszimmer, dort eine Menageküche, wir sollen nur anfangen uns zu verpflegen. Jeder Kompanie wurde demnach ihr Quartier angewiesen; die Gewehre kamen in die Rechen und man besah sich die neue Heimat. Recht unsauber hatten die Preußen, denen vorher die Kasernkaserne gehörte, diese hinterlassen und manches mußte noch geschehen, um das Nest wohnlich zu machen. Heute konnte nicht mehr gekocht werden, aber jeder hatte ein Stück Geld zur Verfügung. So lebte man am ersten Abend auf eigene Rechnung von Würst und Käse.

Enttäuscht standen wir am Tor unserer Kasernkaserne. Das also sind die Frankfurter, die von Kriegsmut überschäumen,

die mit Zetermordio nach Hilfe geschrien, die sehnlich auf uns gewartet. Und jetzt, da wir da sind, johlen sie uns zwar zu, sperren uns aber in eine alte Kaserne und verweisen uns kühl auf unsere eigene Kochkunst und unseren Geldbeutel. Na, wenn es ernst wird, wollen wir sie schon lehren, was der Brauch ist. Wir freilich fanden keine Gelegenheit dazu, aber die anderen desto mehr, und diese anderen rächten uns.

Montag den 18. Juni; Jahrestag von Waterloo. Dazu beinahe der längste Tag. Und das war gut. Denn es gab manches aufzuarbeiten, namentlich für die Adjutanten. Die ganze dritte Brigade war jetzt da; Hessen und Badener dazu. Für Mannschaften und Pferde mußte Unterkommen und Verpflegung geregelt werden. Die Trains kamen nach Sachjenhausen; aber Fourage, Fourage! Ein österreichischer Stadtkommandant war da; allein er hatte mit dem Empfang von Prinzen alle Hände voll zu tun; wir mußten uns mit seinem anbietenden Ton begnügen, sollten uns an die Stadt wenden.

Das letztere geschah denn auch; ich glaube, es war ein Senator in der Pfauengasse und noch mehrere andere, mit denen ich verhandeln sollte. Die Herren hätten sich nicht gewundert, wenn wir Fourage für Wochen in der Hosentaste mitgebracht hätten. Daß Menschen und Tiere nur durch mehrfach täglich wiederholte Speiseaufnahme fähig erhalten werden, für Frankfurt bluten zu können, schien den Herren neu zu sein; auf unsere Empfangsbescheinigungen, die wir für alle Lieferungen in Aussicht stellten, schienen sie außerordentlich geringen Wert zu legen. Endlich wies man mich mit meinen Wünschen an den Platzmajor, einen milden, älteren Herrn, mit dem ich im Hinterstübchen der Frankfurter Hauptwache am Roßmarkt unterhandelte.

An dieser Stelle kam ich auch mit den Leuten des Frank-

furter Bataillons in Berührung. Wie sonst bezogen diese Braven ihre Hauptwache und die anderen Posten, als hätte nichts sich geregt in der deutschen Welt. Die biederen Frankfurter dachten nicht von ferne daran, ihr eigenes Bataillon mobil zu machen; nach Kräften schürten sie zum Krieg. Und als er da war, da schrieten sie um Hilfe und stellten sich als die hin, die kein Wässerchen getrübt. Herrgott! Wie hatten wir uns getäuscht!

Dort nahe der Hauptwache, auf dem Hofmarkt, liegt der „Englische Hof“. Prinz Alexander von Hessen und allerlei sonstige Häupter des Volks seien angekommen; die Musikcorps spielen zum Empfang. In Massen strömt das Volk herbei; darunter Soldaten mit allerlei Kokarden. Da stehen Hessen, Chevaualegers und Infanterie; Badener neben den württembergischen Soldaten vom 8. und 3. Regiment. „Sieh dort die Wüsthener!“ so riefen sich wohl leise die schmucken Hessen und Badener zu. Und in der That, unser Infanterist stand fast wie eine Vogelischeuche da. Es war angeordnet, daß der Mann mit aufgeschlagenem Mantel gehen, den Waffenrock im Tornister tragen und diesen nur bei besonderen Gelegenheiten anziehen solle. Wir hatten ins Feld weder Tschako noch Dienstmütze mitgenommen, sondern nur die Mütze von alter Form, eine ziemlich ungestaltete Haube, königsblau mit riesigem Schirm, der tief über die Augen herabging und gegen jegliches Licht schützen sollte.

Wir Offiziere trugen schon die neue Uniform, aber die Mannschaften machten eine außerordentlich traurige Figur. Wir hatten nicht viel Auge dafür und hielten das für „feldmäßig“; erst der Vergleich mit der Erscheinung anderer Contingente war im stand, uns die Augen zu öffnen.

Aber ich habe keine Zeit, der Musik zuzuhören. Auf's Telegraphenamt! Und zwar rasch; denn wir hatten eine schreckliche Entdeckung gemacht. Beim Hin- und Herschieben der

Wagen unseres Trains war aufgefallen, daß der Arzneiwagen so gar leicht war. Nachsehen; richtig, da haben wir es, er ist leer. Das ist ja entsetzlich! — Ja, da liegt der Hase im Pfeffer; das Kriegsministerium hatte bei der Mobilmachung das Füllen der Arzneiwagen in Afford gegeben und hätte uns die Wagen vorschriftsmäßig gefüllt zum Bataillon abliefern sollen. Allein ich selbst und der Regimentsarzt, wir beide konnten uns von aller Schuld auch nicht ganz freisprechen. — „Sollen wir den Arzneiwagen hier in Frankfurt füllen lassen?“ So lautete die Anfrage. „Nein, nach Stuttgart schicken!“ brachte der Telegraph zurück. — Wenn nur der Wagen zurückkommt, bevor der Krieg aus ist.

Eine andere höchst niederschlagende Entdeckung machte ich, als ich daran ging, mich in dem Gelände nordwärts zu orientieren. Wir hatten ja nicht eine einzige Karte im ganzen Regiment, weder von der Umgegend Frankfurts, noch von den nordwärts gelegenen Hessenländern und den anstoßenden Gebieten; auch keine Karte von Preußen, wohin wir doch wollten in rasch durchgeführtem Siegeszug. War die Lieferung von Karten seitens des Kriegsministeriums auch vergessen worden oder besaßen sie dort selbst keine? Jedenfalls haben wir Adjutanten die Pflicht, den Ausfall zu decken.

Also auf zu den Buchhändlern! Da kamen wir aber um acht Tage zu spät. Alle topographischen und Generalstabskarten, welche die Buchhandlungen besaßen, hätten die Preußen aufgekauft, nicht das mindeste im Borrat gelassen; jetzt seien diese Karten auch nicht zu beschaffen, weil die Verbindungen abgebrochen. Wieder ein Beweis von preussischer Hinterlist und Verrätereie. Fast waren wir in Versuchung, das Verhalten unkameradschaftlich zu nennen, denn in eine wirkliche und aufrichtige Art von Feindschaft konnten wir uns nicht recht hinein-denken.

Ich war froh, eine Schulkarte von Kurhessen zu erhalten

und ein paar andere harmlose Blätter. Einige Zeit später bekam jede Kompanie eine Karte, aber eine ganz unschuldige, in kleinem Maßstab mit den Emblemen des Badelebens am Rand geschmückt, eine Touristenkarte für die Gäste der benachbarten zahlreichen Badeorte. Da und dort tauchten aus Privatbesitz einige Karten auf und halfen über die schwierigsten Fragen hinüber.

Das war ein schlimmer Tag gewesen, aber die Stunde rinnt auch durch den längsten Tag und er endete mit einem Sichtblick. Hatte bisher die Stadt mit aller Kraft sich gestraubt, die herbeigerufenen Fremdlinge in die Häuser der Bürger aufzunehmen, so faßte sie nunmehr den Beschluß, für jeden Offizier täglich in dem zugewiesenen Gasthof vier Gulden zu bezahlen. Damit waren Kaltstinn und Engherzigkeit etwas ausgeglichen, aber nicht gut gemacht. Dem 8. Regiment ging es ziemlich befriedigend; man kochte in der Kasernenkammer und richtete sich ein. Andere Truppenteile aber, erzählte man, seien später viel schlechter untergebracht worden und nicht nur einmal seien die Mannschaften eine volle Nacht auf Hausstapeln und unter Eingängen herumgelegen. Die Schuld an derartigen Mißständen fällt natürlich nur zu einem Teil auf die Stadt; die größere Verjämmerung trifft die einzelnen Staaten, welche aus lauter Respekt vor den Tugenden dieser durch Osterreich verhättselten Republikaner nicht wagten, eine gebührende Aufnahme ihrer Truppen zu verlangen.

Es begann Nacht zu werden und der Tambour der Frankfurter auf seiner Hauptwache schlug, die Gewehre der Mannschaften umkreisend, den Zapfenstreich, als lebte die ganze Welt ringsum im tiefsten Frieden.

Wir hörten, daß Prinz Alexander von Hessen das ganze VIII. Bundesarmee Korps kommandieren sollte. Damit Führer und Truppen sich kennen lernen, ward Parade angesetzt auf den 19. Juni. Am Grindbrunnen wurde Auf-

stellung genommen. Seine Ansprache schloß der Prinz mit den Worten: „Was immer die Zukunft auch bringen mag, sie wird uns festen Herzens, einigen Sinnes finden, und sei die Aufgabe noch so schwer, wir wollen und werden sie lösen in Zuversicht auf Gott, auf deutschen Mannesmut und Deutschlands gute Sache!“

Prinz Alexander von Hessen erschien uns als ein kühn und ritterlich aussehender Führer. Die neueste Darstellung des Mainfeldzugs (Lettow-Vorbeck, Berlin 1902) sagt: „Prinz Alexander war ein welterfahrener, gebildeter, liebenswürdiger Herr, für Kriecherei ganz unzugänglich, aber, wie sich das bei Personen seines Standes wohl findet, vom Schicksal verzogen. Der Begriff der übernommenen großen Verantwortung schien nicht zur vollen Klarheit bei ihm durchgedrungen zu sein; jedenfalls wurde bei der Handhabung des Kommandos die Strenge vermißt, welche die ernste Lage heischte. Ebenso vermißte man die erwartete Kühnheit und Energie im Fassen und Durchführen der Entschlüsse. Er ging nicht ohne Besorgnis an die Lösung einer Aufgabe, die ihn, wie er selbst äußerte, um seinen ganzen militärischen Ruhm bringen konnte.“

Die württembergischen und heßischen Offiziere wurden gegenseitig bekannt gemacht und dann stellte Prinz Alexander noch seinen Vetter, den Prinzen Wilhelm, vor, dem es gelungen sei, von Kassel hierher durchzuschlüpfen und zugleich die kurfürstlich heßische Armee zu retten. Bei Nacht und Nebel, auf verborgenen Wegen, hätten sich die Kurheßen gesammelt und strömen nun zur Armee, um die Treue gegen ihren Landesheeren und ihre Heimath zu betätigen. Diese armen Heßen, vor bald 100 Jahren mußten sie sich zu Tausenden an die Engländer nach Amerika verkaufen lassen; dann kam die Fremdherrschaft unter dem lustigen König Jérôme. Auchloser aber als der Fremde erwies sich der am Ende

des Jahres 1813 zurückgeführte angestammte Landesherr. Viel besseres kam auch nicht nach. Was ist doch das Volksgemüt für eine unergründliche Tiefe! Alle verbrecherische Borniertheit, alle zynische Menschenverachtung haben in diesen kurhefßischen Männern nicht die Liebe zur Heimat und zum Landesherren erlöschn können.

So waren wir also — die Württemberger, die Badener, die Hessen als 1., 2. und 3. Division mit den Nassauern und einer österreichischen Brigade samt den Kurhessen — als VIII. Armeekorps unter dem Prinzen Alexander zusammengeschart. Bald erschien unser spezieller württembergischer Divisionskommandeur, der Kriegsminister General Oskar von Hardegg. Rechts von uns, gegen Böhmen hin, standen die Bayern als VII. Armeekorps. Ihr Führer, der Feldmarschall Prinz Karl von Bayern, sollte unter seinem Befehl das VII. und VIII. Armeekorps als Westdeutsche Armee vereinigen. Weiter nach rechts von den Bayern aus, weiter nach Osten standen in Böhmen die Sachsen und Österreicher unter dem General Benedek; mit ihm sollte der Prinz Karl von Bayern sich über die Operationen verständigen.

So wäre eine leidliche Einheit von Frankfurt ostwärts bis nach Böhmen und bis an die schlesische Grenze hergestellt gewesen. Man sagte uns, der Österreicher in Böhmen seien es viele Hunderttausend, sie seien vielleicht 800 000 Mann stark; dazu kämen die Sachsen mit 30 000 Mann. Wir anderen in Westdeutschland am Main entlang bildeten also nur ein kleines Anhängsel der großen Armee in Böhmen und zählten 45 000 Mann Bayern im VII. Armeekorps und 50 000 Mann sonstige Süddeutsche im VIII. Armeekorps.

Es begann eng zu werden in Frankfurt; immer neue Truppen kamen an. Deshalb wurden wir Württemberger in die Dörfer und Städte der Nachbarschaft nördlich von Frankfurt verlegt. Ein kleiner Marsch an der Friedberger

Warte vorüber brachte das Bataillon am 21. Juni in die Dörfer zu beiden Seiten der Nidda. Den Stab des Bataillons nahm das Pfarrhaus in Preungesheim auf; eine Stätte so stiller und friedlicher Häuslichkeit, daß sie mich unwillkürlich in das Elternhaus zurückführte. Über manches erhielten wir hier Belehrung durch den ehrwürdigen, freundlichen Hausherrn, durch Frau und Töchter; mit stillem Mitleid aber schienen sie uns zu betrachten, wenn wir einmal mit der zur Gewohnheit gewordenen Geringschätzung von den Preußen sprachen; von tiefem Ernst war auch die Predigt durchdrungen, die der Pastor uns am Sonntag den 24. Juni hielt. Über all dem Waffenlärm und dem gesteigerten schwäbischen Selbstbewußtsein hatte ich die Stimme meines Lehrers Pauli fast vergessen. Aber jetzt bei den warnenden Worten des Pastors von Preungesheim, bei seiner Verherrlichung der Preußen, mußte ich an die Studierstube in Tübingen zurückdenken.

Recht froh waren wir, aus dem Gewühl und dem Schwirren der Gerüchte in Frankfurt herausgekommen zu sein. Mit uns genommen hatten wir die allgemein gewordene Furcht vor Spionen und die feste Zuversicht auf demnächstige Siege der Oesterreicher. — Über der gärenden Masse der aus den verschiedensten Gebieten kommenden Truppenkörper lag eine nicht ganz heitere, unheimliche Luft; keiner der Bundesgenossen mochte dem anderen ganz trauen. Dazu schien es, als ob die Preußen alles wüßten, was auf unserer Seite geschah, wir dagegen ganz im Unsichern blieben über das, was bei den Preußen vorging. So kam man auf den Gedanken an Spione. Überall witterte man Verrat. Es wurde zu einer krankhaften Sucht, Spione aufzutreiben, zu verhaften und ins Hauptquartier abzuliefern. Niemand wollte im Eifer des Spioneriehens zurückbleiben.

Wir bedachten nicht, daß hier bei der Bundesarmee am Main der ganze komplizierte Apparat laut knarrend, zeternd

und streitend arbeitet, daß alles in den vielen Hauptstädten Süddeutschlands tumultuarisch durcheinander schreit, daß man das alles drüben beim Gegner hört, drüben beim Gegner, wo ein einfacher, erprobter und eingeübter Mechanismus seine Aufgabe löst, ohne daß ein Laut nach außen dringt.

Also mit Spionefangen trösteten wir uns; zugleich aber durften wir die Seele an nicht wenigen Siegesnachrichten erquicken.

Wir blickten natürlich unverrückt nach Böhmen und Sachsen. Wo große Stücke fehlen, pflegt man die Zuschauer mit Anekdoten zu unterhalten. Zwischen preussischen und österreichischen Husaren sei es an der schlesischen Grenze zu einem Vorpostengefecht gekommen. „Eine vier Mann starke Patrouille von Palfshusaren stieß auf zwölf preussische Reiter, deren Verschnürungen auf der Brust sie als Husaren kennzeichnen sollten. Die zwölf kühnen Preußen, da sie sich in der Mehrzahl sahen, begannen zu attackieren. Von einem preussischen Husaren läßt sich aber ein österreichischer nicht frozeln und so begannen die vier Mann dreinzufäbeln, als ob sie hier Gulasch zu haben hätten. Erst als vier Preußen niedergefäbelt waren und die anderen acht ihre Überlegenheit in rasender Flucht zeigten, pusteten die Palfshyer ihre Sarasse am Gras ab und steckten die Klingen wieder in die Scheide.“

Aber jetzt kam der wirkliche und wahrhaftige Sieg der Österreicher am 24. Juni bei Custoza über die Italiener. An ihm mußten wir lange zehren; er machte uns auch geneigt, die österreichische Überlegenheit in Böhmen zum voraus anzunehmen. „Der Nachteil des preussischen Gebiets in strategischer Beziehung, nämlich sein langgestreckter Körper, hat sich auch der preussischen Armee mitgeteilt. Man findet sie überall auf dem langen Weg von der Oder bis zum Rhein. Wir wollen sehen, was sie den kompakten österreichischen Massen entgegenzustellen haben.“

Bald wurden die Schlachtnamen in Böhmen genannt: Stalitz, Nachod, Pardubitz, Münchengrätz, Trautenau. Überall die Preußen geschlagen und in vollem Rückzug. An die Straßenecken in Frankfurt und auf den Dörfern wurden Extrablätter angeschlagen.

„Unter wildem slawischem Schlachtruf hat sich die österreichische Infanterie auf die Preußen geworfen. Die preußische Verblendung über den wirklichen Stand der Dinge ist so groß, daß man in Berlin meint, die Passivität Benedek's komme daher, weil seine ursprünglichen Berechnungen durch die rasche Konzentrierung der preußischen Armee über den Haufen geworfen worden seien.“

Unsere Herzen suchte man zu rühren durch Beschreibung der Rücksichtslosigkeit, mit der Dresden besetzt worden sei, und durch ergreifende Berichte über die Gefangenennahme des Kurfürsten von Hessen. „Welche Veranlassung hat der Kurfürst zu solch gewaltsamem Verfahren gegeben? Keine andere, als daß er dem am Bund verübten Treubruch Preußens und dem Versuch, auch ihn durch Drohungen und Versprechungen der verwerflichsten Art zu einem Genossen dieses Verrats an Deutschland zu machen, seine unbestechliche und unerschütterliche Bundestreue entgegengesetzt hat.“

„Die Verquickung der Religion mit allen menschlichen Schlechtigkeiten war seit achtzig Jahren für jedes ehrliche Gemüt das Widerwärtigste und Empörendste an dem ganzen preußischen Gebaren. Laßt unsern Herrgott aus dem Spafz!“

In dieser Tonart phantasierten die österreichischen Blätter, die Frankfurter Zeitungen druckten es mit Genuß nach, die meisten in Stuttgart schwuren darauf. Und zu all dem fügten die süddeutschen Zeitungen noch bei, was ihnen die mehr oder weniger große Überzeugung von preußischer Schwäche und „preußischem Schwindel“ eingab.

So Wunderliches hörten wir, als wir in den sonnigen

Dörfern an der Ridda lagen, in Freungesheim und Bonames und anderen Orten, jede Kompanie des Bataillons auf anderem Gebiet, der Stab auf kurhessischer, die erste Kompanie auf Frankfurter Scholle, die dritte auf nassauischer, eine andere auf darmstädtischer. Wir hörten das alles zugleich mit der Aufforderung, an uns sei es jetzt, dem frechen Preußen seinen Großmachtfigel gründlich auszutreiben.

Unsern Mut zu heben, zog man auf dem Bundespalast in Frankfurt die Fahne mit den alten lieben Farben Schwarz-Rot-Gold auf; bald schmückten unsere Arme auch solche Binden. Voll Zuversicht blickten wir nach Norden, nach dem vom Feind besetzten Gebiet, voll Zuversicht auf unsere Vorkämpfer, auf unsere Hauptmacht, auf die Oesterreicher, wenn es auch die Herzen mit Leid erfüllte, daß, wie unsere Zeitungen sagten, demnächst eine so große mißleitete preußische Armee, so viel immerhin deutsche Jugendkraft schonungslos „in dem böhmischen Kessel zerstampft werden sollte“.





Vor dem Feind

Und unsres Schicksals nennen wir
Mit Jug uns selbst die Schmiede;
Wir seilen sechs Jahrhundert schon
Am selben alten Piede,
Bald lacht und leif', bald laut und rauh,
Wie es der Zeiten Lauf;
Und mehr als einmal sprüht' es heiß
Bon Feil' und Hammer auf.

Das Sprühen ist der Bürgerkrieg,
Der Völker Fluch geheihen;
Doch setzet es ein gut Metall,
Wo schwache Ketten reifen.
Gerade weil wir Schmiede sind,
So schmieden wir in der Blut,
Die Fluglschar in der eig'nen Ess',
Das Blut auß' neue gut.

Gottfr. Keller.

Am Morgen des 25. Juni standen wir marschbereit am Ausgang von Preungesheim und blickten nach Norden. Gerne blickten wir dorthin; nicht bloß deshalb gern, weil wir den Feind dort vermuteten, sondern noch mehr, weil es ein herzerhebender Anblick war, in dies herrliche Land zu schauen, das eben sich im ersten Morgenlichte badet. Links mit blau-grauem, lang gestrecktem Rücken, über dem sich ein paar runde Kluppen wölben, der Taunus. Rechts davon das Thal der Nidda, die Wetterau, die wie ein weit sich dehnender Garten vor uns liegt.

Endlich sollte die Nachbarschaft von Frankfurt verlassen werden, um den Gegner aufzusuchen; der Marsch mußte die ganze Provinz Oberhessen durchqueren, um Kassel zu erreichen.

Reichlich acht Tage lagen wir schon in den Quartieren.
Wißter, Deutsche Zwietracht.

Gellender Angstschrei der Frankfurter vor dem aus nächster Nähe drohenden Feind hatte uns hergeführt. Nun war seitdem der Feind auf und davon, weggezogen, so wie jetzt die letzten Morgenwölkchen am Taunus verschwinden. Waren die Preußen nach Norden geflohen, um aus unserer gefährlichen Nähe zu kommen, oder hatten sie dort ein Extrageschäft? Wir wußten es nicht.

Gut; der Feldzug sollte also heute beginnen. Wir waren zwar noch nicht alle beisammen; noch fehlte eine württembergische Brigade. Aber man konnte ja unterwegs warten. — „Vorwärts, marsch!“ Es ging zunächst auf Bilbel zu. Der Name der Stadt (Villa bella) ersetzt die Beschreibung. Allein bevor wir die „Schöne“ erreichten, saß mir schon ein kleines Unglück im Nacken, vielleicht eine Vorbedeutung. Absit omen! — Es ging zum Tal der Nidda natürlich bergab. „Sperrten!“ riefen sich die Trainisoldaten des Bataillons zu, das heißt, die Hemmvorrichtung an den Wagen zudrehen. Es gelang das auch bei allen Wagen mit Ausnahme eines der beiden schweren Munitionswagen, bei dem sich die Schraube als zu kurz erwies, so daß die Hemmklöße nicht an die Räder anzuliegen kamen.

Ich erschrak nicht wenig über der Entdeckung dieses neuen Mangels. Einlegen des Radschuhs mußte zunächst helfen; durch den ersten geschickten Schmied wurde dem Schaden abgeholfen. Aber ich konnte mich auch hier von Schuld nicht freisprechen. Warum hatte ich denn nicht alles geprüft in Frankfurt, in Breungesheim, am besten schon in Ludwigsburg? — Allein, wir waren ja gar nicht zum Prüfen erzogen; das kritisierende, argwöhnische Auge ging uns vollständig ab. Wir waren gewohnt, alles Gebotene, Mannschaft wie Rüstung, selbstverständlich als tadellos zu betrachten und die Überlegenheit des Unserigen als eine Sache anzusehen, die gar nicht in Frage kommt.

Der Hauptmann sah lange Zeit seine Rekruten nicht; der Major und der Oberst aber nahmen an, daß alles aufs beste bestellt sei. Unser System machte uns nicht vertraut mit dem Fortschreiten von Vorstellung zu Vorstellung, von Felddienstaufgabe zu Felddienstaufgabe, mit dem peinlichsten Kritifizieren, mit genau berechneter Arbeitsleistung jedes einzelnen Tages. Ein Zweifel wäre beleidigend gewesen; es galt alles umgesehen und ungeprüft als tadellos. In solchem Glauben waren wir aufgewachsen.

Unter munterem Gesang ging es ins schöne Land der Wetterau hinein. Bald hatten unsere Leute eines ihrer schwäbischen Lieder den Umständen angepaßt und sangen mit besonderem Nachdruck: „Die Preußen müssen's marschieren — retirieren!“ Fast mannhoch stand das Getreide zu beiden Seiten der Straße; die Obstbäume bogen sich unter ihrer Last; rings wohlhabende Ortschaften und zumeist freundliche Gesichter.

Da wo die Wetter sich in die Nidda ergießt, liegt Assenheim, ein Städtchen so sauber und angenehm wie sie alle hier sind. Für mich, den Pfarrersbuben, schienen die Pfarrhäuser vornehmlich bestimmt zu sein. Auch hier hatte ich mein Quartier beim Pastor. Er war ein noch junger Mann, dem ich in meinem Eifer auseinandersetzte, wie wir uns auf den Weg gemacht, die Preußen zu suchen; sie werden uns das Geschäft des Findens hoffentlich nicht allzu schwer machen. Bescheiden, aber sehr bestimmt meinte der Pastor, er müsse bezweifeln, ob dies „Finden“ gerade unser Vorteil sein werde. In Assenheim lagen wir bis zum 29. Juni: Remontepferde kamen aus Ludwigsburg für Stabsoffiziere und Adjutanten; die Hauptleute waren ja zu Fuß. Auch einiges an der sonstigen Rüstung wurde vervollständigt; nur brauchbare Karten bekamen wir nicht. Die benachbarte ehemals berühmte Reichsstadt, das vieltürmige Friedberg, wurde besucht und die ganze Umgegend durchstreift.

Am 29. Juni ging es von Affenheim über Dauernheim und Hungen nach Niederohmen. Damit war ein Umschlag eingetreten in mehr als einer Beziehung: die schöne Wetterau war verlassen, zu den dürftigen Bewohnern am Fuße des Vogelsberges, ins Kaffeeland, waren wir geraten; die sonnigen Tage waren durch fortwährendes Regenwetter abgelöst worden.

Und auch in der Richtung des Marsches gegen Norden schien ein jäher Umschlag sich vorzubereiten. — Wir waren also am 29. Juni von Affenheim aufgebrochen, rein nach Norden marschirt und saßen am 2. Juli in Niederohmen nahe der Grenze von Oberhessen gegen Kassel hin. Natürlich hatten wir keine Ahnung von dem, was seither passiert war, als wir uns in den Massenquartieren von Niederohmen zusammendrängten. — An demselben 2. Juli, da wir Niederohmen erreicht hatten, sammelten sich die Oesterreicher bei Königgrätz und die Preußen holten zum Entscheidungsschlage aus; alle die seitherigen Siegesnachrichten, welche Wiener und Frankfurter Blätter, leider auch der württembergische „Staatsanzeiger“, gebracht hatten, waren Entstellungen, Verhinderungen oder auch freie Erfindungen gewesen. Das alles erfuhren wir erst später.

Aber eine Nachricht drang jetzt durch bis zu uns: die Hannoveraner hatten am 29. Juni bei Langensalza kapitulirt.

Prinz Alexander von Hessen, der Führer unseres VIII. Armeekorps, schreibt in seinem Feldzugsjournal: „Konzentrischer Vormarsch der Westdeutschen Armee (also VIII. Korps und Bayern) auf Hersfeld an der Fulda vom 30. Juni bis 7. Juli, um alsdann vereint die Preußen bei Kassel oder Eisenach anzugreifen und womöglich vorher die zwischen Gotha und Eisenach zernierten Hannoveraner zu befreien.“

Nach all dem, was in Böhmen und bei Langensalza geschehen war, erhielt nun Prinz Alexander aus dem Hauptquartier der Bayern in Meiningen den Befehl, auf dem

hatten, so pfl egten wir Wegweiser zu nehmen von einem Dorf zum andern. Der meinige hatte sich, ehe wir Stumpertenrod erreichten, aus dem Staube gemacht. Und doch lag mir, als dem Adjutanten, die Pflicht ob, dem Bataillon den Weg zu zeigen. Das Sträßchen selbst, im Tale und am Berg hang noch gut, eine Zeitlang auch noch erkennbar auf der Heide des Bergplateaus, verlor sich allmählich auf dem felsigen Grund; keine Räder spur war mehr sichtbar, kein Kirchturm, kein lebendes Wesen ringsum. Der Oberstleutnant, Offiziere und Mannschaften begannen mich vorwurfsvoll anzublicken.

Ich ritt daher was ich konnte, um Leute zu finden; richtig, dort sitzen ein paar Weiber, die Kühe hüten. Ich rufe ihnen zu, ich winke, denn der Boden erlaubt nicht, weiter zu reiten. Die Weibskleute erheben sich und setzen sich auch in so schnelle Bewegung als ihnen möglich ist, aber leider nach der entgegengesetzten Seite; sie machen, daß sie in Busch und Wald verschwinden. Als ich zum Bataillon zurückkam, hatten einige findige Burschen den Weg entdeckt und wir marschieren im öden kleinen Gebirgsdorf auf der Höhe des Vogelsberges ein. Damit war zugleich die Gegend erreicht, von der man in Hessen sagt, jeder Verbrecher solle der Verfolgung los und ledig sein, wenn es ihm gelinge, auf einen Zwetschgenbaum zu flüchten. So selten sind die Obstbäume dort.

Um uns wieder auf der Landstraße einzufädeln, mußten wir erst von unserer Höhe herabsteigen und die von Ulrichstein erreichen. Da haben wir die oberste Kante überschritten und ein „Ah!“ dringt aus aller Mund. Nach dem Regen ist die Luft weithin so klar und durchsichtig, daß die Lande deutlich vor unseren Augen wie eine Karte sich ausbreiten. Da legt sich in blauer Ferne, aber mit scharf gezeichneten Umrissen, ein Bergzug um den östlichen Horizont; solchen Schwung in den Linien, solch edlen Aufbau des Bergmassivs hat keiner noch geschaut. Meine Karte, so klein sie war, erlaubte mir doch

auf die Frage nach dem Namen jenes schönen Berglandes Antwort zu geben: Thüringer Wald.

Abwärts ging es wieder durch schattige Wälder nach Lauterbach; am 5. Juli ist Angersbach erreicht; Vorposten werden ausgestellt; wir haben noch einen Marsch nach Fulda. —

Da ergibt es sich, daß die Dinge in der Welt wieder eine andere Gestalt angenommen haben. Prinz Alexander war in der That im Begriff, den Anschluß an die Bayern durchzuführen, nicht nördlich der Röhn, wie seither geplant, sondern südlich derselben über Schlüchtern und Brückenau gegen Kissingen hin. Denn die Preußen drangen ja von Eisenach südwärts vor und die Bayern hatten mit ihnen am 3. und 4. Juli die ersten Gefechte gehabt bei Dermbach und Kaltenordheim. Zum Marsch auf Schlüchtern für den 6. Juli waren schon die nötigen Befehle ergangen.

Prinz Alexander nächtigte auf Schloß Eisenbach bei Lauterbach; die Nacht war längst hereingebrochen; Mitternacht zwischen dem 5. und 6. Juli war vorüber, — da stieg am Schloßtor von Eisenbach der Bote vom Pferde, der vom Telegraphenamt die Unglücksbotschaft von Königgrätz überbrachte. — „Nachts 1 Uhr die telegraphische Nachricht von der Niederlage der österreichischen Nordarmee bei Königgrätz am 3. Juli. Venetien an Kaiser Napoleon zediert, welcher einen Waffenstillstand vermitteln will.“

Statt nach Osten oder doch Südosten zu den Bayern weiter zu marschieren, erhielten wir in erster Morgenfrühe am 6. Juli neuen Marschbefehl und bogen nun gegen Süden, fast gegen Südwesten um auf Herbstein und Grainfeld zu; in wenigen Tagen war Hanau erreicht, nachdem in etwa 16 Märschen von Frankfurt aus eine nach Nordosten gerichtete fast geschlossene Schleife ausmarschiert worden war. Ein von Hanau weit nach Süden gerichteter, zuletzt auf Würz-

burg zielender Bogen hing sich dieser Schleife an während der Tage vom 14. bis 27. Juli.

Durch das Umbiegen der Marschlinie von der nördlichen in die östliche Richtung am 3. Juli, von der östlichen in die südliche am 6. Juli und die Wiederaufnahme der östlichen Richtung am 18. Juli erhält die ganze Marschlinie des VIII. Bundesarmee-Korps eine so abenteuerliche Gestalt; alles erscheint wie zweckloses Herummarschieren. Dies Marschieren im Kreis herum ergab sich aber von selbst, weil das VIII. Korps als Anhängsel des VII. Korps, der Bayern, betrachtet wurde. Um ein wirkliches, hilfreiches Anhängsel zu sein, dazu war das VIII. Korps viel zu weit vom VII. entfernt. Eigene Nachrichten vom Feind hatte Prinz Alexander trotz seiner zahlreichen Reiterei nicht; er sah sich ganz auf die Nachrichten und Befehle angewiesen, die ihm von den Bayern zukamen.

Aus dem schwierigen Feldzug des Jahres 1760 schreibt Friedrich der Große an seinen Freund d'Argens nach Paris: „Sie sehen es ja ein, wie schwer es ist, in solcher Finsternis den Weg zu finden, wenn man keine Leuchte, nicht einmal ein Irlicht hat. Sehen Sie, deshalb muß man den Feldherrn mit Rücksicht beurteilen. Man muß zugeben, daß ein General durch eine falsche Nachricht, durch eine Bewegung des Feindes, die ihm unbekannt ist, zu vielen Fehlern verleitet werden kann, und es gibt Fälle, wo es für ihn unmöglich ist, aus seiner Unwissenheit herauszukommen.“ —

Wir strebten also vom 6. Juli an wieder unserem Ausgangspunkt, der Mainlinie Frankfurt—Hanau, zu. Als eine Art Rechtfertigung schreibt Prinz Alexander in seinem Feldzugsjournal: „Infolge des Rückzuges der bayerischen Armee und der traurigen Nachrichten aus Böhmen und in Anbetracht, daß sich die feindlichen Streitkräfte bereits zwischen den Bayern und uns eingeschoben haben, schien mir eine rasche Wiederbesetzung der Linie Mainz—Frankfurt—Hanau das dringendste zu sein,

während ich bei einem Marsch auf Brückenau und Kissingen gezwungen würde, die jungen, unerfahrenen Truppen unter sehr schwierigen Verhältnissen ins Feuer zu führen. Ich entschloß mich daher, die Vereinigung mit den Bayern vorerst aufzugeben und mit dem VIII. Korps umzukehren in der sicheren Hoffnung, Prinz Karl werde meinen Entschluß billigen und unsere Verbindung auf der Linie Hanau—Aschaffenburg anstreben.“ — Prinz Alexander fügt am 7. Juli bei: „Die württembergische Regierung billigt vollständig mein Umkehren zu der bedrohten Mainlinie.“ Der Herzog von Nassau hatte schon früher sein Kontingent zum Schutz seines Ländchens abberufen.

Die Ausführungen des Prinzen Alexander mögen ja manches Berechtigte enthalten, aber von ganz falschen Voraussetzungen geht er aus, wenn er von „jungen, unerfahrenen Truppen“ spricht. Wir waren nicht unerfahrener als die Preußen, als sie ins erste Gefecht auf dem böhmischen Schauplatz eintraten. Jrgend einmal muß die Unerfahrenheit aufhören; ein paar Wochen Herumstolperns über Berg und Tal machen nicht wesentlich älter und erfahrener. Daß der Prinz sich in seinen militärischen Maßnahmen durch den Beifall der Regierungen, durch ein Schreiben des württembergischen Ministers Varnbüler, bestärken oder gar trösten ließ, war ein Fehler. Jeder dieser Regierungen wäre es am liebsten gewesen, wenn vor ihrer Haustür die ganze Reichsarmee gestanden wäre.

Als die alte deutsche Reichsarmee im Jahr 1693 vom Markgrafen Ludwig von Baden am Neckar und Oberrhein gegen die Franzosen kommandiert wurde, da hatten sich die dynastischen Sonderinteressen auch so herausgewagt. Während ist es zu lesen, wie der Markgraf von der „Liebe zum werten Vaterlande“ spricht, wie er bemüht ist, die zugeneigten Fürsten bei guter Stimmung zu erhalten, widerwillige zu gewinnen, niemand zu verlegen.

Denn von all den kleinen Machthabern kümmerte es keinen, wenn das Haus des Nachbarn brannte; bald sind Rangstreitigkeiten zu schlichten, bald verlangt dieser Herr sein Contingent hierhin, bald jener dorthin, während sie alle doch zusammen eine gemeinschaftliche Bewegung ausführen sollten. Die Jahrhunderte hatten gewechselt, statt des badischen stand jetzt ein hessischer Prinz an der Spitze, aber das Wesen der deutschen Dinge war durch die Kunst Metternichs vom Frühjahr 1815 ganz dasselbe geblieben.

Vom 6. Juli ab bis zum 17. Juli geht die Zeitspanne, in der alle drei Armeen, welche gegen Preußen standen, die österreichische unter Benedek, die bayerische unter Prinz Karl, das VIII. Armeekorps unter Prinz Alexander, jede unabhängig von der anderen, für sich operierte, und zwar jede mit ihren besonderen Dingen beschäftigt: die österreichische lieferte Rückzugsgefechte auf dem Wege nach der Donau hin und war auf den Friedensschluß bedacht; die bayerische ging nach dem Gefecht bei Rißingen am 10. Juli auf die Mainlinie zurück, und das VIII. Armeekorps suchte Frankfurt und Süddeutschland zu decken, um dann am 14. Juli den Main zu überschreiten und am 18. Juli zur Vereinigung mit den Bayern gegen Würzburg abzumarschieren. Und zu dieser Frist standen Bayern und VIII. Korps allein, denn die Österreicher hatten am 22. Juli ihre letzte Patrone verschossen.

Wir Süddeutsche begannen unsere Kugeln zu gießen nicht erst, als schon geschossen wurde; nein, wir gossen sie erst dann, als der Hauptbundesgenosse schon ausgeschossen hatte und die Flinte wegwarf.

Ursprünglich war beabsichtigt, die bayerische Armee nach Böhmen zu ziehen und dem General Benedek unmittelbar zu unterstellen. Das zerfiel sich; denn Prinz Karl von Bayern, ein schon sehr alter Herr, war zugleich der einzige Feld-

marſchall weit und breit und — Bayern wollte ſeinen eigenen Kriegſſchauplat haben. So ſtand ſein Armeekorps in dem nördlichſten Zipfel Bayerns an der Rhön, mindedeſtens 200 Kilometer vom böhmischen Kriegſſchauplat entfernt. Faſt 100 Kilometer von den Bayern ab, bei Frankfurt, ſtand das VIII. Armeekorps. Beide ſollten ja unter einem gemeinſchaftlichen Oberbefehl arbeiten. Warum ſtellte man ſie dann nicht von Anfang in ein gemeinſchaftliches Lager? Das hätte eine Armee von 100000 Mann gegeben, an der man nicht ungeſtraft vorbeimarſchieren konnte, wenn ſie energiſch vorging. Dann wäre auch all die Zeit erſpart geweſen, die mit den Annäherungsverſuchen verloren ging. —

Gut; das alles war verſäumt und lag dahinten; wir beſanden uns mit langen Schritten und in forcierten Märschen auf dem Weg von Angersbach über Crainfeld, Birſtein, Büdingen auf Dödelſheim am 6., 7. und 8. Juli, biſ wir am 10. Hanau erreicht hatten. Mit dem erſten Morgenlicht brach man aus den maſſenhaft überlegten Quartieren auf und marſchierte biſ zum Abend und zwar kriegsmäßig mit Sicherung. Das Regenwetter war es, was die Märsche erleichterte, und die Kompaniepaßmacher wurden nicht müde, die Gemüter der weniger Luſtigen und zu melancholiſchem Nachdenken Geneigten aufzuheitern. Natürlich gingen die Späße immer noch auf Koſten der Preußen, von denen man wähnte, daß ſie vor uns herlaufen auf ihrem Rückzug gegen Berlin. Von dem Herumdrehen des Marſches im Kreiſe merkt der Mann ja nichts.

Zu uns jüngeren Offizieren aber begann allmählich etwas durchzuſickern von dem wahren Stand. Denn wir Adjutanten kamen ja nach des Tages Arbeit bei einbrechender Nacht in der Brigade zuſammen zum Befehlſempfang und unſere Karten, noch ſo mangelhaft, wieſen längſt nach, daß es mit der Richtung der Märsche wunderlich ausſah. Aber erſt am

8. Juli etwa erfuhren wir die Niederlage unserer Bundesgenossen bei Königgrätz.

Die Rückwirkung auf die Bevölkerung konnte nicht ausbleiben. Schon bei dem nordwärts gerichteten Marsch von Freungesheim bis Niederohmen war es klar geworden, daß je mehr nach Norden, desto mehr preußische Sympathien sich fanden. Das stimmte freilich schlecht zu dem, was man uns immer eingeredet hatte, daß nämlich die Bevölkerung, je nördlicher man komme, desto mehr nach uns, als den Befreiern vom preußischen Joch, die Hände ausstrecke. Jetzt wagten sich mit unserer Annäherung an den Main die preußisch Gesinnten lecker hervor und die, welche nach der Windfahne zu blicken pflegen, schlossen sich an. — Unvergeßlich sind mir die Räte meines Fahnenunteroffiziers, des Feldwebels Franz. Er war in jungen Jahren als Reisläufer in neapolitanische Dienste getreten und hatte im schweizerischen Jägerregiment Mechel gedient. Von seinen Zügen in Sizilien und Kalabrien gegen Garibaldi wußte er viel zu erzählen. Hier in Württemberg hatte er nach seiner Rückkehr aus Neapel nachdienen müssen. Er war ein durchaus tüchtiger und furchtloser Mann; aber jetzt klagte er, seine Quartierwirte seien so fanatisch preußisch, daß er glaube, sie werden ihn vergiften. Wahrscheinlich hatte ihm seine durch sizilianische Vorbilder getränkte Phantasie einen Streich gespielt.

In den traurigen „Mistfinkenhöhlen“, durch die wir am Ostabhang des Vogelsbergs kamen, war wenig genug für den Unterhalt so vieler und unversehens eingebrochener Truppenmassen zu holen. Wir schlachteten, kochten das frische Fleisch und trieben durch Requisitionen Brot auf. Wehmütig blickten wir unserem Lebensmittelfuhrwesen nach, wenn es vorüberzog, die Wagen reich beladen, aber wohl gehütet, damit ja nichts von den Vorräten an die Truppen komme. Ich glaube fest, den „Trainpommern“ und hochstudierten Verwaltungsmännern

schwebte ein unbestimmtes, nebeliges Bild von äußerster Not vor, etwa wie im russischen Feldzug, wo sie dann als rettende Engel hervortreten könnten mit ihren aufgeparten Schätzen.

Erst später, als man aus den Engen des Vogelsbergs heraus war, ging die schaurige Mär, es hätten die Männer des Lebensmittelwesens in der Nacht des 8. Juli in Düdelsheim ein tiefes Grab gehöhlt und schweigend drein versenkt all die herrlichen Speckseiten, Schinken und Würste, welche das Herumfuhrwerken in der heißen Julisonne nicht mehr ertragen. So hatte uns der Lebensmitteltrain nur die Straßen verengt und den Marsch gehemmt, was doch schon genug geschah durch die vielen Chaisen, die den höheren Offizieren und Beamten zustanden.

Es ist nicht zu leugnen, unsere Mannschaften zeigten sich den Anforderungen, die an sie gestellt wurden, durchaus gewachsen; was Leistung und Disziplin betrifft, bestanden sie die Probe gut. Es wehte ein ganz anderer Geist in der Truppe, als im Jahr 1859. Die letzte Ursache davon liegt darin, daß die junge Mannschaft heute bei weitem überwog. — Im Jahr 1859 hatte man erkannt, daß sich nicht zu Feld ziehen lasse mit diesen alten Einstehern und ungeübten Landwehrleuten; namentlich die alten Einsteher trugen ihre Griesgrämigkeit, ihr mürrisches, trotziges Wesen auf die ganze Kompanie über. Um das zu vermeiden, wurden von 1861 an jährlich 4600 Rekruten ausgehoben, während man seither nur 4000 oder gar nur 3500 herangezogen hatte bei einer Bevölkerung von etwa 1700000 Menschen. Dazu aber hatte man sich noch nicht aufraffen können, die allgemeine Wehrpflicht einzuführen, um auch den Söhnen der wohlhabenden Klassen Gelegenheit zu geben, ihr Interesse am Staat persönlich zu betätigen. Und doch glaubten wir, einer Armee mit allgemeiner Wehrpflicht imponieren zu können.

Wir hatten eben bis jetzt vom höchsten Offizier bis zum

letzten Mann im Glied nicht die mindeste Vorstellung von den Wirkungen der allgemeinen Wehrpflicht und zugleich keine Ahnung von den Leistungen des Zündnadelgewehrs. Und die, welche oben standen, trugen zugleich die Schuld für unsere Unwissenheit. Presse aber, Landstände und öffentliche Meinung sind Mitschuldige, denn sie fühlten sich glücklich in ihrer Finsternis. Mehr Licht hätte doch nur Erkenntnis der eigenen Schwächen, mithin auch Anstrengung, Umwandlung und Unkosten gebracht.

Gut; der Geist unserer Leute war also vortrefflich; etwas schlaffer wurde er erst, als die Niederlage der Oesterreicher in ihren Einzelheiten und ihrer ganzen Schwere mehr und mehr bekannt wurde, als man zu überlegen anfang, wie unser Verbleiben im Feld nicht mehr viel Zweck haben könne. Daß von Oesterreich nichts oder nicht mehr viel zu erwarten sei, das wurde immer deutlicher, je mehr wir dem Licht entgegenmarschirten. — Schon als wir gegen Birstein abwärts zogen, erkannten wir an Beschuhung und Bekleidung, daß unsere Umgebung wieder der Kulturwelt angehörte. Das drängte sich in noch höherem Grade auf, als es nach Büdingen und Dübelsheim ging, als endlich Hanau sich vor uns zeigte.

Wir hatten keine größere Stadt mehr gesehen, seit wir am 21. Juni Frankfurt verlassen hatten. Dort in Frankfurt waren wir mit freudigem Gejohle und Hochrufen empfangen worden, aber ihre Haustüren hielten sie vor uns verschlossen. Hier in Hanau kam uns niemand entgegen, niemand rief uns zu; aber unsere abgematteten Leute nahmen sie an der Hand und führten sie in ihre Häuser. Ein gewisser Ernst lagerte über der Bevölkerung; ihre preußischen Sympathien trennten sie in natürlicher Weise von ihren Quartiergästen, ohne aber die persönliche Freundlichkeit zu beeinträchtigen.

Was unsere gute Stimmung in Hanau noch vermehrte, war die Feldpost, die hier mit ihren Schätzen auf uns wartete.

Auch ich erhielt eine Handvoll Briefe und erfuhr von Hause, wie besorgt sie gewesen, wie jetzt aber alles auf den Frieden hinweise; aus Ludwigsburg schrieb mir Gustav Fischer, der mir im Kasernenhof beim Abschied Pflaster und Wurst verabreicht, daß man jetzt der Hoffnung lebe, uns bald wieder zu sehen, daß sein Töchterchen mit anderen Mädchen emsig beschäftigt sei, daß sie dreifarbig Binden nähe und Scharpie zupfe.

Die fünfte Kompanie unseres Regiments war eine Zeitlang von dem Hauptmann Bollmer kommandiert worden. Alter und mangelhafte Gesundheit hatten ihn kurz vor dem Feldzug gezwungen, in den Ruhestand zu treten. Er stellte sich dem Sanitätsverein zur Verfügung und kam jetzt nach Hanau, um die Verbindung mit uns herzustellen. Er brachte uns auch Zeitungen mit und nun konnten wir schwarz auf weiß lesen: „Die entscheidende Schlacht von Horitz oder Königgrätz, oder, wie ein französisches Telegramm sagt, von Sadowa, ist am 3. Juli geschlagen worden und ganz entschieden zum Nachteil der Oesterreicher ausgefallen. Seit Waterloo hat Europa keine entscheidendere Schlacht gesehen. — Fragen wir nach den Ursachen dieses ungeheuren Mißerfolgs, so nennt man allerdings die numerische Überlegenheit der Preußen und die Wirkung des Zündnadelgewehrs in erster Linie. Der letzte Grund aber liegt viel tiefer.“ So wäre man also beim ersten Stadium der Selbsterkenntnis angekommen gewesen.

Nach Mainz sei ein württembergisches Infanterieregiment von Ulm abgegangen; sonst liegen dort Oesterreicher, Kurhessen, Meininger und andere. Und zwar seien Kurhessen und die meisten der kleinen Kontingente beinahe unbewaffnet; seit etlichen Jahren hätten sie Zündnadelgewehre, aber nun fehle es an Munition.

Wo denn der Feind stehe, fragten wir weiter unseren Hauptmann Bollmer, der uns wie ein Engel aus der Heimat erschien, und folglich auch wissen mußte, was wir so gerne

erfahren hätten. Wir waren der Ansicht, daß die preußische Armee den Bayern mit Richtung etwa auf Schweinfurt folge, immer von Norden nach Süden marschierend.

Gerade in diesen Tagen aber, am 10. und 11. Juli, da wir in Hanau saßen, war es, daß die Preußen von ihrer Richtung gegen Schweinfurt plötzlich in rechtem Winkel abschwanken und nach Westen gegen Frankfurt marschierten. — Der preußische Oberbefehlshaber, General Vogel v. Falckenstein, war eben im Begriff, die Früchte seines Erfolgs bei Kissingen über die Bayern zu ernten, als ihn aus dem Hauptquartier in Böhmen ein Telegramm erreichte: „Faktische Okkupation der Länder nördlich des Mains für voraussichtliche Verhandlungen auf status quo jetzt politisch wichtig.“

Bisher hatten die Weisungen Moltkes aus dem königlichen Hauptquartier betont, daß es besonders darauf ankomme, die Bayern zu schlagen und ihnen südwärts zu folgen. Jetzt aber nach dem 3. Juli begannen durch die Vermittlung Napoleons III. schon die Verhandlungen und es konnte sich nicht mehr darum handeln, tief in Bayern einzudringen. Wohl aber war es von Wert für Preußen, alles Land nördlich des Mains, namentlich auch Frankfurt, zu besetzen und so beim Friedensschluß die preußische Machtsphäre als gerundet bis zum Main darzustellen.

Die preußische Mainarmee unter Vogel v. Falckenstein hatte ungefähr dieselbe Stärke wie das VIII. Bundesarmee-korps, 50000 Mann; einzelne Kontingente von norddeutschen Staaten strömten ihr immer noch zu. Das gestattete dem preußischen Führer, gegen Süden hin, gegen die Bayern, nur zu beobachten und zu demonstrieren, mit der Hauptmasse aber, in drei starken Divisionen gegen Westen abzumarschieren. Mit der vordersten Division hatten die Preußen am 12. Juli Gemünden und Pöhr am Main erreicht; das Kinzigthal und Gelnhausen erschienen bedroht.

Nach kurzer Rast brachen die Preußen wieder auf, ihren Quartierwirten in Lohr noch zurufend: „Adieu, jetzt geht es nach Frankfurt! Von dort könnt ihr erfahren, wer deutscher Kaiser wird.“ — Das Bild eines Kaisers schwebte doch allem Ernstesten voran, was seit 1813 geschah. —

Derartige Nachrichten kamen ins Hauptquartier des Prinzen Alexander bei Frankfurt. Deshalb erhielten die Hessen Befehl, nach Aschaffenburg abzurücken; die österreichische Brigade sollte ihnen folgen. Die Württemberger aber wurden im Kinzigthal vorgeschoben; wir bezogen am 12. Juli Bivak bei Langenselbold, am 13. bei Rückingen.

In der Nacht vom 12. zum 13. standen also die Preußen in Lohr, die Hessen in Aschaffenburg. Auf dem halben Weg zwischen den beiden Städten liegen die Dörfer Laufach und Fronhofen. Hessen und Preußen rückten am Morgen des 13. weiter; diese gegen Westen, jene gegen Osten marschierend. So mußten sie sich halbwegs treffen. Bei Laufach und Fronhofen haben die Preußen erstmals mit einem Truppenteil des VIII. Armeekorps gefochten. Nach starken Verlusten mußten die Hessen das Schlachtfeld räumen. Am folgenden Tag, am 14. Juli, nahmen die Preußen den Österreichern Aschaffenburg ab.

Es hatte den Anschein, als sollten wir Württemberger nach Aschaffenburg zu Hilfe eilen; aus allen Bivaks und Quartieren wimmelte es heraus; man sammelte sich auf der von Hanau nach Aschaffenburg führenden Straße; deutlich hörte man den von dort kommenden Kanonendonner. Da hieß es, Österreicher und Hessen ziehen sich bei Aschaffenburg aufs linke Mainufer zurück. Noch eine Weile standen wir mit dem Gesicht nach Osten, dann kam der Befehl, bei Großsteinheim den Main zu überschreiten. Am Nachmittag des 14. Juli standen wir auf dem linken Mainufer, wandten die Gesichter nach Süden und marschierten dem Odenwald zu.

Noch ehe wir das Bivak bei Weißkirchen erreicht hatten, begegneten uns verstreute Österreicher, Leute vom venetianischen Regiment Bernhard und vom dalmatinischen Jägerbataillon. Kühnmutig und matt saßen die Leute im weißen Rock der Infanterie oder in der dunkelfarbigen Jägerjoppe am Straßenrand; was ging auch der Streit der Deutschen um die Vorherrschaft den schwarzäugigen Italiener an oder den schlanken Morlakenjungen? Was verstand er von schwarzrot-goldener Binde? —

Ein kühnes Unternehmen war es, zu dem sich der preußische Oberfeldherr entschlossen hatte. Kühn über alle Maßen. Wie, wenn sich die Bayern nicht täuschen, nicht hinhalten ließen; wenn sie aufbrachen und den gegen Westen marschierenden Preußen in den Rücken fielen? Wenn das VIII. Bundesarmeekorps sich mit ganzer Kraft und nicht bloß mit einem Splitter bei Aschaffenburg aufstellte und die Preußen aufhielt, bis die Bayern vorrückten? — Zu all dem aber gehörte mehr Einklang, als zwischen den Bayern und dem VIII. Bundeskorps in Wirklichkeit herrschte; zu all dem auch mehr Selbstlosigkeit zwischen den einzelnen Contingenten des VIII. Bundeskorps, wo bis jetzt sich keiner geneigt zeigte, für den andern Opfer zu bringen, wo alles Verständnis für Gemeinsamkeit fehlte und fehlen sollte.

So kam es auch, daß im Grund jedes Contingent des VIII. Bundeskorps sich abgeondert mit den Preußen schlug, und so auch die Bayern abgeondert vom VIII. Bundeskorps. Denn die Einheitlichkeit des Oberbefehls war eine Selbsttäuschung. Das „vereinzelt schlagen“ schien zur künstvoll ausgebildeten Regel geworden zu sein.

Für ein Zusammenhalten der gesamten Kräfte zu einem wichtigen Schlag fehlten alle Vorbedingungen, die Energie des Befehls ebenjogut, wie die Selbstüberwindung des Gehorchens. — Trennend mußte schon wirken, was Kaiser Fran;

Joseph an Prinz Alexander schrieb: „Ich würdige die Schwierigkeiten Ihrer Lage, rechne auf Ihre Energie und im Notfall darauf, daß Sie unabhängig vom bayerischen Oberkommando handeln werden.“ Und von dem württembergischen Divisionskommandeur wissen wir: er habe Vollmacht, seine Tätigkeit je nach Umständen auch direkt über die Division auszuüben dadurch, daß er dem Korpskommando Vorstellungen mache, sofern er mit dessen Anordnungen nicht glaube einverstanden sein zu können. — Die technische Kunst für Herbeiführung einer Konzentrierung war gewiß vorhanden, aber es ist wohl ein Glück, daß ein Zusammenballen nicht gelang; denn bei den kindlichen Ansichten, die unseren Verpflegungsmechanismus beherrschten, hätte entsetzliches Unheil entstehen müssen. Es schien dieser Verpflegungsapparat ein Leben neben der Armee ganz für sich zu führen; er schien nur gelegentlich, nicht notwendig mit ihr verbunden zu sein. Wenn sich alle Bewegungen und Tätigkeiten nach dem Apparat gerichtet hätten, dann ja; wenn aber die Armee sich begeben ließ, selbständiges Leben zu äußern, dann sah jener Apparat keinen Grund ein, sich dienstbar zu erweisen. —

Die Trümmer des Bundestags, welche nach der Entscheidung vom 14. Juni noch übrig geblieben, hatten es sich nicht nehmen lassen, unter der gewohnten österreichischen Leitung in der Eschenheimer Gasse in Frankfurt weiter zu amtieren. Der Bundestag war es, der auf den Gedanken kam, den Zauber, der zu allen Zeiten mit den Farben schwarz-rot-gold sich verband, wieder aufzuwärmen. Sein liebgewordenes Nest zu schirmen, hatte er eben noch gegen 200000 Gulden der Bundeskasse entnommen für Schanzenbau rings um die Stadt; schwere Geschütze waren von Ulm herbeibeordert. Aber endlich wurde es ihm unbehaglich. Am 5. Juli rief er die „in ihrer Selbständigkeit bedrohten“ Bundesstaaten auf, ihre Milizen, Landwehren, Freikorps und andere Wehrkräfte, über-

haupt die Anwendung aller zu Gebot stehenden Mittel in Fluß zu bringen. Allein nichts rührte sich. Unter solchen Umständen blieb dem Bundestag kein Ausweg übrig als Flucht. Er suchte am 14. Juli Sicherheit in Augsburg, wo er Quartier in den „Drei Mohren“ fand, wo es ihm auch vergönnt war, still zu verbleiben.

Gerade fünfzig Jahre alt ist der deutsche Bundestag unter österreichischem Vorsitz geworden; auf fünf Jahrzehnte voll begrabener Lebensäußerungen, erstickter Hoffnungen, hingehaltener Beschlüsse, verträdelter Anträge, endloser Ausichußsitzungen konnte er zurückblicken. —

Wir aber, wir Kriegsmänner vom VIII. Bundesarmee-korps, hüllten uns immer tiefer in die Schatten des Odenswaldes. Ohne weiteren Schwertstreich wurde das rechte Mainufer dem Feind überlassen, der ungemein rührig sich erwies, die ihm gelassene Zeit auszunützen.

Schon am 16. Juli schmetterten die Trompeter des westfälischen Kürassierregiments das Preußenlied durch die Zeil in Frankfurt, — die preußische Mainarmee hielt ihren Einzug.

Gerade vor einem Monat waren wir Schwaben in Frankfurt eingerückt, als Netter herbeigerufen, mit freudigem Zuruf, wenn auch gleichgültigen Herzens, von den Frankfurtern begrüßt. Gerade vor einem Monat schoben wir unter den Klängen des Mädelkymarsches die Zeil entlang und suchten bescheidenen Sinnes die Hajentkaserne auf, um uns auf die Pritschen zu legen und in der Menageküche unsere Suppe zu brodeln. — Jetzt zogen erhobenen Hauptes die Preußen daher; zu Duzenden wurden sie rechts und links in die schönen Häuser verteilt und brachten dem zu sprachlosem Staunen erstarrten Bürgermann zugleich den Speisezettel mit, der die zu verabreichenden Gerichte und Getränke ordnete und sogar eine erkleckliche Anzahl Zigaretten vorsah, die von einer be-

stimmten Sorte fein und von einem bestimmten Lieferanten stammen mußten.

Wie gesagt, immer tiefer umhüllten uns bei südwärts gerichtetem Marsch die Schatten des Odenwaldes. Auf einzelnen Aussichtspunkten machten wir wohl Halt und überzeugten uns, wie die Berge auf dem rechten Mainufer immer ferner rücken und zuletzt in blauem Nebel verschwimmen. — So war es also aus mit dem Traum von einem siegreichen Marsch durch die norddeutsche Ebene, um alle deutschen Gaue zu durchziehen und zuletzt Berlin zu erreichen. So war also die herrliche Schau von der Höhe des Vogelsbergs auf die schöngezwungenen Umrisse des Thüringer Waldes der einzige weite Blick, den wir in die Welt dort drüben über dem Main hatten tun dürfen.

Alles lag dahinten; links erhoben sich jetzt die stumpfen Kuppen des Speffart; vor uns dehnten sich endlose Forste und wenn wir nur ein paar Tage so fortmarschierten, so hatten wir die Ufer des Neckar erreicht und konnten bald unseren Lieben „Grüß Gott!“ sagen. Allein so rasch sollten die Dinge nicht laufen.

Bis zum 17. Juli ging es rein südwärts durch den Odenwald über Höchst und König nach Michelbach. Am 18. Juli aber wurde in rechtem Winkel nach Osten umgebogen und Amorbach erreicht. In dem mit Truppen überlegten Städtchen bildete ein Badkabinett mein Bureau und die Badwanne meine Liegerstatt. Immer mehr häuften sich die Truppen auf den Straßen; deshalb wurde jetzt allabendlich Bivak bezogen; am 19. bei Walldürn. Ostwärts gerichtet führte der Marsch über die Hochfläche. Allmählich begann sich das Gelände zu senken gegen das Taubertal hin. Am 21. Juli war die kleine Stadt Tauberbischofsheim erreicht, die auf dem linken Tauberufer liegt. Gegenüber der Stadt, auf den Wiesen des rechten Ufers wurde Bivak bezogen.

Hier im Taubertal und auf den zu beiden Seiten desselben gelegenen Höhen begann sich allmählich das VIII. Bundesarmeekorps zu konzentrieren. Nach allem Laufen und Hetzen schien nun das Hauptziel, nach dem man seit einem Monat hinstrebte, erreicht zu sein, die Vereinigung mit den Bayern, die einen Marsch hinter uns standen, in und um Würzburg. Alles blickte nach Westen.

Im Bivak von Tauberbischofsheim erfuhren wir auch, daß die Preußen uns in mäßigen Märschen durch den Odenwald nachrückten, daß am 16. Juli schon die preussische Oberleitung sich bereit erklärt habe, mit den Bayern, nicht aber mit dem VIII. Bundesarmeekorps, wegen Waffenruhe zu verhandeln, daß die Bayern dies einseitige Geschäft ausge schlagen, daß auf den 24. Juli eine gemeinschaftliche Angriffsbewegung gegen die Preußen geplant sei.

Hier an der Tauber waren wir der württembergischen Grenze bei Mergentheim auf wenige Stunden nahegerückt. So erreichten uns wieder ganze Päckchen von Briefen und Zeitungen, welche lang genug uns gesucht hatten. — Aus den Zeitungen erfuhren wir, daß man in den Volksversammlungen außerordentlich blutdürstige Entschlüsse faßte, daß Schützenbund, Wehrverein, Landsturm sich bereit halten sollten. Namentlich die Volksversammlung vom 12. Juli in Stuttgart erschien recht als ein Schlachtfeld, auf dem die Männer des Fortschritts und des Nationalvereins den Führern der Volkspartei und der Großdeutschen gegenübertraten. Auf der einen Seite sprach man für das preussische Parlamentsprojekt und für den Anschluß, auf der anderen wurde gegen den Großmachtwahn der Preußen unter Führung Bismarcks deklamiert, gegen die Vergrößerungspolitik und gegen die Verdrängung Oesterreichs aus dem Bund. Preußens Regierung habe sich von Großmachtgedanken so aufreiben lassen, daß ihr der Glaube an Preußens providentielle Bestimmung zur Beherrschung Deutsch-

lands mehr und mehr zu einem Dogma werde. Übrigens einigten sich schließlich die zwei feindlichen Brüder dahin, daß eine Einmischung Frankreichs, daß ein Hinarbeiten auf einen neuen Rheinbund durchaus zu verwerfen und zu bekämpfen seien.

Wir erfuhren ferner, wie Napoleon III. seine Hand über Italien hielt, wie er sich im preußischen Hauptquartier der Integrität Oesterreichs und Sachsens, der süddeutschen Staaten annahm. Bei der Kunde aber von der offenbaren Überlegenheit Preußens bäumte sich der alte französische Stolz auf, der eine Genugthuung verlangte. Und deshalb hätte Napoleon gerne dem Rufen nach der Rheingrenze stattgegeben, wenn nicht das Zündnadelgewehr und die zuversichtliche Art des neuen Preußentums so heilsamen Schrecken verbreitet hätten.

Wir wußten, daß auf einen Waffenstillstand hingearbeitet werde, nach welchem Oesterreich aus dem deutschen Bund austrat, Sachsen unverfehrt blieb, Preußen sich zu runden und einen Norddeutschen Bund zu bilden anfing, während die süddeutschen Staaten ohne weiteren Bund als europäische Staaten sich zusammenschließen konnten oder nicht.

Allgemein vermutete man, je mehr wir dem Franzosen und dem Oesterreicher durch unseren Widerstand Zeit verschaffen, desto günstiger kommen für uns Süddeutsche die Dinge zu liegen. —

Wir waren eben heimisch geworden im Lager bei Tauberbischofsheim, als unversehens am 22. Juli Seine Majestät der König inmitten der Truppen erschien. — Eine kleine Zeltstadt war auf der grünen Wiese erbaut (denn wir trugen seit einigen Jahren die von den Franzosen erprobten Tücher für kleine Zelte auf dem Tornister); ohne angesagt zu sein, fuhr der königliche Wagen mitten in die Zeltgasse; alles, Infanteristen, Reiter, Kanoniere, stand in buntem Gewirre herum; in höchst ungezwungener Weise verkehrte König Karl

mit den sich Herandrängenden, um nach allen Einzelheiten der Verpflegung und des Gesundheitszustandes zu fragen. Noch eine ganze Reihe von Ortschaften, wo Württemberger lagen, erhielt den hohen Besuch; in Großrinderfeld hatte der König eine längere Unterredung mit unserem Divisionskommandeur, dem General v. Hardegg.

Noch ein neues ereignete sich im Lager von Tauberbischofsheim: es wurde Feldgottesdienst gehalten. Bisher hatten wir nichts von der Feldgeistlichkeit verspürt; aber nun schien es, Krone und Kirche wollen uns zu ernstem Gang eine Art von Weihe geben. Auch ein nagelneues, soeben erschienenenes Militärverordnungsblatt reichte man herum. Bierig streckte man den Kopf hinein. Eine Proklamation, einen patriotischen Aufruf oder ähnliches erwarteten wir. Als man auf dem holprigen Wege des Kanzleistils endlich zur Hauptsache gekommen war, fand sich, daß der hochwichtige Erlass die Hundesteuer betraf. Jeder Hundebesitzer war aufgefordert, sein Schnauzerle oder den Pinscher, den der Bursche an der Leine oder am Bagagewagen mitführte, unverzüglich in der anliegenden schematischen Liste einzutragen. Wieder konnten wir uns überzeugen: in Stuttgart dachte man an uns. —

Man sprach davon, daß die Preußen anrücken von Amorbach her, daß wir ihnen auf den Höhen des Taubertales den Weitermarsch streitig machen sollen. Wenn es losging, mußte das in den allernächsten Tagen geschehen.

Besonders gut behagte, was uns der Staatsanzeiger aus Stuttgart über unsere feldmäßige Schlagfertigkeit erzählte: „Die wenigen Wochen Feldleben haben unseren Truppen schon eine männlichere, selbstbewußtere Haltung gegeben.“ — Und ein englischer Korrespondent schrieb aus Frankfurt:

„Ich bin alt und habe Truppen aus allen Nationen gesehen, aber ich sah niemals ein schöneres ‚Material‘, moralisch und physisch betrachtet, als diese Kontingente des Bundes.

Ihre Aufführung und ihre Bonhommie sind zu bewundern. Die Einwohner der Freistadt Frankfurt, die in ihre Hauptbücher vernarrt sind und Geld machen wollen, haben ein gewisses Aler gegen das Militär; ohne daß sie es selbst wußten, hatten sie ein Gefühl der Verachtung gegen alles, was Soldat heißt. Wenn sie jedoch nicht ganz der Wahrheit sich verschließen wollten, haben die Erfahrungen der letzten Wochen ihnen gezeigt, daß keine Körperschaft von Zivilisten sich korrekter benehmen kann als dies Militär.“ — „Vor zwei Tagen passierten hier zwei prächtige Bataillone württembergischer Jäger durch, auf und nieder organisiert und equipiert wie die Chasseurs de Vincennes. Nur sind die Zelte der Württemberger größer als die der Franzosen.“

Es ist wahr, die Leute sahen energisch und gut drein, wußten sich auch auf dem Marsch und im Lager auf die beste Art und rasch zu helfen, ohne viel zu fragen. Kleidung und Stiefel, alles zeugte von siegreich überwundenen Strapazen. Mit dem Begriff der „Feldmäßigkeit“ verbanden wir ja immer gern eine Art von Rinaldoerscheinung. So waren wir wohl zufrieden. Nur die Empfindung schlich sich bei uns ein: man wußte offenbar nicht recht, was mit uns und unserer Schlagfertigkeit anfangen.

Bei unserem bequemen Friedensdienst hatten wir ja immer vorausgesetzt: der Krieg, wenn er einmal da ist, wird schon der Lehrmeister sein, um alles feldmäßig zu gestalten. Nun zogen wir länger als einen Monat herum und warteten vergeblich auf die Bervollkommnung. Einiges hatten die Mannschaften gelernt; aber wie konnten sich die Führer, hoch und nieder, nach den bequemen Friedensjahrzehnten in wenigen Wochen die Kunst aneignen, die Truppen zu verwenden, rasch zu teilen, wieder zum Keile zu sammeln und diesen verderbenbringend eindringen zu lassen? — So kam es, daß in diesem Feldzug in Böhmen wie am Main

von der affenartigen Behendigkeit der Preußen die Rede war, von ihrer Kunst, gerade in dem Augenblicke zu erscheinen, wo man es am wenigsten dachte. — *Omnium opinione celerius Caesar venit.*

Unser Staatsanzeiger ging auch auf die unbezweifelten Vorzüge der Preußen ein. Zunächst klagt er, daß die preußischen Blätter so voll Übermut seien. „Das viele Exercieren und Marchieren unserer Soldaten und ihre möglichste Abhärtung schon im Frieden, was stets in der preußischen Armee mit so rücksichtsloser Strenge betrieben wird, und worüber die bequemen, so gern beim vollen Schoppen im Wirtshaus sitzenden Süddeutschen so oft spotteten, hat jetzt seine besten Früchte getragen“; — so juble die „Kölnische Zeitung“.

Und der Staatsanzeiger fügt bei: „Dieses ewige Marchieren und Exercieren, wie die ganze Heeresreorganisation in Preußen hat sich allerdings als richtige Vorbereitung auf den schon längst im Schilde geführten Schlag gegen den deutschen Bund entpuppt und wir erblicken nun das Schauspiel, daß es den Verfassungskämpfern des liberalen preußischen Abgeordnetenhauses wie Schuppen von den Augen fällt, daß sie beinahe beschämt, jedenfalls geblendet durch die Erfolge des herrlichen Kriegsheeres ausrufen: Hätte ich gedacht, daß alles darauf hinausläuft — —.“ — „Dieses Vorteils also, einer jahrelangen Arbeit auf einen bestimmten Zweck hin, der konsequenten Einübung zur unmittelbar bevorstehenden Kriegsbereitschaft, entbehren wir Süddeutsche. Weil wir in der Tat glaubten, Frieden erhalten zu können, blieb auch an unseren Soldaten etwas vom Friedenssoldaten hängen.“ Das lautete also schon anders als der Übermut vor wenigen Tagen — dieser Handvoll mißleiteter Preußen gegenüber.

Kurz, wir waren gewohnt, den Krieg selbst als den einzigen Lehrmeister anzusehen und mußten jetzt erfahren, daß der Krieg wohl einzelne Außerlichkeiten zu lehren vermag, daß

aber die große Kunst der Führung vom kleinsten Detail an schon im Frieden einzulernen ist, daß man vom ersten Tag als Meister in den modernen Krieg eintreten muß.

So sah es also mit der feldmäßigen Schlagfertigkeit aus. — Auch an innere Bezgehrung hatte man gedacht und den Versuch angestellt, eine Art, wenn auch bescheidene und leicht zu zügelnde Art, von Begeisterung zu erwecken. Mit salbungsvollen Worten hielt man den Leuten vor, wie es gelte, den angestammten Landesfürsten zu schützen gegen preußische Anmaßungen, wie der deutsche Bund mit Oesterreich an der Spitze aufrecht erhalten, wie Preußen der Großmachtigel ausgetrieben werden müsse. — Derartige Vorhalte konnten natürlich keinen Eindruck auf die Gemüter machen, dazu ist viel einfacheres und zugleich tieferes nötig: Religion, Freiheit, Vaterland, Völkerfeindschaft, Erkämpfung der Hegemonie. So blieben die Massen höchst gleichgültig. Der Grimm, die Leidenschaft fehlte.

Im Jahr 1859 war die Bewegung mit nationaler Zuspitzung Frankreich gegenüber eine bei weitem tiefergehende gewesen. Heute fehlte jegliche Art politischen Schwungs; aber heute war das Soldatenmaterial ungleich besser als im Jahr 1859; man hatte in Haltung sowie in der Kunst, die Waffe zu führen, einige Fortschritte gemacht; vor kurzem war noch scharf abgeurteilt worden, und man hatte daraus gelernt.

Als im Jahr 1858 die Bundesinspektion — ein preußischer, ein bayerischer und ein hessischer General — ihre Musterung zu Ende geführt hatte, gab sie ihr Gutachten dahin ab: „Bei der Infanterie läßt die im ganzen zwar kleine, aber nicht unkräftige, gewandte und theoretisch gut instruierte Mannschaft bei anerkennenswerter Ruhe diejenige Haltung und Präzision vermissen, wie ein anderweit geschultes Auge sie sucht. Die Unteroffiziere und Schützen sind in ihren Funktionen sicher. Die Infanterie erscheint hin-

sichtlich ihrer taktischen Ausbildung zum Gefecht befähigt, indes wird auf Stellung, Sitz der Bekleidung und Führung der Waffen nicht der besondere Wert gelegt wie in anderen Armeen. Im allgemeinen präsentiert sich deshalb die Infanterie nicht vorteilhaft.“ Die Reiterei wird mehr anerkannt, doch scheint ihr die Lanze statt des Schutzes eher eine Last zu sein. Artillerie und Pioniere werden gelobt.

Unglücklicherweise war man heute ausgezogen zum Schutz der Eigenbrüttelei, oder, wie man sagte, der Selbständigkeit jedes einzelnen Landes. Damit schon schlich sich eine gewisse Engherzigkeit ein. Diese Generale, diese Führer der einzelnen Kontingente dachten nicht daran, daß jeder für den andern stand, daß er für den Nachbar sich aufopfern müsse. Das Vielsfache fand Vertreter genug, das Einzelne, das Unterscheidende; aber was not tat als Band, als Zwang für alle, das fehlte: das Gemeinsame, das große nationale Vaterland, der gemeinschaftliche, alle Einzeltaten gegeneinander abwägende, Kriegsherr. Das Phantom des deutschen Bundes, für den man angeblich zu Feld zog, vermochte im Ernst keine Rolle zu spielen. Sah man doch Soldaten, die von der dreifarbigem Feldbinde die dritte Farbe zurückgeschlagen hatten, um nur als Württemberger in schwarz-rot zu erscheinen.

So konnten die Führer einander nicht verstehen, jeder redete in einer dem andern unverständlichen Sprache. Diese Prinzen, diese Generale, diese Generalstabsoffiziere hatten nie miteinander gearbeitet zur Einübung; es geschah erstmals mit schwerfälligem Apparat im blutigen Ernst. Mißverständnisse, falsche Berechnungen, gegenseitige Vereiztheit ergaben sich von selbst. Diese Prinzen und Generale, diese Obersten und Stabsoffiziere, diese Beamten besaßen nur allgemeine, verschwommene, keine festen Begriffe vom Zueinandergreifen des vielköpfigen Organismus, den man eine Armee nennt.

Feldmanöver hatte man in Bayern letztmals 1853 gehabt, in Württemberg 1861 bei Königen. Aber auch dies wichtigste Bildungsmittel mußte fast wirkungslos bleiben, weil zu anderen Mängeln noch der Fehler hinzutrat, daß die Kompanien und Bataillone aus Sparjamkeitsrückfichten viel zu schwach im Mannschaftsstand blieben. Die meisten dieser hohen und niederen Führer hatten ihre Abteilungen immer nur als kleine, dünne Häufchen gesehen und standen den großen Massen hilf- und ratlos gegenüber. — Man hat gesagt, wenn andere Generale an der Spitze gestanden wären, so hätte eine weit energischer Art der Kriegsführung sich geltend gemacht. Diese Prinzen und diese Generale waren für ihre Person schon recht, aber das System, aus dem sie hervorgingen und die Umstände, unter denen sie handeln mußten, erschienen mächtiger als sie. Und das ist alles, was ich hierüber zu sagen habe.

Man hat auch getadelt, daß jetzt, wo Osterreich begierig nach dem Frieden zu greifen begann, daß jetzt von den Süddeutschen überhaupt noch geschlagen wurde. Allein so ist einmal das menschliche Gemüt: von jeder maunhaften Tat erwartet man eine Verbesserung der Lage, also hier günstigere Friedensbedingungen. Man hatte auch viel zu viel von unseren Heldentaten gegen die Preußen gesprochen, einen Zusammenstoß in fast theatralischer Weise anberaunt. — Das war gar nicht ausgeschlossen, daß ein Erfolg auch jetzt noch Einfluß haben konnte auf die Verhandlungen, die, wie wir wähten, Osterreich und Frankreich zu unseren Gunsten führten. Darin lag vielleicht keine Täuschung; aber eine Täuschung war es, daß wir glaubten, diesen zwei Mächten komme es überhaupt in den Sinn, für unseren wirklichen Vorteil Verhandlungen zu führen; und eine weitere Täuschung bestand darin, daß wir voraussetzten, Preußen sei nicht stark genug, um alle Vorschläge und Zumutungen dieser zwei abzuweisen. Wir

wurzelten mit unserem Meinen und Glauben noch tief in einer alten Welt und verstanden nicht, daß die Weltuhr soeben anders gerichtet worden war. —

Wir blickten also alle nach Westen; von Amorbach und Walldürn her sollten die Preußen, jetzt von General v. Mantuffel kommandiert, anrücken. Von unserem VIII. Bundesarmeekorps standen in vorderster Linie die Badener rechts, die Württemberger links, weiter rückwärts die Österreicher, Nassauer und Hessen, die früher im Gefecht gewesen waren.

Schon am 22. Juli hatten die Vortruppen die Nähe des Feindes auf den Höhen des linken Tauberufers gespürt, deshalb wurden die Badener bei Hundheim konzentriert. Ins Lager nach Tauberbischofsheim kam der Befehl, die Brigade Hegelmaier (3., 8. Regiment, 1. Jägerbataillon) zur Unterstützung vorzuschicken. Wir brachen sofort auf und standen am 23. gegen zwölf Uhr beim Wolfertetterhof, da, wo die Straßen nach Hardheim und Hundheim sich gabeln.

Man hörte den Kanonendonner von Hundheim her. Die auf badische Aufforderung hin von der Brigade Hegelmaier angebotene Unterstützung und der Befehl zum Vormarsch — von dem an der Spitze stehenden 1. Jägerbataillon mit lautem Jubel aufgenommen — wurde durch Gegenbefehl des eben bei der Brigade eintreffenden Korpskommandanten Prinzen Alexander rückgängig gemacht. Gegen Abend verstummte das Feuer; die Badener lagerten bei Kilsheim, wir bezogen Bivak am Wolfertetterhof.

Ernstem Widerstand auf den Höhen des linken Tauberufers schien Prinz Alexander nicht zu beabsichtigen. Sein Operationsbefehl für den 24. Juli suchte eine konzentrierte Stellung auf dem rechten Tauberufer herbeizuführen und zwar Württemberger als Vorhut, Badener, Österreicher und

Rassauer als Gros, Hessen als Reserve. Hauptquartier in Großrinderfeld.

In der ersten Morgenfrühe des 24. Juli zogen wir vom Wolferstetterhof wieder dem Taubertal zu; wir marschierten durch Tauberbischofsheim und zogen am rechten Talhang aufwärts.

Das Taubertal stellt sich dar als tief ausgegrabene Rinne mit sehr markierten Rändern, welche durch Seitenspalten mannigfache Gestaltung annehmen. Die Talsohle ist unterhalb Tauberbischofsheim gegen 1000 Schritte breit, oberhalb schmaler. — Der linke Talhang steigt sehr steil von der Sohle auf und erhebt sich im Stammberg und Imberg gegen 160 m über das Tal. Die Hauptstraße von Walldürn her senkt sich zwischen beiden Bergen zum Städtchen hinab. Die steilen Hänge sind mit Reben bepflanzt; auf der Höhe Waldstücke, dazwischen Fruchtfelder.

Tauberbischofsheim selbst liegt auf dem linken Ufer; eine steinerne Brücke führt hinüber aufs rechte. Die Tauber, ziemlich von Süd nach Nord fließend, begrenzt den östlichen Teil der Stadt, auf dem linken Ufer von einer Promenade begleitet, ist ungefähr 20 Schritte breit und nur an wenigen Stellen so tief, daß ein Durchwaten unmöglich wäre.

Die auf der Brücke hinüberführende Straße teilt sich auf dem rechten Ufer dreifach; südwärts führt sie im Tal nach Mergentheim, nordwärts nach Wertheim, gegen Nordosten den Höhenrand ersteigend über Großrinderfeld, Gerchsheim, Riß nach Würzburg.

Weniger steil als die Höhen des linken Talhanges steigen die des rechten an. Sie bauen sich mehr in einzelnen Abjäten und Terrassen auf. Hier erheben sich der Rützberg und Edelberg, etwas niedriger als die gegenüberliegenden Höhen. Vom Rützberg auslaufend legt sich vor den Edelberg noch eine Terrasse von mäßiger Höhe, der Hamberg, von dem

Edelberg durch eine Einjenkung getrennt. Wenn man auf dem Hamberg steht mit Front gegen das im Talgrund liegende Tauberbischofsheim, so hat man zur Linken eine Schlucht, welche in der Nähe der Tauberbrücke ausmündet. Nahe dem Ausgang dieser Schlucht liegt die Lorenzkapelle und weiter abwärts, der Brücke zu, eine Ziegelhütte.

Die Straße nach Großrinderfeld und Würzburg läuft von der Tauberbrücke sanft ansteigend an dem Westhang des Hambergs hin, um zwischen Rüzberg und Edelberg weiter zu führen. An ihr liegt 600 Schritte von der Brücke entfernt die Rektorskapelle. Unmittelbar an der Brücke befinden sich einige Gebäude, mit Gärten, Hecken und niederen Umfassungsmauern umgeben. Die Bebauung und Bewachung des Hangs ist ähnlich wie auf dem linken Ufer; doch findet sich neben Weinpflanzungen, der sanfteren Hebung des Bodens entsprechend, mehr Fruchtfeld vor. —

Um ein Uhr Nachmittags hatte die württembergische Division ihre Stellung bezogen. Erste Linie 2. Brigade und zwar 2. Regiment in Tauberbischofsheim, 7. Regiment und 2. Jägerbataillon in dem benachbarten Impfingen. Zweite Linie hinter dem Hamberg und zwar auf dem rechten Flügel 1. Brigade (1. und 5. Regiment, 3. Jägerbataillon), auf dem linken 3. Brigade (Hegelmaier), von rechts nach links: 3. Regiment, 8. Regiment, 1. Jägerbataillon. Zwei gezogene Sechspfünderbatterien vor den Brigaden auf der Höhe des Hambergs. Hier hatte auch der Divisionskommandeur mit seinem Stab, dabei Prinz Wilhelm von Württemberg, Aufstellung genommen.

Voll Erwartung blickten wir von unserem Hamberg über das Taubertal hinüber nach den Höhen jenseits. Jeden Augenblick konnten die Preußen kommen; alle Ferngläser, es waren ihrer nicht sehr viele, in Tätigkeit. In solcher Lage macht sich auch der niedere Führer seinen Gefechtsplan. Offenbar

sollten wir die Linie der Tauber halten, den Feind anlaufen lassen und dann zurückwerfen. Man sagte, rechts von uns bei Werbach stehen die Badener und gegen Wertheim hin die Bayern, hinter uns Oesterreicher und Nassauer und die Hessen. Nur das wunderte uns, daß man keine Schanzen aufgeworfen hatte, Deckungen für Infanterie und Geschützstände. Man hätte den ganzen Vormittag Zeit gehabt und der glacisartig sich zum Taubergrund verflachende Abhang lud förmlich dazu ein.

Es ging gegen zwei Uhr, als es auf der Höhe des Imbergs uns gegenüber lebendig zu werden anfang. Auf mehr als 3000 Schritt begann das Feuer der preußischen Batterie Coester gegen unsere Geschütze an der Kante des Hamberg's. Die preußische Division Goeben hatte die Höhen des linken Talrandes erreicht und die Brigade Wrangel gegen Tauberbischofsheim dirigiert; ihre übrigen drei Brigaden standen theils in Reserve, theils hatten sie Impfingen und Werbach als Ziel erhalten. Wir erfuhren später, daß wir die beiden westfälischen Regimenter 55 und 15, zusammen sechs Bataillone, uns gegenüber hatten und dazu noch ein Bataillon Lippe-Detmold. Hier mag daran erinnert sein, daß zwei württembergische Regimenter nur um weniges stärker waren als ein preußisches. —

Die Württemberger zogen sich allmählich aus Bischofsheim heraus und die Preußen besetzten die Stadt bis an die Tauber. Von unserem Auslug hinter dem Hamberg konnten wir beobachten, wie unser 2. Regiment aus dem Städtchen über die Brücke zurückmarschierte. Zu seiner Ausnahme ging von unserem rechten Flügel das 2. Bataillon des 5. Regiments und bald darauf das 1. Bataillon desselben Regiments gegen die Brücke vor. In Bischofsheim hatten sich aber indessen die Preußen zu hartnäckiger Verteidigung eingerichtet. Beim Herannahen der Bataillone des 5. Regiments trat sofort eine

in Reserve gehaltene preussische Kompanie hinter den Häusern auf die Brücke vor. In Kolonne mit Halbzügen gab sie Schnellfeuer ab, indem immer die vorderen Halbzüge niedersielen, während die hinteren über sie wegschossen. Die Wirkung über die ganz ohne Deckung heranstürmenden Massen war eine furchtbare. In dieser Weise wurden die beiden Vorstöße des 5. Regiments abgeschlagen.

Hinter unserer Deckung am Hamberg begannen wir jetzt zu kalküliren: man will also verhindern, daß die Preußen aus Bischofsheim vorbrechen. Nichts besseres, als die Brücke zusammenschießen samt den benachbarten Häusern; oder aber mit gesamer Macht vorbrechen gegen das Städtchen, zugleich ober- und unterhalb desselben über die Tauber hinüber; oder die Preußen gegen unsere Höhen anlaufen lassen und dann abschmettern. Um diese Zeit flogen die bei dem Schnellfeuer im Tale zu hoch gehenden Kugeln über unsere Köpfe hin, wobei sie ein Summen hören ließen wie die Maikäfer am Frühlingsabend. Das war das erste Pfeifen der Kugeln.

Es war jetzt drei Uhr; die Bataillone des 5. Regiments stuteten eine kurze Strecke zurück; an ihrer Stelle gingen das 3. Jägerbataillon und das 2. Bataillon des 1. Regiments vor. Mit Hurraruf erreichte das 3. Jägerbataillon die Umfassung der Gärten auf dem rechten Ufer und war bereit, die Brücke zu stürmen, erlitt aber zu bedeutende Verluste, als daß es dem entseßlichen Schnellfeuer des Zündnadelgewehrs gegenüber diese Absicht hätte ausführen können.

Etwa gleichzeitig erhielt unsere Brigade Befehl, zwei Bataillone vorzuschicken. Demnach erhielt das 1. Bataillon des 3. Regiments den Auftrag, in eine Aufnahmestellung über den Kamm in den nächsten Hohlweg vorzugehen, und unserem Bataillon, dem 1. des 8. Regiments, wurde der Befehl, sich in Gefechtslinie zu ordnen und gegen die Brücke vorzurücken. — „Lassen Sie antreten!“ rief Oberst Freiherr v. Reitzenstein so

ruhig unserem Oberstleutnant v. Greiff zu, wie wenn er bei einer Regelpartie auffordern würde, anzuschieben.

Die 1. Kompanie (Hauptmann Reinhardt) schwärmte in Plänklerlinie aus; wir verließen unsere deckende Stellung, überschritten den Kamm der Höhe und begannen uns, in Kompaniekolonnen auseinandergezogen, den nur wenig Deckung bietenden Hang abwärts zu entwickeln. Natürlich, sobald wir uns auf dem Kamme zeigten, schlugen die feindlichen Kugeln ein. Wir hatten noch keinen Schuß getan. Sobald aber die Plänkler sich in den nächsten Hohlweg geworfen hatten, begannen sie das Feuer.

Doch war die Partie sehr ungleich; wir konnten nur da und dort ein Rauchwölkchen hinter Bäumen, an Dächern oder Fenstern, selten einen Schützen entdecken, während wir offen auf der Bildfläche uns gegen die Tauber vorstoben. In der Mitte der Schützenkette befand sich der Oberst, der sein 1. Bataillon auf diesem Waffengang begleiten wollte. An der Spitze der im Lauffschritt folgenden Kompaniekolonnen der Oberstleutnant v. Greiff, so gelassen und umsichtig, als hätte er nicht vierzig Friedensjahre, sondern ebensoviele Feldzüge hinter sich. Voll Bereitwilligkeit und Selbstverleugnung folgten die Mannschaften dem Beispiel der Offiziere. Wir waren bald abgestiegen, da der mit Mauern terrassierte Boden kein Reiten gestattete; die Pferde wurden bei den Kompanien geführt.

Den Hang mit Verwundeten und Toten bestreuend, waren die Kompanien in der Nähe der Rektorskapelle angekommen. Das begreifliche Bestreben, in dem ziemlich seichten Straßengraben Schutz vor dem verheerenden Feuer zu finden, löste einigermaßen die bis jetzt beobachtete Ordnung. Die 1. Kompanie schob sich etwas weiter links der Brücke zu; ihr folgte die 9. Kompanie; beide schlossen sich an die Plänkler des 3. Jägerbataillons und des 5. Regiments an und hielten einige Zeit die Brücke unter Feuer.

Wie ein Hagelwetter fielen die Geschosse der preussischen Schützen, die sich auf dem linken Tauberufer und an der Brücke hinter ausgezeichneten Deckungen befanden, unter uns nieder. Es ist ein Wunder, daß sie nicht noch mehr Verluste verursachten, als tatsächlich der Fall war. Immer hofften wir, Munitionsmangel werde die Preußen zu langsamem Feuern zwingen. Wir wissen auch heute, daß es allmählich bei den vorderen Kompanien an Munition zu fehlen anfang. Der Munitionsersatz war aber dort so wohl geordnet und durch die Günstigkeit der Ortlichkeit so leicht auszuführen, daß kein Stocken im Feuern bemerkt wurde.

Wir hatten auch gehofft, durch die Treffsicherheit unseres Gewehrs uns den Vorteil zu wahren. Aber auch ein sicher treffendes Gewehr will eben geladen sein. Die Preußen konnten in der Minute fünf bis sechs Schüsse abgeben; uns gelang in derselben Zeit, wenn alles gut ging, einer. Allein es ging oft nicht alles gut; namentlich ließ sich der in die Mündung zum Zwecke des Feststampfens der Ladung eingeführte Ladestock zuweilen schwer wieder herausziehen. Da mußte denn der Nachbar helfen. Ohne nervös zu werden, wanden die Leute das Tischtuch um den widerstehenden Ladestock, des besseren Haltes wegen. Mancher fluchte über das altväterische Schießzeisen, dessen Tugenden man eben noch in den Himmel erhob; aber doch blieben die Leute unverzagt und in der Hand der Führer.

Um vier Uhr etwa erhielten das 5. Regiment und das 3. Jägerbataillon, bisher am längsten im Feuer, Befehl zum Zurückgehen; dafür rückten das 2. Bataillon des 8. Regiments und das 1. Jägerbataillon in der tiefen Einsenkung gegen die Forenzkapelle vor. Um dieselbe Zeit war es dem Feind gelungen, seine Schützen auf dem linken Tauberufer erheblich zu verstärken auf beiden Seiten der Brücke. Unter dem Schutz eines verheerenden Schnellfeuers dringt er nun über die Brücke

vor und setzt sich in den Gebäuden des rechten Ufers hinter Mauern und Zäunen wie in einem Brückenkopf fest. Es entstand nun hier ein stehendes Feuergefecht, bis Befehl zum Rückzug nach dem Hamberg und zur Sammlung unserer Brigade einlief. Der amtliche preussische Bericht sagt über das Gefecht und über den Eindruck, den es, von der preussischen Stellung gesehen, machte: „Statt in überaus starker Stellung das Debouchieren aus Bischofsheim zu verwehren, unternahm der Feind eine Reihe von Angriffen, um eben den Punkt zurückzuerobern, den er, aus nicht zu verwerfenden Gründen, unlängst nach geringem Widerstande aufgegeben.“ Von dem vielleicht unnötigen, aber „schneidigen Vorgehen“ der Württemberger spricht auch die neueste Schrift über den Mainfeldzug.

Zwischen vier und fünf Uhr war die preussische Batterie auf dem Imberg von unserer Artillerie zum Schweigen gebracht worden. Dadurch wurde es unseren Geschützen möglich, ihr Feuer auf die vom Feind besetzten Häuser und Gärten zu richten. Eine Pause im Schützengefecht entstand dadurch. Nach fünf Uhr erhielten wir Befehl zum Rückzug; das Gefecht sollte von der zu unserer Ablösung bestimmten, aus Oesterreichern und Nassauern bestehenden Division weitergeführt werden.

Wir arbeiteten uns den Hang am Hamberg wieder hinauf. Schon beim Heruntermarschieren war das Pferd meines Oberstleutnants getroffen; jetzt fiel auch mein kleiner Fuchs, an dessen Gewandtheit im Klettern ich mich so oft erfreut hatte, den uns nachgeschickten Kugeln zum Opfer. Der Burche, der ihn führte, schien alles im Stich lassen zu wollen. Noch sehe ich, wie ihn der Oberstleutnant mit großartiger Ruhe zurückhielt und nötigte, das Sattel- und Zaumzeug in Sicherheit zu bringen.

In der Einsenkung hinter dem Hamberg, von wo es aus-

gegangen, sammelte sich auch wieder das Regiment. Eine günstige Gelegenheit konnte ich hier benützen, um Nachricht nach Hause gelangen zu lassen. Ein Feldjäger (Feldgendarm und zugleich Meldereiter) ritt eben zu unserem Oberst und blieb einige Zeit behufs Meldungserstattung bei ihm halten. Währenddem riß ich ein Blatt aus meinem Notizbuch, schrieb die Adresse an die Eltern nach Steinheim bei Heidenheim und teilte kurz mit, wie es mir ergangen war. Das Blatt händigte ich dem Feldjäger ein, der eben auf die nächste Post ritt. Unvermutet rasch kam der Zettel nach Hause. In seiner Ungeduld, denn einiges von unserem Schicksal begann schon in der Heimat durchzufikern, hatte sich der Vater am 25. Juli auf den Weg gemacht von Steinheim nach der Post in Heidenheim. Unterwegs traf er den Landpostboten, der schon von ferne winkte: „Herr Pfarr“, es hat 'was gegeben!“ Damit übergab er dem Vater das Stück Papier mit seinem aufklärenden und beruhigenden Inhalt.

In der Richtung auf Großrinderfeld ging es nun, an dem großen Verbandplatz vorüber, dem Rand des Waldes „im Forst“ zu. Beim Aufwärtssteigen mußten wir natürlich dem Feind wieder sichtbar werden. Er schickte uns noch eine Granate nach, die mitten ins Bataillon, glücklicherweise in eine Lücke zwischen die Kompaniekolonnen traf. Wie so viele an diesem Tag, die uns Verderben bringen sollten, tat sie uns den Gefallen und platzte nicht, sondern wühlte sich unter mächtigen Staubwolken tief in die Erde ein.

Abends neun Uhr am 24. Juli war das Gros der württembergischen Division im Bivak bei Großrinderfeld angekommen. Vor uns auf dem Hamberg standen als Vorposten Osterreich und Nassauer; rechts waren die Dörfer Impfingen und Werbach von den detachierten Württembergern und der badischen Division geräumt worden. In Reserve standen die Hessen. — Im Bivak bei Großrinderfeld ging es

ungemein geschäftig zu. Am frühen Morgen dieses ereignisreichen Tages war aus dem Bivak beim Wolfersletterhof abmarschirt worden; 16 Stunden lang waren wir auf dem Marsch oder im Gefecht gewesen; trotz aller Müdigkeit hätte man gerne abgekocht. Von dem improvisirten Brigadelebensmittelfuhrwesen konnte aber pro Mann nur ein halbes Pfund Brot, ein Schoppen Wein und etwas Kaffee abgegeben werden. Ich suchte Futter aufzutreiben für die Reitpferde und die Zugtiere an den Munitionswagen.

Um die Paternen, welche die Hauptleute mit sich führten, hatten sich kleine Gesellschaften gebildet; man suchte den jetzigen Stand unter dem Gewehr zu ermitteln, den Verlust an Toten, Verwundeten und Vermißten. — Der Vorschrift gemäß trat auch noch, um frisch aus dem Gedächtnis urtheilen zu können, in jeder Kompanie eine Kommission aus Unteroffizieren und Mannschaften zusammen, die unter dem Vorsitz der Offiziere die Namen der Tapfersten und einer Auszeichnung Würdigsten festzustellen hatte. Endlich deckte die Nacht die Ermüdeten zu. — Der Verlust des Regiments an diesem Tage hat an Toten, Verwundeten und Vermißten 123 Mann betragen.

Ein ziemlich dichter Nebel, der sich an das taufrische Gras hing, deckte in der Morgendämmerung des 25. Juli den Boden. Bald war die Sonne so weit durchgedrungen, daß man erkennen konnte, wie unsere österreichisch-nassauischen Vorposten die Stellung auf dem Hamberg verlassen und sich nahe an Großrinderfeld herangezogen hatten. — Angetreten! — Ergreift die Gewehre! — Rechtsumkehrt! — Im Feldschritt — Marsch! — Also zurück auf Würzburg zu. Zunächst wurde Halt gemacht am Baierthaler Hof. Vor uns standen die übrigen drei Divisionen des VIII. Armeekorps, die Badener auf dem rechten, Oesterreicher und Nassauer auf dem linken Flügel, in der Mitte die Hessen. Wir blickten im allgemeinen nach Westen. Von rechts her, von Norden kam Kanonen-

donner. Wie wir später erfuhren, waren die Bayern heute im Gefecht bei Helmstadt und mußten zurückgehen.

Demgemäß suchte sich Prinz Alexander den Bayern in der Richtung auf Würzburg zu nähern und ging über Gerchsheim zurück. Hier nochmals Gefechtsstellung, in welcher das Korps von der preussischen Division Goeben angegriffen wurde. Mit Einbruch der Nacht wurde der Rückzug gegen Kist angetreten. Je ein Bataillon Württemberger, Badener, Hessen deckten bei dem Forsthaus Irtenberg diesen Rückmarsch.

Die Nacht war schon eingebrochen, als wir die große Waldblöße im Guttenberger Forst bei Kist erreichten, um Bivak zu beziehen. Mit der Verpflanzung sah es noch schlimmer aus als den Tag vorher. Ein einzelnstehender Baum gab einen kleinen Anhalt ab, um für ein paar Stunden ein Gefühl wie eine Heimat zu wecken. Dort wurde das Ross, das mir übrig geblieben war, angebunden und einiges Laub als Liegerstatt gehäuft.

Von Abkochen oder Tränken der Pferde war keine Rede.

Bis tief in die Nacht hinein hatte das Donnern und Knattern bei Gerchsheim gedauert; jetzt war alles still geworden. Der Nachtwind zog durch die Gipfel der Bäume und spielte klagend in den Zweigen und Blättern; nur dann und wann hörte man den Schritt von Patrouillen oder das Knarren eines Wagens auf der nahen Straße; vielleicht werden Verwundete ins Spital nach Würzburg gefahren. —

Wenn man jetzt den Gang der letzten Tage überdachte, so tauchte unwillkürlich die Frage auf: Wo standen denn die Bayern? Mit ihnen vereinigt zu sein, das hatten wir uns gewöhnt als gemeinsame Rettung, als einen Glücksfall ohne gleichen zu betrachten. Erst später erfuhren wir, daß aus diesen Tagen Prinz Alexander am 24. Juli in sein Feldzugsjournal schrieb: „Seit dem 21. Juli habe ich keine Nachricht mehr von der bayerischen Armee und auch keinen Befehl des Armees-

kommandanten erhalten.“ — Prinz Alexander hatte am Abend des 25. sein Hauptquartier in der kleinen Häusergruppe von Rist aufgeschlagen. „Hier überbrachte man mir um acht Uhr Abends den Operationsbefehl des Prinzen Karl für den eben abgelaufenen Tag.“

Der in der militärischen Welt unten Stehende ist ein außerordentlich scharfblickender Richter. Daß nicht alles so klappte, wie es sollte, das hatten wir längst durchgeföhlt.

Wenn wir einen Blick warfen auf unsere Gegner drüben, auf die Preußen, die auf uns schossen deshalb, weil wir andere Kokarden trugen und weil unsere Regierungen anderer Ansicht waren, während doch gleiche Sprache und gleiche letzte Ziele verbanden, wenn wir mit solchen Geföhlen hinüberblickten, dann überkam uns heimlich doch die Empfindung, wie wenn wir in einer Art von Rheinbund unter österreichischer Oberleitung ständen. Napoleon I. hatte ja auch einst gesagt: „Ich kenne keine Deutschen, ich kenne nur Bayern, Hessen, Württemberger, Sachsen und andere Nationen.“

Der Rheinbund mit seiner territorialen Souveränität hat ja Spuren hinterlassen bis weit über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinüber und Osterreich liebte es stets, sich als den Retter und Bewahrer der aus der Rheinbundzeit stammenden Souveränität hinzustellen. Und diese Souveränität, hatte man uns vor wenigen Wochen gesagt, sei bedroht durch den Großmachtkegel der Preußen.

Großmachtkegel austreiben hat selbst etwas Keigelndes. Man möchte gleichmächtig, gleichberechtigt sein, und da man dies nicht erreichen kann durch Dehnen der eigenen Haut, so möchte man den anderen, den anmaßenden Preußen, gleichohnmächtig machen. Darauf lief eigentlich unser Feldzug hinaus, darum wollten wir uns schlagen, weil die Kokarde drüben uns viel zu anspruchsvoll erschien.

Heinrich Heine erzählt einmal in der ihm eigenen Art:

Seit Urzeiten hätten die Tiroler einen Herrn gehabt mit roten Hosen und weißem Rock. Nun hätten sie aber plötzlich im Jahr 1805 den Herrn wechseln sollen und einen annehmen mit weißer Hose und blauem Rock. Allein den alten Herrn mit roten Hosen und weißem Rock hätten sie sehr lieb gehabt und nicht von ihm lassen wollen. Drum warfen sie die Büchse auf den Rücken, sagten Weib und Kind Lebewohl und stürzten sich für den alten Herrn todesmütig in die Schlacht. — Es sei im Grunde gleichgültig, fügt Heine bei, wofür man stirbt, wenn es nur für etwas Liebes ist.

Ja, wenn wir ein wirkliches, dem Menschengemüt leicht faßliches Heiligtum zu schützen gehabt hätten, dann wäre auch Leidenschaft, Begeisterung, grimmige Feindschaft entstanden und hätten dem Pflichtgefühl immer wieder auf die Beine geholfen.

So wie die Sache in Wirklichkeit lag, mußte das zu verteidigende Heiligtum und der Grimm auf den Gegner mühselig aus einer Hülle verwirrender Professorenweisheit herausgeschält werden. Jetzt gerade beim wirren Durchkreuzen von allerlei Gedanken und Vermutungen tat eine klare, aufrichtende Idee not. Aber der sieghafte Lichtstrahl, der alle Schatten verjagt hätte, er fehlte durchaus. Das Soldatengemüt blieb leer. Wir hatten immer gedacht, das Meiden des Parademäßigen werde für alle Mängel Ersatz leisten. Nun erkannten wir: das Abstreifen des Parademäßigen habe an sich keine Wirkung, vermöge nichts Fehlendes zu ersetzen.

Diesmal, unter dem Eichenbaum an der Waldblöße von Kist, hatte der Schlaf keine Zeit, das Knurren des Magens und das Philosophieren des Kopfes einzulullen. Schon um Mitternacht ging der Weckruf durch das Bivak von Kist.

Rückmarsch nach Würzburg! — Auch die Spazmacher schwiegen heute. In drei Reihen nebeneinander schob sich der ganze Troß des Korps, Artillerie und Reiterei auf der ein-

zigen StraÙe gegen Würzburg hin, verfuhr und staute sich. Kaum gelang es der Infanterie, unter hundertfachen Stockungen sich durchzuwinden. An den StraÙenrändern saÙen da und dort in ihren weiÙen Waffenröcken noch versprengte Leute vom österreichischen Regiment Wernhard; im Grunde spielten sie eine ganz falsche Rolle hier, denn Osterreich hatte schon Waffenstillstand, und das Heimatland der Wernhardleute, Venetien, war schon an Italien abgetreten.

Seit 4 Uhr in der Frühe dieses 26. Juli hörte man Kanonendonner von Norden her, von der bayerischen Armee, die bei Hettstädt, Hofbrunn und Uttingen im Gefecht stand. Die Sonne war längst aufgegangen, als wir uns allmählich aus dem Walddefilee herauszuwickeln anfangen und das Dorf Höchberg erreichten. Hier und auf der Höhe des Nikolausbergs sollte zur Unterstützung der Bayern Gefechtsstellung bezogen werden. Bis gegen Mittag stand das 8. Regiment auf der Höhe des Bergs, als Befehl eintraf, das linke Mainufer zu räumen.

Wir erreichten die Eisenbahnbrücke von Heidingsfeld, passierten auf dieser den Main und bezogen auf dem rechten Ufer nahe bei Würzburg in dem gastlichen Dorfe Manderöcker enge Quartiere. Die Bayern hatten unterhalb von Würzburg, bei Zell, das rechte Ufer des Mains erreicht. Das linke ward dem Feind überlassen.

Die Dörfer auf der Hochfläche zu beiden Seiten der Tauber, an sich nicht reich, waren förmlich ausgefressen worden. Der reiche Flecken im Maingrund erschien uns wie ein Paradies. Geschäftig brachten die Leute ihren gelben Wein in Kübeln auf die StraÙe, als unsere Leute einrückten; fast allzugut wurden die Quartiergäste traktiert. Hier konnte man sich endlich einmal wieder auskleiden; hier bekamen wir auch Zeitungen zu lesen und erfuhren, daß die Osterreicher seit dem 22. Juli Waffenstillstand hatten, dem ein baldiger Friede

folgen solle. In der That begann eben an diesem 26. Juli, als wir aufatmend in Sandersacker saßen, der Vorfriede von Nikolsburg.

Wenn das Gemüt des Soldaten nach einer Reihe von Rückzugsmärschen, die jedem Auge als mangelhaft angeordnet erscheinen mußten, wieder aufgerichtet und zur vollen Unverzagtheit hergestellt werden soll, so kann das nur geschehen durch frische, von rückwärts herkommende und neuen Mut ausstrahlende Kräfte. Denn freudiger Mut und Unbesorgtheit sind bei der jugendlichen Mannschaft in demselben Grade ansteckend, wie verzagtes Grübeln. Des Aufmunternden war aber nicht viel zu vernehmen. So kam es, daß zahlreiche Waffenstillstandsgerüchte durch die Lust schwirrten, daß man von diesen, von jenen Kontingenten sprach, sie hätten von den Preußen Waffenstillstand bewilligt erhalten. Eine Art von trotzigem Mut wohnte wohl noch in den Gemüthern unserer Leute, aber die lustige Unverzagtheit war aus den Herzen gewichen.

Die Bayern bezogen am Abend des 26. Juli Lager bei Würzburg und Rottendorf. Den meisten württembergischen Truppenteilen war die Höhe vor Gerbrunn, südöstlich von Würzburg, zum Bivak angewiesen worden. Am Morgen des 27. Juli zog auch das 8. Regiment aus seinen Notquartieren ins Bivak vor Gerbrunn.

Gegen die Mittagsstunde an diesem 27. Juli hatten die Preußen den Nikolausberg erstiegen und begannen aus ihren Feldgeschützen die Marienfeste und die Stellung der Oesterreicher, Nassauer und Württemberger, welche auf den Höhen gegenüber Heidingsfeld lagen, zu beschießen. Von sechs Feldbatterien des VIII. Bundesarmeekorps und den schweren Geschützen der Marienfeste wurde das Feuer kräftig erwidert, doch gelang es den preußischen Batterien, ein Magazin auf der Marienfeste in Brand zu schießen. Die Flammen schlugen

aus dem alten Bau und weithin wälzte sich der Rauch. Um 3 Uhr Nachmittags verstummte das Feuer. Der letzte Schuß im deutschen Bürgerkriege war gefallen.

Stärker als jemals traten Gerüchte vom Abschluß eines Waffenstillstands auf. An Schwarzjehern fehlte es nicht: es scheine, Preußen wolle den Bayern Waffenstillstand und Frieden gewähren gegen eine Kriegsentschädigung von vielen Millionen; wider die kleineren Staaten aber werde ein heimtückischer Streich geplant. — Um auf alles gefaßt zu sein, wurden gedeckte Geschützstände für unsere Batterien erbaut; man rekojnizierte die Gegend und sprach von Verschanzungen.

Während die Unsicherheit über unsere Zukunft im Bivak vor Gerbrunn in den Tagen des 27., 28. und 29. Juli immer zunahm, begannen sich schon die Anzeichen zu mehren, welche ein Auseinanderfallen des so kunstvoll zusammengefügten VIII. Bundesarmeekorps ankündigten.

Man erzählte sich, württembergische und bayerische Unterhändler reisen in aller Hast hin und her, und zwar auf der einen Seite nach Nikolsburg ins böhmische Hauptquartier, auf der anderen nach dem benachbarten Eisingen, dem Hauptquartier des Kommandeurs der preußischen Mainarmee, Generals v. Manteuffel. Am unbehaglichsten begann es den Hessen und Nassauern zu werden; ihre Unterhändler seien in Eisingen gar nicht vorgelassen worden. Überhaupt schien es, als ob Manteuffel seine Gegner möglichst lange zappeln, möglichst lauge zwischen Krieg und Frieden hangen lassen wollte. Mit jedem Tage Zauberns rückte auch die preußische Reservearmee, die über Hof gegen Nürnberg sich bewegte, tiefer ins bayerische Gebiet hinein; mit jedem Tag kamen die preußischen Okkupationstruppen auch der nördlichen Grenze von Württemberg näher.

Man hätte glauben sollen, die österreichische Brigade wäre die erste gewesen, die sich vom VIII. Armeekorps trennte,

da Oesterreich ja Frieden geschlossen hatte; sie schied erst am 31. Juli aus dem Verbande und marschierte am 1. August Böhmen zu. Früher schienen die Unterhandlungen Badens zu einem erwünschten Schluß geführt zu haben. Am 29. Juli, als wir noch im Bivak vor Gerbrunn lagen, nahm die badische Division Abschied von den Bundesbrüdern und marschierte nach Hause. — Der ganz eigentümlichen Situation hat sich das Volkslied bemächtigt und läßt das Land Baden so sprechen:

Ich hielt heimlich gleich zu Preußen,
Weil ich ihm vertraute mehr
Als östreichischem Verheihen
Mit dem aufgelognen Heer.
Gehe drum auch ganz gelinde
Aus der Kriegssaffär' hervor;
Während mancher ganz geschwinde
Land und Leute drin verlor.

Und Bayern werden diese Worte in den Mund gelegt:

Ach, wer dacht', daß so geschwinde
Östreich unterliegen würd'!
Doch mit seiner Macht war's Binde,
Hat mich gleichfalls angeführt.
Jetzt muß ich auch Frieden machen,
Zähle dreißig Million' —
Noch zufrieden mit den Sachen,
Daß erhalten bleibt mein Thron.





Heimkehr

Da sprach der schlimme Ganelon
(Er sprach es nur verstoßen):
„Wär' ich mit guter Art davon,
Möcht' auch der Teufel holen!“

Dann sprach Herr Gottfried lobefroh:
„Ich lass' mir's halt gefallen;
Man richtet mir nicht anders an
Als meinen Brüdern allen.“

Uhländ.

Den Württembergern machte man den Vorwurf, daß sie auf echt schwäbische Weise in die Zusammengehörigkeit mit Oesterreich verbohrt wären; mit schwäbischer Starrköpfigkeit hätten sie an der Feindschaft gegen Preußen festgehalten. Und doch war der an der Spitze der Geschäfte stehende Minister, der Herr v. Barmüller, gerade in Beziehung auf die Eigenschaft der Verbohrtheit gar kein echter Schwabe. Er besaß vielmehr in hohem Grad die Kunst, von einem Extrem zum anderen überzuspringen und sich bald heimisch zu fühlen in einer Welt von Ansichten, die er eben noch mit entschiedener Gebärde von sich gewiesen hatte. Er selbst hielt sich für einen Liberalen; sein wahres Glaubensbekenntnis entsprang der festen Überzeugung, daß die ungeheuren Heerscharen Habsburgs, welche die „Augsburger Allgemeine Zeitung“ auf eine Million veranschlagte, den Feind in seinem Herzen, in der preussischen Hauptstadt, vernichten würden, daß Krone und Volk in Preußen beim ersten Stoß auseinanderfallen, daß, nachdem alles eingeebnet, das alte bequeme Leben unter dem alten Bund wieder beginnen werde. Mit unglaublichem Leichtsinne hatte er soeben im Landtag den tapferen Worten

Römers gegenüber durch den Ruf: „Vae victis!“ Preußen dem Untergang geweiht.

Zum Tode betrübt mußten jetzt die eben noch himmelhoch Jauchzenden ihr Lustschloß Stockwerk um Stockwerk abbrechen und begannen schon — respektswidrig und voll meuterischen Geistes — vom „verrotteten“ Oesterreich und vom „verlotterten“ deutschen Bunde zu reden, von der Unfähigkeit, welche die Mittelstaaten gezeigt, als es galt, mobil zu machen. Und nunmehr geschieht das Unglaubliche: der Meister an der Seine, der alte Popanz, ist mit seinen Friedensvorschlägen abgeblitzt und er läßt sich abblitzen. „Borussia schüttelt die lorbeerumlaubte Pickelhaube und spricht ein strammes: Nein!“ All der behauptete Unsinn: Preußen habe sich an den Mann in Paris verkauft, werde ihn lohnen mit deutschem Land, all das verschwindet in ein Nichts; im Gegenteil, halb deutsches Gebiet wird rein deutsches und im Norden wenigstens die Einheit vorbereitet. Die Franzosen fühlen: der in Böhmen von den Preußen erfochtene Sieg ist auch ein Sieg über Frankreich; vor dem Glanze des Namens Sadowa erbleicht aller Waffenruhm, den sich Gallien mühselig gesammelt.

Dazu haben die Preußen jetzt mit Erfolg am Main gekämpft; was tun im Schwabenlande, um mit guter Art davonzukommen? Das Volk bewaffnen! gelte eine Stimme dem Ministerium ins Ohr; der geheimen Kraft Oesterreichs vertrauen! meint eine andere. Auf so viel Fiasco war man natürlich nicht gefaßt gewesen: auf den so raschen Zusammenbruch Oesterreichs und auf die Ohnmacht Frankreichs. —

Am 26. Juli hatte also Oesterreich seinen Präliminarfrieden zu Nikolsburg abgeschlossen, an demselben Tag, an dem die württembergischen Regimenter vom Biwak bei Riß nach dem Nikolausberg bei Würzburg marschierten. Wie man in Württemberg für Oesterreich durch dick und dünn gegangen, so hoffte man auch, Oesterreich werde sich bei seinen

Verhandlungen der jetzt in besonders heikler Lage befindlichen süddeutschen Bundesgenossen annehmen. Bayern namentlich mußte dabei die Erfahrung machen, was es heißt, auch einen besiegten Verbündeten durch wenig energische Kriegsführung in üble Laune versetzen. Oesterreich hatte ja wesentlich darauf gerechnet, daß bayerische Taten am Main die Aufgabe in Böhmen erleichtern.

Schon war die Zeit gekommen, wo, wie es nach gründlich verlorener Schlacht bei schlecht Disziplinierten zu geschehen pflegt, jeder nur an sich dachte, wo jede Zusammengehörigkeit aufhörte. Bayern hatte schon in Nikolsburg für sich verhandelt und vom 2. August Waffenstillstand zugebilligt erhalten. Des von Oesterreich Verleugneten glaubte sich Preußen um so mehr annehmen zu müssen. Aber die anderen Süddeutschen fanden sich plötzlich abgeschüttelt; kein deutscher Bund mehr, kein Halt an Oesterreich, kein Trost bei Frankreich. Was diese Staaten auf dem Wiener Kongreß 1814 angestrebt hatten, den Rang unabhängiger europäischer Mächte, das war ihnen jetzt in einem höchst fatalen Moment ungejocht zugefallen.

Am Abend des 27. Juli erfuhr man die Lage der Dinge in Stuttgart. Barnbüler reiste sofort auf Befehl des Königs nach Wien und Nikolsburg, um hier die Bereitwilligkeit Württembergs auszusprechen, in den Norddeutschen Bund einzutreten. Die ungemaine Schnelligkeit, mit der die Regierung von einem Extrem zum andern übersprang, läßt sich nur dadurch erklären, daß Sympathien wie Antipathien in diesen Wirren bei den Kleinstaaten allermeist doch nur auf der Oberfläche schwammen, daß man bereit war, jederzeit mit dem Großen zu gehen, der Macht genug zeigte, die Schwächeren zu schützen, daß man demnach auch bemüht war, den in gute Laune zu versetzen, der die Schärfe seines Schwertes hatte fühlen lassen:

Flücker, Deutsche Zwierraht.

Sah dero Zahn, wenn ich es sagen darf,
Und dero Zahn ist lang und scharf.

Allein Barnbüler fand keine Gegenliebe und wurde von Bismarck dahin geschickt, wohin die Abgesandten Württembergs vorerst gehörten, ins Hauptquartier des Generals v. Manteuffel nach Eisingen bei Würzburg.

Dorthin war schon der Geheimeratspräsident Freiherr v. Neurath vorangegangen, hatte aber noch ohne Erfolg verhandelt.

Vom 28. Juli schreibt Prinz Alexander in seinem Journal, der preussische Kommandierende habe erklärt, der bayerischen Armee gegenüber faktische Waffenruhe halten zu wollen, bis er neue Instruktionen eingeholt habe. Prinz Alexander fragte noch ausdrücklich im bayerischen Hauptquartier an, ob sich diese faktische Waffenruhe auch auf das VIII. Bundesarmeekorps beziehe? Es ward ihm zur Antwort, man betrachte dies als selbstverständlich; es sei aber im preussischen Hauptquartier vom VIII. Korps überhaupt keine Rede gewesen.

Am 29. Juli ließ Manteuffel den Vorschlag machen: Beide Armeen sollten Kantonierungen beziehen, eine Demarkationslinie vereinbaren und faktische Waffenruhe mit 24stündiger Kündigung abschließen.

Den Württembergern sei die Gegend südlich von Ochsenfurt bei Gnodstadt und Gaukönigshofen angewiesen. Dort können sie kantonieren, bis der Waffenstillstand in gültiger Weise abgeschlossen sei; Würzburg solle in den Besitz der Preußen kommen.

Also Aufbruch aus dem Lager vor Gerbrunn bei Würzburg am Morgen des 30. Juli. Wir Adjutanten ritten voraus zum Quartiermachen. Über Eibelstadt und Sommerhausen ging es am Main entlang nach Ochsenfurt. Eben war die gesprengte Brücke notdürftig repariert und wir kamen aufs

linke Ufer des Mains. Ich befand mich allein auf der Bizinalstraße nach Rittershausen; hinter mir auf einem Wagen meine zehn Quartiermacher.

Dort hebt er sich ja heraus hoch über die wogenden, der vollen Reife entgegengehenden Getreidfelder, der Kirchturm von Rittershausen und da zeigen sich auch schon die ersten Häuser. Zugleich eilen uns Leute entgegen und erzählen hastig: das Dorf sei voll preußischer Kürassiere, riesenhafte Männer von unbarmherzigem, rücksichtslosem Auftreten; im ganzen Dorf lassen sie alles vorhandene Mehl, Brot, Fleisch zusammentragen und beladen ihre Wagen damit und mit allem Hafer, den sie auftreiben können. — Das war eine böse Geschichte; man hatte von faktischer Waffenruhe gesprochen, ein richtiger Waffenstillstand werde folgen; hier in Rittershausen sollen wir uns redlich nähren, eine Demarkationslinie trenne uns von den Preußen. Wie reimte sich das zusammen, daß jetzt preußische Kürassiere außerhalb ihres Rayons da requirierten, wo wir uns nähren sollten?

Faktische Waffenruhe; mit Gewalt war demnach nichts zu machen; in zwei Stunden kam das Bataillon und wollte in die ihm verheißenen Quartiere rücken. Vor allem: die Lebensmittel dürfen nicht weggeführt werden und es ist zu erkunden, wie stark der Feind ist.

Also herunter vom Wagen; auf einem Nebenweg werden wir ins Haus des Bürgermeisters geführt. In seiner Angst kommt er uns schon entgegen: es seien ein preußischer Unteroffizier und vier Kürassiere im Dorf zum Requirieren; ihre Pferde stehen in seinem Stall. Diese Nachrichten gaben ein höchst erwünschtes Gefühl von numerischer Überlegenheit. Einige meiner Unteroffiziere ließ ich bei den feindlichen Kürassierpferden im Stall; die übrigen zogen aus, um den Befehlshaber der Kürassiere zu mir zu bringen; mein Hauptquartier schlug ich im Wirtshaus „Zur Krone“ auf.

Wahrhaftig, da kommt die ganze Schar der Kürassiere auf die „Krone“ zugeschritten, wahre Hünengestalten, der kleinste, immer noch ein großer Mann, als Unteroffizier an ihrer Spitze; meine begleitenden Unteroffiziere verschwinden beinahe vor den stramm einerschreitenden Riesen.

Klirrenden Schrittes tritt der Unteroffizier in die Stube: „Herr Leutnant, ich melde mich auf Requisitionskommando.“ Einstweilen waren auch die Riesen aufmarschirt und blickten gar munter drein, so wie Sieger es tun. Unwillkürlich mußte ich die offene, kavaliermäßige Art dieser Reitersmänner bewundern; ich gab jedem die Hand und setzte dem Unteroffizier auseinander, wie er seinen Rayon überschritten habe, wie keinesfalls Lebensmittel aus diesem Ort entfernt werden dürften, wie ich genötigt sei, ihn und seine Leute bei mir zu behalten, bis der Entscheid komme, ob wirklicher Waffenstillstand sei oder nicht, ob Mittershausen tatsächlich mit seinen Vorräten uns gehöre.

Nun gab es in der Wirtsstube der „Krone“ zu Mittershausen bunte Reihen, so bunt, wie sie hier seit dem Dreißigjährigen Krieg nie wieder gesehen worden waren. Hier ein Riese mit blankem Kürass und weißem Waffenrock und neben ihm die gedrungene Gestalt eines württembergischen Unteroffiziers mit seinem blauen Rock; dazu die blinkenden Reiterhelme mit dem Adler und daneben unsere sübelgeformten Feldmützen.

Bisher hatten wir alle noch keinen preussischen Soldaten in der Nähe gesehen. Als wir bei Tauberbischofsheim den Gang hinabstürmten und zu beiden Seiten der Rektorkapelle in ein stehendes Feuergefecht fielen, konnten wir wohl dann und wann einen preussischen Schützen gewahren; auch geschlossene Abteilungen zeigten sich uns in der Ferne; so zum Greifen nahe wie hier waren uns aber preussische Soldaten noch nie getreten.

Meine Unteroffiziere wußten nicht, was sie mehr bewundern sollten: die Kürasse mit dem Kugeldruck des Probeschusses, die kriegerisch aussehenden Helme, die mächtigen Gestalten mit den offenen, freundlichen Mienen. Und das alles stimmte so gar nicht zu den Zeichnungen, die man unseren Leuten in den uns gelieferten Zeitungsblättern gemacht, wo es hieß, die Preußen seien kleine ausgemergelte Schwächlinge, die ein Schwabe mit seinen „Weinknochen“ nur anzutippen brauche, um sie umzuwerfen. Freilich hatten wir da auch gerade die Größten von den Großen zu Gesicht bekommen.

Als so die Leute unter sich saßen, die Preußen in einer Art freundschaftlicher Gefangenschaft, erzählten sie sich gegenseitig von ihrer Heimat. Wie er denn unter die Westfalen komme, fragte ich den Unteroffizier, der Erfurt als seine Vaterstadt genannt hatte. Die Westfalen kapitulieren selten, erklärte er, sie gehen nach ihrer Dienstzeit gern auf ihre Höfe zurück, so habe er, obwohl ein Thüringer, sich dort als Unteroffizier angemeldet.

Da hier im Wirtshaus „zur Krone“ so wirksamer und lobenswerter Waffenstillstand geschlossen war, so ließ sich leicht das Geschäft der Quartierverteilung vollziehen. Bald erschienen die Truppen, die untergebracht werden sollten. Vom rechtlich gültigen Waffenstillstand sei zwar nichts bekannt, entschied unser General, aber sicher sei, daß Rittershausen mit allen seinen Vorräten uns gehöre. Deshalb müssen die Wagen der requirierenden Kürassiere entleert werden, diese selbst seien durch eine Reiterpatrouille ins preussische Hauptquartier zu begleiten.

In dem gastlichen Rittershausen hatten wir uns bald eingerichtet und wädhnten, hier ruhig den Abschluß des Waffenstillstands, vielleicht des Friedens abwarten zu können. Aber schon am folgenden Tag, am 31. Juli, schien es, als ob in allem Ernst die Feindseligkeiten wieder aufgenommen

werden sollten. Es war ein ungemein schwüler Tag, ein Sommertag von der Art, wo der fallende Regen keine Abkühlung bringt, sondern die drückende Schwere der Luft nur noch vermehrt. Man freute sich auf die kühlere Nacht; schon ging es dem Abend zu. Da sprengt eine Ordonnanz ins Dorf; man öffnet das Befehlsschreiben: Sofortiger Aufbruch, Nachtmarsch, der die ganze württembergische Division im Bivak bei Gollachostheim und Gollhofen vereinigen soll; jedes Angriffs habe man sich zu enthalten, dagegen einem feindlichen Anfall, wenn er erfolgen sollte, mit Entschiedenheit entgegenzutreten.

Das ganze Dorf wird lebendig, Generalmarsch; die Kompanien treten zusammen, Wagen werden beladen und gespannt, man führt unsere Pferde vor. Ich packte noch einiges im Bureau, da stürzt der Bürgermeister in die Stube und bittet mit fliegenden Worten: nur hundert Mann solle man als Besatzung da lassen und das Dorf nicht so ohne weiteres in die Hände der Preußen ausliefern. Ich lachte den Mann aus und suchte ihn zu beruhigen. Händeringend blieb er unter der Türe stehen und beklagte laut des Dorfes Untergang. Kein Wunder; seit dem Einzug der Preußen in Frankfurt und ihrem Festsetzen dort waren die großdeutschen, klerikalen und demokratischen Blätter und Blättchen von Tag zu Tag geschäftiger geworden, die Barbareien der Preußen bis ins kleinste auszumalen, und wie der General Manteuffel als moderner Herzog Alba sich erweise.

Schwarz ist der Teufel,
 Weiß ist der Tod,
 Schwarz-weiß ist preussisch,
 B'hüt uns der lieb' Gott.

Die Nacht begann sich herniederzusenken, als wir zum Dorf hinausjogen, noch lange begleitet von den Männern,

Weibern und Kindern, bis diese endlich stehen blieben, das letzte Abschiedswort riefen und diejenigen, die sie als ihre Retter betrachtet hatten, in der Dunkelheit verschwinden sahen.

Kurz vor Mitternacht war der Bivakplatz bei Gollachostheim erreicht. Vorposten wurden ausgestellt; alles erschien aufs beste vorbereitet, Alarmstellung und Lagerplatz wurden angewiesen. Auch die Stimmung der Mannschaften war jetzt, wo die Gefahr näher zu rücken schien, durchaus unverzagt und musterhaft. Unwillkürlich mußte man denken: was hätte man mit diesen Leuten ausrichten können, wenn man wirklich vor sechs Wochen, da man am 17. Juni von Ludwigsburg nach Frankfurt rückte, auch schlagfertig und beisammen gewesen wäre, um unverzüglich auf den Feind loszugehen, statt vierzehn Tage in Frankfurt auf die Schlagfertigkeit zu warten!

Wie aber die Überraschung am letzten Tage des Juli gekommen ist, erfahren wir aus dem Feldzugsjournal des Prinzen Alexander von Hessen, der immer noch das VIII. Bundesarmeekorps kommandierte, welches freilich nach dem Abmarsch der Badener und Oesterreicher nur noch aus Württembergern, Hessen und Nassauern bestand. Am 31. Juli in der Frühe, berichtet der Prinz, habe er die Mitteilung erhalten, daß General v. Manteuffel der bayerischen Armee auf den 1. August Morgens 6 Uhr die Waffenruhe gekündigt habe; „gegenüber dem VIII. Armeekorps habe er keine Verpflichtung zur Kündigung der Waffenruhe!“ — „Also“, fährt der Prinz fort, „war das VIII. Armeekorps in den Augen der Preußen für vogelfrei erklärt und meine Truppen konnten zu jeder Stunde in ihren Quartieren überfallen werden.“

Durch Überlassung von Würzburg erhielten übrigens die Bayern sofort weiteren Waffenstillstand zugebilligt und es wurde verabredet, daß bayerische Reiterei durch Ausstellen von Posten einen Vorhang ziehen solle, um die Preußen auf der einen Seite, die Württemberger und Hessen auf der anderen

zu trennen. Hinter diesen Vorhang hatten wir uns durch unseren Nachmarsch von Rittershausen aus retten müssen. So kamen wir um die Mitternachtstunde zwischen dem 31. Juli und 1. August ins Bivak von Gollachostheim, das zugleich das letzte Bivak dieses Feldzuges für uns sein sollte.

Einstweilen war der Minister v. Barmbüler von Nikolsburg her im preussischen Hauptquartier in Eisingen angekommen; ihm hatte sich der Divisionskommandeur General v. Hardegg angeschlossen. Beiden gelang es am 1. August einen Waffenstillstand abzuschließen, der am 2. August beginnen sollte. Demnach mußte der nordöstliche Teil des Landes — durch Neckarlauf, Kocherlauf bis Hall, Landstraße Hall, Crailsheim, Feuchtwangen abgegrenzt — als Okkupationsgebiet den Preußen überlassen werden.

So ist die menschliche Natur; jetzt war wirklicher Waffenstillstand; aber nun er da war, wollten es die Leute nicht glauben und schüttelten die Köpfe. Sie waren in der Tat zu oft getäuscht und an der Nase herumgeführt worden zwischen Krieg und Frieden und dem Halbbruder des letzteren, dem Waffenstillstand. Auf einen Augenblick hielten sie es nun, wie in zweifelhaften Fällen der schwäbische Bauer zu tun pflegt: sie trauten keinem von beiden Teilen vollständig.

Am 1. August, noch bevor der Tag anbrach, wurde das Feld von Gollachostheim verlassen und das Quartier Ohrenbach erreicht. Hier fiel denn auch der letzte Schuß, das heißt, die bis dahin immer noch geladenen Gewehre wurden kompanieweise in irgend einen Felddrain abgefeuert; nur so konnte ja beim Borderlader eine rasche Entladung bewerkstelligt werden.

Am 5. August zogen wir in Rothenburg ob der Tauber ein. Wohl erinnerte ich mich, als kleiner Bursche hier gewesen zu sein, als der Vater im benachbarten Münster

bei Ereglingen Pfarrer war. So konnte ich einigermaßen den Führer machen und den Kameraden alle die Herrlichkeiten der alten Stadt, Tore, Kirche und Rathhaus zeigen. Gern wäre ich rasch nach Münster hinübergewandert; dort unter dem Steilhang, auf dem in wunderbarer Weise sich die Stadt Rothenburg aufbaut, fließt die Tauber, nach zwei Stunden hat sie Ereglingen erreicht und von hier führt das mir wohlbekannte Sträßchen an der Herrgottskirche vorüber durchs Wiesental nach Münster. Vor neunzehn Jahren waren wir von Münster nach Hohenacker gezogen. Aber noch hatten wir viele Freunde in Münster. Namentlich der „Bugläerner“ (das heißt der Leonhard Köhler, der auf dem „Bug“, auf dem Berg, wohnte) stand mit dem Vater noch zuweilen in Korrespondenz, wobei er jedes Schreiben mit den Worten anhub: „Ich bin so frei, Sie wieder mit einem Brief zu beehren.“ Wie gesagt, gern hätte ich die alten Freunde besucht, aber die Zeit reichte nicht.

In denselben Tagen aber, in denen wir auf bayerischem Boden längs der württembergischen Grenze südwärts marschierten, rückten die Preußen in das ihnen überlassene württembergische Gebiet ein: in Mergentheim, Ereglingen, Gerabronn, Crailsheim und anderen Orten. Eigentlich schwäbisches, altwürttembergisches Gebiet war es ja nicht, das jetzt die preussischen Regimenter aufnehmen mußte. Erst in der napoleonischen Zeit zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts waren diese Gebiete: Hohenlohe, deutscher Orden, Reichsstädte, Stücke der preussischen Markgrafschaft Ansbach, zu Württemberg gekommen. Insbesondere die Ämter Ereglingen, Gerabronn, Crailsheim waren bis zum Frieden von Tilsit 1807 preussisch gewesen. Noch erinnere ich mich aus meinen Kinderjahren, daß bejahrte Leute in Münster und Umgebung, der alten Zeiten sich erinnernd, sagten: „wie wir preussisch gewese sinn“.

Nur wenige von den preussischen Kriegsmännern, die jetzt als Sieger einzogen, mochten sich bewußt sein, daß fast genau sechzig Jahre vorher, nach der Schlacht bei Jena, die alten Preußen aus diesen selben Gebieten abgezogen waren, sie dem siegreichen Franzosenkaiser und den Rheinbundfürsten überlassend.

Da hatte nun mit wunderbarer Lebenskraft das junge Preußen sein Haupt erhoben und alles gut gemacht: alte Versäumnisse, Sünde und Selbsttäuschung; Jena war endgültig ausgeglichen samt der Benachteiligung durch den Wiener Kongreß; die Bevormundung durch Osterreich und die Schmach des Gangs nach Ulmütz war gesühnt; das „Nein“ beim Anbieten der Kaiserkrone samt dem Parlament im Frühling 1849 sollte bald — das war jetzt schon fühlbar — durch ein deutliches „Ja“ ersetzt werden. Das, was man für alternd gehalten, das Preußenvolk, es hatte sich plötzlich als das jugendlichste von allen Völkern gezeigt, voll Elastizität, Energie, Naturkraft und lachte des Versuchs, es wieder mit den alten Popanzen schrecken zu wollen.

Um den württembergischen Boden zu erreichen, mußten wir natürlich die den Preußen überlassene Ecke bei Crailsheim südlich umgehen. Am 7. August hatten wir Dinkelsbühl erreicht. Zu derselben Zeit legte Prinz Alexander von Hessen das Kommando des VIII. Armeekorps nieder. Am Schluß seines Feldzugsjournals bemerkt er: Nur mit bescheidener Hoffnung habe er sein Kommando angetreten, aber es sei das in der Voraussetzung geschehen, daß die bundestreuen Staaten auch bereit wären, die nötigen Opfer zu bringen. Die Aufstellung und Rüstung sei jedoch eine äußerst notdürftige gewesen. „Dazu sechs Kriegsherrn und fast ebensoviele Reglements, Signale, Artilleriesysteme und — politische Ziele! — Die Truppen und ihre Führer sollten erst angesichts eines einheitlich organisierten, vortrefflich geführten und

•

vorbereiteten Gegners den Krieg erlernen und Soldaten werden.“

Wir in den unteren Chargen hatten zu wenig von dem Anführer gesehen, um ein Urtheil fällen zu können. Er befand sich zweifellos in einer höchst schwierigen Lage, in einer solchen, von welcher der Leutnant im Manövergelände zu jagen pflegt: „Wir mögen tun, was wir wollen, es wird uns gereuen!“ — Schließlich wurden alle Maßnahmen, die der Mann traf, verurtheilt, er selbst der Unfähigkeit, ja des Verraths beschuldigt. Was sagt doch Tacitus, der seine Beobachter der Menschenseele? „Das ist am Kriegsführen eine ganz fatale Seite: Das Gelingen machen alle zu ihrem Werk, das Unglück aber rechnet man dem einen zu.“

Während der Rheinbundzeit hatten sich die Kontingente, welche Württemberg für Napoleon I. stellte, nicht selten auf der Straße Ellwangen-Dinkelsbühl in Bewegung gesetzt, um nach Sachsen oder gegen die russische Grenze zu ziehen. Auf demselben Weg überschritten wir am 8. August die Grenze Württembergs und legten uns nach Ellwangen ins Quartier. Jetzt begannen die Umgebungen wieder einen höchst vertrauten Charakter anzunehmen; man konnte wieder Verwandte und Bekannte begrüßen, Onkel und Tanten zeigten sich. Es ging das Remstal hinab, wir näherten uns Stuttgart; am 14. August war das Bataillon in Gablenberg eingetroffen.

Der richtige Schwabe fühlte sich den Kulturfreunden der Zivilisation natürlich erst dann zurückgegeben, als er wieder durch die Straßen von Stuttgart lustwandeln konnte. In diesen Tagen hatten auch der Minister v. Barnbüler und der Kriegsminister v. Hardegg, der unser Divisionskommandeur gewesen, den Weg nach Berlin gefunden, um wegen des Friedens zu unterhandeln. Durch das außerordentlich weite Entgegenkommen Württembergs war ein solcher schon am 13. August geschlossen; die anderen süddeutschen Staaten

folgten mit ihren Friedensschlüssen dem Beispiel Württembergs nach.

Am 16. August marschirten die Regimenter der Stuttgarter und Ludwigsburger Garnison auf dem Schloßplatz an Seiner Majestät dem König vorüber. In Kornthal und den benachbarten Dörfern wurden leztmals Quartiere bezogen, um hier die Zurückführung auf den Friedensstand durchzumachen.

Der Soldat säumt ab, der Bauer spannt ein;
Eh' man's denkt, wird's wieder das Alte sein.

Die Mannschaften wurden entlassen, Wagen und Zeug ins Arsenal zurückgegeben, die Pferde verkauft. Die fünften Kompanien der Bataillone verschwanden und da es jetzt wieder Oberleutnants genug gab, wurden die jüngeren Würdenträger dieser Klasse, darunter auch ich, auf Leutnantsgehalt gesetzt.

Mit dünn gewordenen Reihen zogen wir Ende August in Ludwigsburg ein. Alles fand sich wieder im alten Geleise und in den alten Räumen. Die sorglich geschlossenen Fensterläden wurden geöffnet, das Licht strömte wieder herein; alle gewohnten Geräte und Bücher konnte man wieder begrüßen; ja sogar der Goldfisch, den ich samt Schnecken und anderen Lebewesen in einem Aquarium hielt, er lebte noch. Nur etwas mehr als zwei Monate waren vergangen seit dem Tage, an dem wir mit den Erwartungen von Eroberern auf den Bahnhof zogen, um den Frankfurtern zu Hilfe zu eilen. Und doch hatte man die Empfindung, als ob Jahre sich hineingedrängt hätten zwischen jene Abfahrt und diese Ankunft.

Vor allem drängte es mich nach dem elterlichen Pfarrhause hin. Von der warmen Scholle im benachbarten Hohenacker war es ja schon vor einem halben Jahre losgerissen und nach Steinheim versetzt worden; die Heimatgefühle aber wandern mit, wohin auch das Elternhaus verlegt wird.

So konnte ich bald nach Hause schreiben: „Urlaub auf zehn Tage“. Wie ich schon einmal gethan, stieg ich in Königsbrunn aus und nun ging es mit gesteigertem Schritt und erwartungsvollen Herzens zur Höhe hinan und durch die Buchenwälder der Heimat zu. Fast auf den Tag war eben ein Vierteljahr verflossen, seit ich hier Abschied genommen, um ins Feld zu ziehen. Da vorne zeigt sie sich auch schon die besonders große, von weitem in die Augen fallende Buche, unter der wir Abschied genommen, der Vater und ich. Und als ich näher kam, da regte es sich hinter dem deckenden Schaft des Buchenstammes und hervor stürzte der Vater, um mich in die Arme zu schließen. Hinter der Buche verborgen hatte er auf mich gelauert.

Das war der rechte Triumphzug, durchs Dorf hinauf zum Pfarrhaus. Nicht genug konnten wir bekommen im Erzählen der beiderseitigen Erlebnisse: wie sie geharrt und gewartet, wie die Feldpost so unzuverlässig gewesen; wie die Zeitungen gelogen, als ob wir ohne Widerstand in Berlin hätten einziehen können. Und ich darauf: Wie die Pulse schlagen, wenn es ins Gefecht geht; wie der und jener sich gut gehalten, vorausstürmend, ermunternden Wortes, wie die ersten Kämpfer stürzten, stumm niederfielen oder winselnd lagen, wie die Granate dicht neben mir in den dürren Akerboden gefahren und Staub aufwirbelnd verschwunden, wie ich am Schluß des Gefechts dem Feldjäger meinen Zettel übergeben, den der Vater kurz darauf dem Landpostboten abgenommen.

Den nächsten Tag und Abend ging ich daran, Land und Volk zu schildern, wie ich sie auf dem langen Zuge getroffen. Die lärmenden Straßen von Frankfurt, den Main mit seinen Schiffen, die Gartennatur der Umgebung, das Thal der Nidda und die Wetterau, die freundlichen Pfarrhäuser dort, Thürme und Tore der Städte; wie der Taunus mit langem Rücken sich dehnt, wie von der Höhe des Vogelsbergs über weite

Gebiete weg, über Täler und Hügelgelände der Blick getragen wird bis zu den blauen Einien, die den Thüringer Wald umsäumen.

Gierigen Ohres lauschten Vater und Mutter und sogten alles ein, was ich Fremdes und Fernliegendes vorbrachte. Ein jeder hat ja sein eigenes Ellenmaß für die Abschätzung von nah und fern. Staunend sahen die Eltern jetzt, wie ich mit anderem Maße die Weiten und Fernen zu messen begann, obwohl ich bisher, wie sie selbst, mit Wanderlust und Reisetraumerei in die engsten Grenzen gefesselt war. Jetzt erst schienen die Eltern sich des Gefangenseins in der eigenen Enge bewußt zu werden.

Angstlichen Herzens pflegten sie den kleinen Schatz von Wohlhabenheit, den sie besaßen, zum besten der Kinder zu hüten. Jetzt, bei meinen Erzählungen vom schönen fernen Land, trieb sie das Gefühl der Heimatenge hinaus ins Weite. Sie begannen sich bedrückt und eingeklemmt zu fühlen, sie lechzten danach, nur einmal auch einen Blick hinaus tun zu dürfen, wo Land und Wasser, Berg und Tal andere Formen annehmen und mächtiger zu den Sinnen sprechen.

So wirksam seither Entfagung und Selbstbescheidung gewesen, so gewaltig machte sich jetzt die Sehnsucht in die Ferne geltend. Aber das Ziel? Wohin sollte denn die Reise gehen, um mit gierigen Zügen recht viel Neues, Fernes, Fremdes in sich aufzunehmen? Der Nigi war es damals, der für das am heißesten ersehnte Reiseziel galt. Also auf den Nigi! Man schmiedete Pläne und da ergab es sich, daß von Ulm aus die Sache mit den eben neu auf gekommenen Rundreisebillets sich ganz bequem machen ließ.

Schließlich aber blieb nur die Mutter dem Reiseplan treu. Obwohl dieser Blick ins Weite nur ein ganz hastiger, nur ein paar Tage dauernder sein sollte, erklärte der Vater doch, er möchte, da er erst ein halbes Jahr auf diesem Pfarr-

amt sich befand, nicht einen Tag drangeben. In der That gab es Geschäfte genug in der mehr als 2500 Seelen zählenden Gemeinde, auch abgesehen davon, fügte der Vater lachend bei, daß nicht wenige der Einwohner von ihren Nachbarn als „fromm, aber haß“ (böös) bezeichnet worden waren.

So zogen wir beide, die Mutter und ich, hinaus über den Bodensee zum Rheinfall; bald standen wir, mit dem kleinen Dampfer von Zug kommend, am Fuße des Rigi. — Wieviel Quälerei und Menschenunwürdigkeit hat seitdem die Bergbahn weggenommen! Damals warteten starke Männer am Wege und luden zum Besteigen der bequemen Tragstühle ein, die ihnen auf den Rücken geschnallt waren. Fette Weiber und leichtfüßige junge Damen ließen sich schleppen. Es juckte einen förmlich, sie herunterzujagen. Ich dachte daran, wie im abgelaufenen Feldzug unjere Soldaten, an den Anblick von Hundefuhrwerk überhaupt nicht gewöhnt, in der Nähe von Frankfurt einen jungen Schlingel von seinem Wägelchen herabtrieben, auf dem er faulenzend gelegen, indessen sein Hund lang sich streckte und keuchend zur Erde sich niederwarf, um mit seiner schwachen Kraft den erbarmungslosen Tyrannen vorwärts zu schleppen.

Die Lust der herrlichen Schau zu mehrern, gingen wir zu Fuß, am Regendachli vorüber, dann und wann aus den klaren Wasserrieseln einen Trunk schöpfend, hinauf zum Klösterli. Der klare Herbsttag neigte sich dem Abend zu; die Mutter fühlte sich etwas ermüdet und setzte sich in dem einfachen Gasthaus zu den Wallfahrern, die eben zum Besuch der „heiligen Maria zum Schnee“ angekommen waren. Mich litt es nicht da unten. Ich stürmte noch rasch hinauf zum Kulm und konnte anderen Tages in der ersten Morgenfrühe für die Mutter als Führer dienen. Lange Zeit haben wir im Erzählen und gegenseitigen Erinnern von dem gezehrt, was wir dort oben geschaut. —

Nach allen diesen Begrüßungen und Erlebnissen zu Hause, und nachdem die gewesenen Feldsoldaten wieder in ihre Schachtel gelegt worden waren, die einen als nach Hause entlassen, die anderen in ihre zweischläfrigen Betten in der Kaserne, nach allen diesen Vorgängen begann man wieder, das alte Garn auf- und abzuwickeln wie vordem. Doch gab es dabei der neuen Eindrücke nicht wenige.

Während die Kolonnen um den Vogelsberg und durchs Tauber- und Maintal in buntem Gewimmel ihre Marschlinien zogen, war es auch in der Heimat ungemein lebhaft zugegangen.

Im ganzen Land Württemberg marschierten in den Lagern der Großdeutschen und der Volkspartei die Schwadronen der „Jugenddragoner“ auf, um die Heimat mit schützendem Zaun zu umgeben und vor Verpreußung zu schützen. Das Maschinenwesen der öffentlichen Meinungsfabrik war durch die Fürsorge der Regierung vor dem Kriege und während desselben trefflich eingeebnet gewesen; jetzt wurde ein verstärkter Betrieb ins Leben gerufen, dessen Zweck es war, die Wankenden bei der Fahne zu halten und der ganzen Welt zu zeigen, daß der Ausgang des Krieges nichts wesentliches in den Ansichten der Männer Schwabens geändert habe, daß es hier niemand einfalle, sich vor den Triumphwagen der Gewalt zu spannen.

Ohne Zweifel lag bei Vielen eine gewisse ehrliche Überzeugung von der Trefflichkeit des mit dem Untergang Bedrohten zu Grund. Unter dem Deckmantel eines die Stammeseigentümlichkeit schützenden Partikularismus aber trieben zugleich politische Gaukler und Taschenspieler aus der Schule des Rheinbunds und des Feudalismus ihre Ränke.

Die Ehrlichen unter diesen Arbeitern in der öffentlichen Meinungsfabrik glichen in gewissem Sinn dem beklagenswerten König von Hannover, der eben gefangen genommen

worden war. Der König war bekanntlich vollständig blind, schrieb sich aber eine übernatürliche Kraft und Feinheit zu, welche das Sehvermögen mehr als ersetzen sollte. So kam der arme Mann zu der festen Überzeugung, daß er sich nicht in einer schlimmen und bedürftigen, sondern vielmehr in einer bevorzugten Lage befinde gegenüber allen anderen Kreaturen. Mit größter Strenge hielt er darauf, daß seine ganze Umgebung ihn als vollkommen sehkräftig betrachte und behandle.

Einst, kurz vor der Katastrophe des Jahres 1866, ging der König, wie gewohnt, von der Stadt Norden aus ins Seebad Norderney. Die Empfangsanstalten waren in Norden ärmlich und die neugierige Menge gar nicht zahlreich. Dennoch war der König sehr befriedigt und bestieg eben das Fährschiff, das ihn nach Norderney hinübertragen sollte. Da eilte etwas verspätet der Erblandmarschall Graf Münster dem königlichen Zuge auf das Schiff nach und hatte zu seinem Ärger die dürftigen Empfangsanstalten in Norden gesehen. Dennoch mußte er jetzt auf dem Schiffe hören, wie der König die Stadt Norden als eine „Perle des Reiches“ pries, den Glanz der Ehrenpforten lobte und den Jubel des dichtgedrängten Volkes. In der Frechheit ihrer Augendienerei bestärkten die umstehenden Höflinge den unglücklichen König in seinem Glauben. Da ließ sich Graf Münster, der große Edelmann, durch die Widerlichkeit des Schauspiels zu der Bemerkung hinreißen, der König sei falsch berichtet, die Anstalten in Norden seien kläglich gewesen. „Graf Münster“, war die zornige Erwiderung des Königs, „ich habe Sie bisher für einen verständigen Menschen gehalten, aber jetzt merke ich wohl, Sie können nicht sehen, Sie sind blind!“

Die einen sind den Vorgängen in der Außenwelt gegenüber blind; die anderen, die Sehenden, werden für blind erklärt. Für eine Wohlthat wird es gehalten, die Dinge nicht

so zu sehen, wie sie in Wirklichkeit sind, sondern wie die Idee sie zurecht macht.

Schwer tat unter diesen Umständen die eben erst entstandene, von den Gegnern als „Erfolganbeterin“ verschriene Deutsche Partei unter der Führung von Hölder, Reyscher und Römer. Die Abtrünnigen von allen Seiten nehme sie in ihre Reihen auf, warf man ihr vor.

Zu diesen verworrenen Klängen aus den Parteien heraus kamen noch die Erzählungen von all dem, was im Lande selbst geschehen war während des zweimonatlichen Feldzuges. Obenan stand hier der kleine Privatfeldzug nach Hohenzollern. Theils in Ausführung eines Bundestagsbeschlusses, theils getrieben von eigener Eroberungslust, marschierten am 25. Juni württembergische Truppen in den hohenzollernischen Fürstentümern ein und besetzten das Land. Es war ein Bataillon, das von einem württembergischen Zivilkommissär, dem Grafen Leutrum, und einigen weiteren Beamten begleitet war.

Der Wunsch nach Einverleibung der Hohenzollernlande war keine neue Erscheinung in Württemberg. Stets empfand man es unbequem, daß der schmale Gebietsstreif die württembergischen Bezirke durchschnitt. Mit besonderer Eifer verlangte König Friedrich nach dem Besitz, oder doch nach der Oberherrschaft über das Land. Schon 1798 rückte er mit dahin zielenden Entwürfen heraus und im Jahr 1807 wurde von ihm über „hohenzollerische Anmaßungen“ geklagt. Diese bestanden wohl nur in dem Wunsche, als eigenes Ländchen fortexistieren zu dürfen, ohne verschlungen zu werden. Auf dem Kongreß in Wien glaubte er seiner Sache wegen Übertragung der Oberherrschaft über beide Fürstentümer ziemlich sicher zu sein. Es scheint aber, die Fürsten von Hohenzollern hatten stets einflußreiche Fürsprecher. Aus dem Jahr 1807 wird erzählt, daß der Erbprinz von Hohenzollern-Hechingen als sehr beliebte Persönlichkeit im Hauptquartier des Königs

Jérôme in Schlesien galt. Und in den Jahren 1813 und 1814 taten sich Prinzen von Hohenzollern als österreichische Heerführer hervor.

So segelten die beiden Fürstentümer an der oberen Donau durch Klippen und Brandung in die Lebensversicherung des Deutschen Bundes hinein. Eine Annäherung zwischen Württemberg und Hohenzollern vollzog sich erst 1824 durch Abschluß eines Zollvereins im kleinsten Maßstab, des Vorläufers vom großen deutschen Zollverein. So stellten sich die beiden kleinen Hohenzollern ganz gut mit dem großen, ehemals so beehrlichen Nachbar.

Zu Ende des Jahres 1849 kam der Umschwung: die beiden Fürsten, Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen, legten die Regierung zu Gunsten Preußens nieder, sehr zum Ärger der Nachbarn. — Die Sache war viel schlimmer als vorher. Jetzt war der Keil, spitz hineingetrieben in württembergisches Gebiet, nicht mehr in den Händen willensloser Kleinfürsten; ein preußischer Keil ging aus dem Wandel hervor.

Seit einem halben Jahrhundert war man drauf und dran, die kleinen Fürstentümer aufzusaugen, und man fand es in Württemberg ganz in der Ordnung, daß der Schwache sich gratulieren dürfe, die Beute des Starken zu werden. Jetzt war mit einem Schlag alle Hoffnung weggenommen. — „Soll ich mich nicht ärgern, daß die Preußen auf meinen Hohenzollern hinsetzen?“ ließ sich König Wilhelm I. von Württemberg vernehmen, und diese Stimmung führte ihn wohl auch am 11. Oktober 1850 mit dem König von Bayern nach Bregenz, um den Waffenbund mit dem Kaiser von Österreich zu schließen.

Gut, das Versäumte konnte jetzt hereingeholt werden. Am Abend des 26. Juni 1866 waren die Hauptplätze Hohenzollerns nach einem militärischen Spaziergang von den Württembergern

befetzt. Der Zivilkommissär, Graf Leutrum, versuchte, im Namen des deutschen Bundes, die Länder zu verwalten und die Beamten in Eid und Pflicht zu nehmen, auch sie zur Ablieferung der Kassen zu bewegen.

Nach der in Württemberg landläufigen Vorstellung hätten die Bewohner Hohenzollerns die Befreier mit offenen Armen empfangen sollen. Denn auch in der Kammer in Stuttgart war gesagt worden: schon wegen der Militärpflicht würden die Leute in Hohenzollern je eher je lieber württembergisch werden. Allgemein war man des Glaubens, es sei dankenswerthe Aufgabe, die Hohenzollern von der Bürde der allgemeinen Wehrpflicht zu befreien, die in ihrer Noth verlan- ge, daß auch die Reichen ihren Militärdienst persönlich ableisten. Das mag ja auch für manchen wohlhabenden Vater, der seinen Sohn gern losgekauft hätte, zutreffen.

Die preußischen Beamten aber, vom höchsten bis zum niedersten, weigerten sich, Gehorsam zu leisten, und so war der Kommissär, Graf Leutrum, genötigt, sie aus dem Lande zu weisen. Obgleich die württembergischen Truppen, drei Kompanien mit 535 Mann und 12 Reiter, sowie die Regierungskommissäre durch ihr Benehmen kein Argerniß gaben, so war doch der Verkehr zwischen ihnen und den Einwohnern kein durchaus vertrauter.

Inzwischen waren die Würfel gefallen und die Preußen baten sich aus, daß der im Namen des längst verstorbenen deutschen Bundes geführten Wirtschaft auf preußischem Boden sofort ein Ende gemacht werde. Kleinlaut zog die Okkupationsarmee ab; allerlei Schnurren erzählt man noch heutzutage, wie sich die Abmarschierenden mit den schwäbischen Preußen auseinandergesetzt. — Württembergische Soldaten kamen, so berichtet man, kurz nach der Besetzung der Burg Hohenzollern von dieser herab nach Hechingen und grüßten einen ehrfamen Bürger dieser Stadt, der gerade vor seinem

Hause Holz sagte, mit den Worten: „Grüß Gott, Landsma!“ mit welchem Gruß sie andeuten wollten, daß Hechingen jetzt württembergisch sei und bleibe. Ohne sich bei seinem Holzsägen stören zu lassen, gab der seit 1850 annektierte Preusse und Hechingen zur Antwort: „Ihr werdet au wolle preußisch werde?“ und stellte damit sehr fein die Strafe in Aussicht, welche die Württemberger dafür erwartete, daß sie so ohne weiteres preußisches Gebiet in Besitz genommen. —

Auch von der Bundesfestung Ulm wußte man allerlei Neues und Drolliges zu erzählen. Sie war in Kriegszustand erklärt und der Graf Wilhelm von Württemberg zum Gouverneur ernannt worden. Oesterreicher, Bayern und Württemberger machten an sich schon eine bunte Besatzung aus. Aber die Gesellschaft sollte noch viel buntschickiger werden. Am 5. Juli kamen zwei Kompanien Jäger aus Schaumburg-Lippe an; ihnen folgten zwei Bataillone Weimaraner; etwas später scheinen sich die Kriegsmänner von Meiningen und Reuß eingestellt zu haben.

Nicht in demselben Maß, wie an Zahl, gewann bei diesem Zugang die Festung an Widerstandsfähigkeit.

Es wird erzählt, in irgend einer Schlacht des Dreißigjährigen Kriegs habe es der Artillerie der Schweden an Kugeln gefehlt, Pulver sei genügend vorhanden gewesen. Ohne viele Worte darüber zu verlieren, habe an diesem Gefechtstag die Artillerie blind geschossen. Da aber die Infanterie und die Reiterei ihre Schuldigkeit getan, so habe der Ausfall in der Artilleriewirkung nichts auf sich gehabt. — Ähnlich wie diesen alten Kanonieren ging es dem Fußvolk der kleinsten Kontingente von heutzutage; — diese Kriegsmänner waren ohne Kugeln in den Krieg gezogen, was gewiß sonst niemals vorgekommen ist.

Thüringische nämlich und anliegende kleine Staaten hatten, wie auch Kurhessen, in letzter Zeit die Bewaffnung mit Zünd-

nadelgewehren eingeführt; Preußen lieferte Waffen und Munition. Als nun aber die Kleinen gegen Preußen mobil machten, wurde ihnen die kunst- und geheimnisvoll herzustellende Munition ver sagt. Da standen also die Burschen mit leeren Patrontaschen und nicht benützbarem Hinterlader, der sich in diesem Zustand natürlich von einem gewöhnlichen Prügel nicht im geringsten unterschied. In allen möglichen Winkeln und Festungen suchte man diese wunderliche Soldateska zu verstecken, die sich außer durch ihre Patronenlosigkeit meist noch durch ausgesprochene Hinneigung zu Preußen auszeichnete. Der Kontingentskommandeure gab es so in Ulm genug, fast allzu viele. Um ihre Zahl zu mindern, versiel man auf den Ausweg, sie für Kriegsdauer behufs einer Schweizerreise zu beurlauben, wie es dem Oberhaupt der Schaumburg-Visper geschah. Die Mannschaften aber taten Garnisondienst und arbeiteten an den Schanzen.

In Ulm fanden auch die Kurhessische Kriegskasse und die Hessen-Darmstädtische Staatshauptkasse nebst zahllosen Lokomotiven und Waggons eine Zuflucht. Die militärischen Begleiter solcher Schätze vermehrten noch das Bunte dieser Farbensachtel. Um sie zu komplettieren, fehlten eigentlich nur die Preußen. Und sie kamen. Am 16. Juli rückten 17 preussische Landwehrmänner als wirkliche und wahrhaftige Gefangene an; sie waren rar auf unserer Seite. Und die Ulmer wußten die seltenen Vögel zu schätzen. Ähnlich wie ich mich mit meinen Kürassieren im Wirtshaus in Rittershausen zusammengesetzt hatte, so machten es auch die Ulmer; nur großartiger. Die altberühmte Bürgergesellschaft „Hundskomödie“ lud die preussischen Brüder in ihr Sommerlokal in der Friedrichsau ein zu festlichem Abschied. Und die Landwehrmänner haben gewiß, als sie am 3. September in ihre Heimat an der Mosel abgingen, die freundlichsten Eindrücke mitgenommen.

Kurz nachdem diese Preußen abgegangen, kamen von Günzburg her die Nassauer, um mit der Bahn nach der Heimat zu fahren, die in der Zwischenzeit ein Teil der neuen preussischen Provinz Hessen-Nassau geworden war. Das Kriegsvolk, durch den rauhen Besen in diese, in jene Ecke geworfen, begann sich zu verlaufen. Auch die preussischen Okkupationstruppen im nordöstlichen Teil Württembergs rüsteten zum Abmarsch. Und merkwürdig, der Abschied war vielfach ein recht herzlicher. Wohin man auch horchen mochte, überall erhielten die ungebetenen Gäste das Zeugnis musterhafter Haltung, überall wußten sie sich mit den Einwohnern auf guten Fuß zu stellen. „Unsere Hohenloher Bauern ist es aufgefallen,“ wird berichtet, „daß die preussischen Reiterpatrouillen jeden Fußweg hinter der Mühle, jede Furt an der Jagst und am Kocher kannten.“ Da hatte man Überfluß an Karten; wir waren ohne Karten ausgezogen und unsere Unteroffiziere und Patrouillenföhrer konnten sie, damals wenigstens, auch nicht lesen.

Im Friedensschluß vom 13. August war festgesetzt worden, daß die Preußen abziehen haben, sobald die Kriegskontribution von acht Millionen Gulden entrichtet sein werde. Man beilte sich möglichst, und am 30. August erfolgte die Räumung des besetzten Landstrichs auf dem rechten Kocherufer und nördlich der Straße Hall—Crailsheim—Feuchtswangen.

Um dieselbe Zeit kamen auch unsere Gefangenen aus den preussischen Festungen zurück; die Spitäler begannen sich zu entleeren; über die meisten, die seither als „vermißt“ geführt wurden, wußte man nun Auskunft zu geben. Dabei stellte sich heraus, daß die württembergische Felddivision an Toten, Verwundeten und Vermißten vor dem Feind verloren hatte: 27 Offiziere, 630 Unteroffiziere und Soldaten; in allem: 657 Mann.

Von seiten des Sanitätsvereins und der Hilfsvereine

hatte es nach dem Gefecht von Tauberbischofsheim nicht wenig zu klagen gegeben. Es handelte sich darum, den Verwundeten ihr Pos zu erleichtern, sie in lustige Lokale unterzubringen, Matratzen und Decken dahin zu transportieren. Alles lag bereit; aber noch mußte die Mitwirkung des stellvertretenden Kriegsministeriums in Stuttgart in Anspruch genommen werden. Und das menschenfreundliche Unternehmen kam in Gefahr, an dieser Klippe zu scheitern. Denn der Formalismus im Bunde mit dem Kommissgeist stellte sich voll Wichtigtuerei zwischen diejenigen, welche Hilfe bringen wollten, und die anderen, denen sie zgedacht war; aus alten Scharfeken wurde nachgewiesen, daß Verwundete im Feld keinen Anspruch auf Matratzen haben, sondern sich mit Strohlager begnügen müssen. Aber, hielt man entgegen, dem Lande liegt mehr an dem Wohlbefinden seiner Söhne als an dem Wert einiger Matratzen. —

Auf keinem Gebiet hat der Ausgang des Kriegs einen größeren Umschwung hervorgebracht als in dem Gedankenkreise, der mit dem Zündnadelgewehr in Verbindung stand. Der Staatsanzeiger für Württemberg, der zuvor niemals etwas Preussisches anerkannt hatte, faßte acht Tage nach der Schlacht von Königgrätz seine Eindrücke so zusammen: „Vor einer Woche noch war Benedek der Löwe des Tages. Die Dunkelheit seiner Pläne, die berechnete Untätigkeit seiner Armee, das Aufgeben der anscheinend wichtigsten Positionen hatten Inland und Ausland, Fachmänner wie Laien in einen Sprechsal militärisch-dilettantischer Kannegießerei verwandelt, als deren Ausgangs- und Rückkehrpunkt immer Benedek erschienen. — Wer ist nun der Löwe des Tages? Der Charivari antwortet: ‚Das Zündnadelgewehr‘. So burlesk diese Antwort auf den ersten Anblick erscheint, so kann man doch nicht umhin, sie in mancher Beziehung für zutreffend zu halten. Wir sehen, daß sie in militärischen Kreisen, wie in

journalistischen Zeitartikeln als beständiger Refrain wiederkehrt. Je vergeblicher man sich seit dem Beginn der Feindseligkeiten nach der eminenten Kapazität umsieht, welche einen so unbegreiflichen, in der Geschichte einzig dastehenden Erfolg herbeiführen konnte, desto öfter kehrt dieses *ceterum censeo* wieder: vor der verheerenden Gewalt dieser Maschinen hielt die anerkannte Tapferkeit der besten Armee nicht stand. — ‚Der Mut ist künftig überflügelt von der Mechanik, der Heroismus von der Hintexladung,‘ sagt Charivari; ‚nach einem Feldzuge sollte man künftig keine Kreuze mehr austeilen, sondern Erfindungspatente.‘

„Carnot und Napoleon,“ fährt der „Staatsanzeiger“ fort, „verdankten ihre Erfolge der Einführung des Plänklergefechtes gegenüber den geschlossenen Linien des Siebenjährigen Kriegs, und sie gaben dadurch der Kriegswissenschaft einen großen Aufschwung, der um so erfreulicher war, als die persönliche Tüchtigkeit des Soldaten und die taktische Einsicht der Führer dadurch erhöht, somit geistige Potenzen in die Kriegsführung hereingebracht wurden. Nun sind wir wieder auf der Bahn der Schlächtereien angelangt; — der Ruhm eines Feldzugs besteht wieder in einem äußerlichen Vorteil des Totschlagens.“ Dadurch, daß sich die großdeutsche Presse den Anschein gab, als wisse sie gar nichts von dem Geiste, den Gneisenau und Clausewitz gepflanzt, von den Arbeitsresultaten eines Moos und Moltke, dadurch verhalf sie dem Glaubensartikel zu seiner Geltung: nur durch Heimtücke, durch zerstörende Maschinen, durch numerische Überzahl sei der Sieg erfochten worden.

Wenige Tage darauf läßt das Organ der Volkspartei, „Der Beobachter“, in augenblicklicher Paune halber Bekehrung, durch den Mund eines „deutschen Offiziers“ also zu seinen Lesern sprechen: „Die Resultate des Kriegs waren bis jetzt andere, als ich erwartet hatte; irren ist menschlich. Ich hatte

die Renitenz der Landwehr zu hoch, die langjährige Agitation des Nationalvereins und der Fortschrittler zu gering angeschlagen. Im übrigen halte und hielt ich die preussische Armee für die beste in Europa und zwar aus drei Gründen:

1. Weil sie sich ihrer Organisation nach am meisten dem Volksheer nähert.

2. Weil die preussische Armee allein die Revolutionstaktik angenommen hat.

3. Weil die Waffen den Punkten 1. und 2. entsprechen.“

„Gestatten Sie mir, die Sache mit wenigen Worten zu begründen: Preußen hat von allen europäischen Großmächten allein den obligatorischen Volksschulunterricht, daher besitzt jeder Soldat ein kleines Minimum formaler Bildung; in Preußen ist aber die allgemeine Wehrpflicht tatsächlich anerkannt und die Organisation nähert sich insofern der des echten Volksheeres, als dem wohlhabenderen, also im allgemeinen auch intelligenteren und gebildeteren Staatsbürger nicht erlaubt ist, seine Militärpflicht auf die Schultern eines Individuums abzuladen, welches gerade wegen mangelnder Intelligenz und Bildung keinen genügenden Erwerb in einer freien, selbständigen Tätigkeit finden kann.“

„Die gewaltige Bewegung der französischen Revolution, welche die Einzelnen zu freien Staatsbürgern gemacht hat, schuf auch eine neue Art der Kriegsführung, in welcher das Urteil, der Wille und die Tatkraft des Einzelnen zur vollen Entfaltung kommen. Diese Revolutionstaktik wurde in Preußen in dem Reglement von 1812 angenommen, und die Landwehr lieferte 1813, 1814 und 1815 den Beweis von dessen Vortrefflichkeit. In den Jahren 1846 und 1847 aber wurden vor verschiedenen Offizierkorps Vorträge in höherem Auftrag gehalten, deren Grundgedanke sich in folgendem Satze wörtlich aussprach: Eine konsequente und unermüdliche Erziehung des Soldaten zur Entwicklung seiner Intelligenz und

Selbständigkeit wird daher in den Übungen des Felddienstes den Maßstab ihres Gewinnes suchen können.“

„Mannhafte Tat, gegründet auf freie Willenstätigkeit und eigenes prüfendes Urteil, werden also hier als Hauptgarantien für den Sieg aufgestellt.“

„Die Handhabung und Anwendung der Präzisionswaffen, vor allem des Zündnadelgewehrs, macht aber das freie Urteil, den festen und ernsten Willen und die rasch entschlossene Tat jedes Einzelnen zur unerläßlichen Vorbedingung für den Erfolg.“

Die Ausführungen schließen mit der Aufforderung, den Geist der Revolutionstaktik, der jetzt eben Triumphe gefeiert, in einem allgemeinen deutschen Volksheer zu pflegen.

So begann nach und nach eine Einkehr der Gemüter, und auch in solchen Kreisen, in denen man etwa auf den Mann an der Seine als Helfer in der Not gedacht hatte, wurde man jetzt kleinlaut, denn dieser Mann setzte sich damals selbst außer Gefecht. Und das besorgte wiederum das Zündnadelgewehr, und zwar ohne daß ein Schuß gefallen wäre.

Die Zündnadelwaffe war nicht immer der „Löwe des Tages“ gewesen, sondern ein verborgener Schatz, den die preußische Armee hochhielt, der aber von den meisten übrigen deutschen Landsleuten mit der äußersten Geringschätzung betrachtet, nur von den Franzosen einigermaßen gewürdigt wurde.

Ein halbes Jahrhundert vor der Katastrophe von Königgrätz war das Fußvolk der ganzen Welt noch ziemlich gleichmäßig bewaffnet gewesen: Vorderlader mit eisernem Ladestock und Feuersteinischloß. Da kam die nächste Verbesserung: Umänderung des Schloßes in ein Perkussionsischloß, bei dem ein vorschnappender Hahn ein mit Zündmasse gefülltes Hütchen, eine Kapsel, zerkschlug und auf diese Weise Feuer erzeugte.

Alle Armeen gaben sich damit zufrieden und strebten ferner nur dahin, die Schußweite und Treffsicherheit zu erhöhen.

Am frühzeitigsten trat ein Umschwung in der preussischen Armee ein. Ein Eisenwarenfabrikant, Joh. Nik. Dreyse, der in den Jahren 1809 bis 1814 in der kaiserlichen Gewehrfabrik in Paris tätig gewesen war, trat im Jahr 1828 mit seinem Zündnadelhinterlader hervor und bot ihn der preussischen Armee an. — Hinterlader, als Geschütze wie als Handwaffen, sind so alt als das Feuerrohr überhaupt, aber man hatte sie fast vergessen, nährte die Ansicht, daß sie praktisch nicht verwendbar seien, und verbannte sie in die Schränke der Kuriositätenkammer.

In den Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts aber kam der Hinterlader in Preußen zu immer größerem Ansehen. Den Mechanismus der horizontal arbeitenden Zündnadel, namentlich die Herstellung der Zündpille und ihrer chemischen Zusammensetzung wußte man geheim zu halten. Auch die Wirkung des Zündnadelgewehrs machte nicht allzu viel von sich reden. — Heute werden Militärbevollmächtigte bei allen Gesandtschaften gehalten, militärische Besucher schnüffeln überall herum, auf Schießplätzen, im Manövergelände sind sie zu finden. Damals liebte man es, bei klein und groß, die Fensterläden zu schließen, die Haustüren zu verriegeln. Als Glaubenssatz galt: Die Franzosen stehen auf der höchsten Stufe mit ihrer Armee, wie die Engländer mit der Flotte; wenn je eine Armee der französischen sich an Tugenden nähert, so ist es die österreichische.

Ohne Harm fand man sich darein, daß die Preußen und die Deutschen überhaupt keinen Anspruch auf Vorzüge ihrer Armeen erheben können. In Preußen speziell waren die letzten Großen aus der Zeit der Befreiungskriege, Gneisenau und Clausewitz, im Jahr 1831 plötzlich dahingerafft worden, und es schien, als ob aller Hochflug aus der preussischen

Armee verschwinden sollte. In solcher Zeit des Stillstands und teilweisen Rückgangs machte sich die neue technische Verbesserung geltend; in solcher ruhigen Zeit wuchsen Männer heran wie Roon und Moltke, welche in die militärische Welt bald ein ganz neues System einführten mit peinlich genauem Rechnen nach Raum und Zeit, mit sorgfältig geregelter Verpflegung unter Zugrundlegung von selbsttätigem Handeln aller Unterführer und jedem Zugreifen.

Von all dem war wenig in die Außenwelt gedrungen; auch in den Jahren 1849 bei Bekämpfung der badischen Revolution und 1864 in Schleswig und Jütland hatte das Zündnadelgewehr nicht allzuviel Geräusch gemacht. Es war ihm vorbehalten, erst bei den Massenkämpfen in Böhmen während der Tage zu Ende Juni und Anfang Juli 1866 und in den Gefechten am Main seine Überlegenheit über alle anderen Feuerwaffen an den Tag zu bringen.

In Frankreich hatte man sich schon zum Hinterlader bekehrt, aber man stand noch im Stadium des Experimentierens. Der Arbeiter Chassepot hatte ja dem Kaiser Napoleon III. schon 1858 sein Hinterladermodell überreicht. Man interessierte sich lebhaft dafür; allein bis 1863 vermochte man bei den Schießversuchen keine befriedigenden Resultate zu erreichen. Erst im Sommer 1866 kam man mit einem verbesserten Chassepotgewehr zu stand. Sofort ging man mit fiebriger Ungeduld an die Arbeit; Tag und Nacht ließ man das Ziel nicht aus dem Auge. Endlich im Herbst 1868 konnte man die Armee mit dem neuen Gewehr waffnen. Und mit jedem Fortschreiten in der Herstellung des Chassepots wuchs die Kriegsbegeisterung.

Aber zurück zum Sommer 1866! In diesem Sommer also befaß Napoleon III. erst einige Modelle, die befriedigten, nach denen gearbeitet werden sollte. Und gerade in diesem Sommer sollte für den Ruhm Frankreichs, zur Erhaltung

seines Übergewichts gehandelt werden! Denn jetzt bäumte sich, durch die offenkundigen preußischen Waffenerfolge verlegt, der Stolz in ganz Frankreich auf. Wohin sollte es denn kommen mit der selbstverständlichen französischen Überlegenheit, wenn eine preußische Armee die Annahmung hatte, in wenigen Tagen mit einem einzigen Schlag Reiche zu stürzen, was doch bisher nur zum Rechtsbereich eines Napoleon, überhaupt der Franzosen gehört hatte? Darum empfand man in Frankreich Sadowa nicht als einen Sieg über die Oesterreicher, nein, als eine Verletzung des Vorrechts der Franzosen. — Also Rache für Sadowa! Auf, zum Rheine!

Ähnlich war auch die Stimmung am 5. Juli 1866 im Ministerrat in Paris. Die Depeschen von Königgrätz hatten die größte Erbitterung gegen Preußen hervorgerufen. Da trat der Minister Lavalette zwischen die Deklamierenden und erinnerte an die kümmerliche Rüstung der französischen Armee, an die Überlegenheit des glänzend bewährten Zündnadelgewehrs. — Preußen war ja noch Alleinbesitzer der den Sieg scheinbar verbürgenden Waffe. So sah man sich genötigt, den Ton etwas herabzustimmen, wenn auch Napoleon noch eine Zeitlang der aufgeregten nationalen Empfindlichkeit gegenüber an der stolzen Rolle des Schiedsrichters und Beschützers der bedrohten deutschen Kleinstaaten festhalten mußte.

Für den, der auf ein demütiges Preußen, das man von Paris aus begünstigen könnte, gerechnet hatte, für den war freilich die am 3. Juli geschaffene Lage verblüffend genug. Aber das erreichte Napoleon wenigstens, daß die Rheinbundseelen, die noch in den deutschen Kleinstaaten übrig waren, ein paar Wochen fest auf ihn vertrauten. Denn der von Napoleon I. ausgestaltete Rheinbundgedanke erwies sich so innig verwandt mit dem wahren Wesen dieser deutschen Kleinstaaten, daß es auch Jahrzehnte nach dem Verschwinden des Rheinbundes niemals an Rheinbundgemüthern gefehlt hat. Das der Eigen-

art angepaßte Erziehungswerk ist geblieben und hat im sogenannten Großdeutschthum seine Fortsetzung erfahren.

Ohne Schiedsrichteramt, ohne Vorteile, nur mit scheinbaren Zugeständnissen mußte Napoleon III. von Nikolsburg abziehen; zugleich mit einer schweren Bürde beladen, mit der Pflicht, bei nächster Gelegenheit seinen Franzosen Genugtuung zu verschaffen, Genugtuung wegen Sadowa, wegen des unbändigen Stolzes dieser preussischen Sieger, die, ihren Bismarck an der Spitze, Frankreich zu drohen, es wegzuschmeißen wagten von seiner hergebrachten Vermittlerrolle, von der erhofften deutschen Beute.

Also hat das Zündnadelgewehr nicht nur für Erkämpfung des Sieges gewirkt, sondern sich auch als Erhalter des Friedens gegen außen bewährt. Nach langer Zeit ist es wieder geschehen, daß die Waffentechnik bestimmend auf Politik und Völkerschicksal eingewirkt hat. Erstmals geschah es durch die Erfindung des Schießpulvers und der Feuerrohre überhaupt, jetzt durch die Einführung und Verbesserung der Hinterlader.

Kurze Zeit darauf erhielt der französische Militärbevollmächtigte in Berlin, Oberst Stoffel, von Napoleon III. den Auftrag, zu berichten, welche geheimen Kräfte dem Wehrwesen in Preußen innewohnen, wie die verblüffenden Erfolge zu erklären seien. Nie ist eine Aufgabe gründlicher und klarer gelöst worden. Stoffel schreibt: „Auch wenn bei Sadowa an Stelle der Oesterreicher Franzosen gefochten hätten, wären die Preußen doch Sieger geblieben für alle Fälle, selbst wenn sie das Zündnadelgewehr nicht gehabt hätten. — Wunderbares gehe hervor aus der allgemeinen Wehrpflicht, welche die Jugend der gebildeten Klassen mit den übrigen jungen Männern in Reih und Glied stelle. Aber auch die breiten Massen der preussischen Armee zeichnen sich durch ein Maß von Wissen, durch Aufgewecktheit und Anstelligkeit aus, wie man sie in keiner anderen Armee sehe. Um ihre Über-

legenheit zu behaupten, müssen demnach auch die Offiziere einen bei weitem höheren Standpunkt einnehmen. So werde die preußische Armee zu einem außerordentlich tüchtigen Kriegsinstrument, das durch Meisterhände voll Geist, Wissen und Tatkraft belebt sei. Nichts, weder in der Truppenführung, noch in der Verwaltung, sei dem Zufall überlassen; alles vorbedacht und genau berechnet.“ —

Mit den Betrachtungen in der Stuttgarter Presse über Zündnadelwirkung und preußische Wehrkraft hingen Vorschläge zusammen, welche, zunächst in akademischer Weise und in sich überstürzender Reihenfolge, namentlich von der Volkspartei ausgingen und dartun sollten, wie es immer noch möglich erscheine, sich mit Erfolg gegen das Obliegen und Eindringen des preußischen Elements zu wehren. Man begann zu rechnen, wie Preußen bei kaum zwanzig Millionen Einwohnern doch über 600000 Mann aufgestellt habe, wie Württemberg nach demselben Maßstab jetzt 55000 Mann auf den Beinen haben müßte. „Darum Volksbewaffnung! alles andere hilft nichts.“ — „Es zieht einem das Herz zusammen, wenn man bedenkt, wie leicht wir diesen Krieg gewinnen konnten, den wir jetzt verloren haben. Hätte man das Volk im mittleren und südlichen Deutschland militärisch organisiert und neben und zwischen die stehenden Heere gestellt, hätte man die von der Volkspartei verlangte Volkswehr in energischer Weise ein- und durchgeführt, nach dem Scharnhorstischen Vorgang von 1813, nimmermehr wären die Preußen Meister über uns geworden.“

Wozu denn mit teurem Geld stehende Heere unterhalten, wenn sie sich so schlecht bewähren, wie bei Königgrätz und am Main? Wehrvereine durchs ganze Land hindurch, das sei das einzig richtige und alle diese Vereine zusammengeknüpft durch eine allgemeine Volkswehr.

Am demselben Tag, an welchem bei Tauberbischofsheim gekämpft wurde, am 24. Juli, rief der „Beobachter“ seinen

besern zu: „Tritt nicht sofort das ganze wehrbare Volk unter die Waffen, öffnen sich nicht ihm die Zeughäuser, so entscheidet die nächste Woche auch über Süddeutschlands Schicksal. Unsere Armee in dem festen Bollwerk des Odenwalds aufgestellt, bildet den kräftigen Kern einer Volksbewaffnung, wenn sie nur rasch aufgebildet wird. Großen, vereinzelt kämpfenden Volksmassen überall entgegenzutreten, dazu hat der Feind nicht Truppen genug. Man kümmere sich nicht zu viel um die Gattung der Waffen. Jede Büchse, jede Musketen mit Bajonett, jede Pistole taugt zum Guerillakrieg, und vor allem wird die Art nicht zu vergessen sein, welche in den Kämpfen bei Nacht, die das beste Gegenmittel gegen Zündnadeln sind, die sicherste Wirkung tut. Doch möchte ich damit nicht sagen, daß man nicht, so weit es noch Zeit ist, eine Änderung von Musketen und Büchsen in Zündnadelwaffen versuchen sollte. Dr. Schmid in Ehingen kennt ja die Munition.“

Es ist natürlich, daß da, wo alles zusammenbricht, wo die Stützen als morsch sich erweisen, auf die man die ganze Zukunft aufbaute, wo Oesterreich niedergestreckt ist, wo Frankreich verblüfft, gebannt, tatenlos dasteht, daß da auch rechnender Verstand ins Wanken kommt, daß wilde Phantasien einen tollen Tanz aufführen. Aus lauter Selbsttäuschungen, aus Unwissenheit und falschen technischen Voraussetzungen hat ein toll gewordener Weber ein buntes Stück Zeug durcheinander gewirkt.

Das wäre für den Augenblick verzeihlich, aber das Unheilvolle ist, daß die Wahnvorstellungen aus den angeführten Aufrufen sich zum Teil auch in den ernsthaften Verhandlungen der nächsten Jahre fortgepflanzt haben. Einzelne Menschen sowohl wie ganze Nationen werden ja oft auf lange hinaus durch fixe Ideen verzaubert und festgenagelt. — Da ist einmal die falsche Vorstellung, als ob große Volksmassen leicht be-

wegt und gepflegt werden könnten. Zum Guerillakrieg gehören ausgezeichnete ferntreffende Schützen, vertraut mit Präzisionswaffen, versehen mit viel Munition. — Die Umänderung in Zündnadelwaffen erfordert Zeit und Ruhe, muß also im Frieden geschehen. Zeughäuser öffnen, hilft an sich nichts; sie müssen gefüllt sein; allein man hatte ja im Frieden nie Mittel gehabt, sie zu füllen. „Man kümmere sich nicht zu viel um die Gattung der Waffen!“ — Doch; man kümmere sich; denn gerade im Zeitalter der Präzisions- und Schnellfeuerwaffen wächst das Selbstvertrauen und die Leistungsfähigkeit eines Volksheeres mit der Güte seiner Ausrüstung. Der Grimm allein tut's nicht. So ist auch der Vorschlag mit der Art beim Nachtkampf gut gemeint, aber die Wirkung ist überschätzt. — Noch gar oft ist die „nächtliche Art“ hervorgeholt worden, um ihre Schneide auf die Häupter derjenigen herabjausen zu lassen, welche den grauisigen Vorschlag gemacht hatten.

Zu diesen falschen Voraussetzungen kommen noch arge Täuschungen: „das feste Bollwerk des Odenwalds.“ Die Vorstellung, als ob gewisse Landstrecken, Anhöhen, Wälder, Plateaus die Tugend hätten, militärische Bürgschaften in sich zu schließen, ist uralte und hat schon viel Unheil und Begriffsverwirrung angestiftet. Man hat gesprochen von den unbezwinglichen Festeilen des Thüringer Waldes, Böhmens, Tirols. Die Geschichte mit dem Odenwald gehört in dieselbe Phrasensammlung.

Dem ganzen kriegerischen Tone aber liegen die Überlieferungen von der Schweizer Miliz und von Landwehr, Landsturm und Freikorps des Jahres 1813 zu Grund. Und mit vollem Recht haben diese Überlieferungen, so wie sie eben im Glauben festsaßen, die Phantasie gefangen genommen. Die Thaten des Schweizer Landvolks gegen Osterreich, im Schwabenkrieg, gegen Burgund, gegen Frankreich werfen ihr Licht weit

hinaus in die Jahrhunderte. Auf solchem Hintergrund baut sich die Schweizer Miliz auf, gefördert durch vollstümliche Eingewöhnung, durch die Natur des Bodens, durch staatsrechtliche Stellung des Heimatterritorioms. Ein anderes ist es mit einem großen Staat in der Mitte Europas, dem jene fördernden Faktoren abgehen.

Aber Landwehr und Landsturm der Preußen und die Freiwilligenkorps haben sich doch im großen Jahr 1813 verderbenbringend auf den Feind gestürzt, ihn mit Kolben zusammengeschnitten bei Hagelsberg und anderen Orten, seine Zufuhren abgefangen, seine Posten belauscht. — Es ist richtig, Landwehr und Landsturm, obwohl zum Teil aus einer Waffenschule hervorgegangen, deren Kurs durch die Notlage dieser kurzen Friedensjahre ungemein beschleunigt war, hat im Grimm über die erduldete Mißhandlung Großartiges geleistet; auch die Freiwilligenkorps konnten sich mit einzelnen gelungenen Taten sehen lassen. Ganz mit Recht haben Landwehr, Landsturm, Freiwilligenkorps ihre begeisterten Vobredner gefunden. Fast ist darüber die eigentliche Armee der Preußen, an welche sich jene Körper angelehnt haben, aus der sie meist hervorgegangen sind, zu kurz gekommen.

Wegen die Verschwörung des Catilina redend sagt Sallust einmal: „Die Taten der Athener waren, wie ich sie ansehe, bedeutend und glänzend genug, indessen doch ziemlich geringfügiger, als sie durch den Ruf verbreitet worden sind. Weil aber dort, in Athen, große Männer als Schriftsteller auftraten, so werden in der ganzen Welt die Taten der Athener als die größten gefeiert. So wird das Verdienst derer, welche sie vollbrachten, in dem Maße hochgehalten, wie ausgezeichnete Köpfe dieselben durch ihre Darstellung zu erheben vermochten.“

Der Umstand, daß im Jahr 1813 viele von den Vertretern der Intelligenz und der nationalen Begeisterung in die Freikorps, vorzugsweise in das Litowsche Freikorps, traten,

hat Geschichtschreibern und Dichtern Veranlassung gegeben, bei der Darstellung der Thaten dieser Truppentkörper besonders brennende Farben anzuwenden und besonders tiefe Töne anzuschlagen.

Einige Jahrzehnte nüchterner Forschung hat es bedurft und auch eines gewissen Mutes, um die Tradition zu zerstören, welche durch pietätvolle Phantasie sich zu einem lieben Mythos gestaltet hatte.

Heute wissen wir, daß die Freikorps sich oft recht nichtsnützig gezeigt, daß Landwehr und Landsturm reblich mitgeholfen haben, daß aber die gewaltige Arbeit des großen Kampfes von der stehenden preussischen Armee durchgeföhrt werden mußte. — Stehende Heere mit ihren festgeföhigten Lebensgesetzen, mit ihren großen Anforderungen bei allgemeiner Wehrpflicht bieten nun freilich dem Romantiker ein ungewöhlich dürres Feld. Will sich deshalb die Phantasie einmal im Rahmen militärischer Begriffe, Vorstellungen und Möglichkeiten ergehen, so ergibt es sich von selbst, daß abwechslungsreiche Nebenwege eingeschlagen werden.

Wenn man in den Wochen unmittelbar nach der Entscheidung von Königsgrätz durch die württembergischen Städte und Dörfer schritt, konnte man die Kriegslust in den verschiedensten Abstufungen kennen lernen, vom grimmigsten Entschluß bis zur unbedingtesten Friedensliebe, von dem Plane zu allgemeiner Volksbewaffnung bis zu dem Vorschlag, alles im Lande zu entwaffnen mit Ausnahme der Gendarmen. Die meisten Stimmen aber erwiesen sich einig in der Verdammung Preußens: ein Frevel sei es, den Bruderkrieg entfacht zu haben, ein Unrecht, durch verräterischen Überfall die Vorherrschaft in Deutschland an sich zu reißen. Das müsse der letzte Krieg sein, die Menschheit dürfe sich nicht wiederum

dadurch schänden, daß Herrschgier und Blutdurst den Männern die Waffe in die Hand drücken; endlich müsse das Reich des ewigen Friedens anbrechen. —

Einstmals, es war gerade sechzig Jahre vor der Schlacht bei Königgrätz, war der preußische Staat niedergeworfen worden am Tage von Jena; hilflos, rettungslos lag er am Boden. Der Heeresstaat, der künstliche Finanz- und Verwaltungsstaat, sie waren untergegangen, und das Volk hatte mit staunender Bewunderung, aber zumeist mit voller Theilnahmlosigkeit, zugeesehen. So galt es also, eine Theilhaberschaft des Volkes herbeizuführen; es galt, jede einzelne Volksklasse, jede Persönlichkeit im Volk so mit der Verwaltung des Staates, mit seiner Verteidigung und Heeresmacht zusammenzuknüpfen, daß beide, Staat und Volk, nur zusammen untergehen konnten.

Was man bisher mit aller Macht verhindern wollte, das Wissen vom Staat, den Einblick in das ganze Räderwerk der Staatsmaschine, das mußte jetzt zu einem Allgemeingut des Volkes werden; das Volk selbst bis in seine letzte Einzelheit hinaus mußte die Bürgerschaft für den Fortbestand des Staates übernehmen, die seitherigen Bürgen und Stützen waren ja zerbrochen wie Rohre. Eine einzige Miesenkraft gab es, die durch ihre Mitarbeit an allem zugleich für alles verantwortlich zu machen war: das gesamte Volk. Solche Mitarbeit aber, solche Verantwortlichkeit bedeutete Abstreifung der Fesseln des Feudalstaates, sie bedeutete das Herbeirufen ganz neuer Kräfte — Revolution. Und in solch wohlthätiger, innerer Revolution zeigte sich die Lehrkraft des Jenatages.

Alles was in dem zertrümmerten preußischen Staate an schöpferischer Kraft übrig war, sammelte sich, Hilfspolk wurde herbeigerufen aus allen übrigen deutschen Stämmen; mächtig und strahlend stieg vor aller Welt der Preußenname wieder empor; aber das Preußenvolk selbst, es hatte sich fast verblutet. Die anderen Völker hatten sich mehr geschont und

waren mächtiger geblieben; aus Preußen und Deutschland konnte so nicht das gemacht werden, was die Besten erstrebt hatten — ein weithingebietendes einheitliches Reich in der Mitte des Welttheils. An dessen Stelle war ein dürftiges Gebilde getreten; der Enttäuschungen und der Jenatage gab es noch mehr für Preußen im Lauf der nächsten Jahrzehnte. Und jede solcher Enttäuschungen, jeder dieser Jenatage brachte eine neue Lehrkraft zur Geltung.

Dem aber schien von der Vorsehung die Vorherrschaft in Deutschland bestimmt zu sein, der die meisten Jenatage erlebt hatte, der aus jedem solcher Schmerztage mit neuer Kraft sich emporschleunete, der zugleich nach solchem Tag noch so viel Entschluß und Seelenerhebung besaß, um eine befreiende That zu vollbringen, noch so viel Reichthum des Geistes, um dem gemeinschaftlichen Vaterland Männer von überragender Größe zur Verfügung zu stellen.

Österreich hatte ja auch seine Jenatage, aber niemals nutzte es die Lehrkraft solcher Ereignisse aus zur Revolutionierung und totalen Umgestaltung seines staatlichen und geistigen Lebens. Einen Anlauf nahm es wohl, aber es blieb mitten im Anlauf stecken, fiel wieder zurück in die alte Oberflächlichkeit oder täuschte sich selbst mit halben Maßregeln und Flickarbeit.

Austerlitz und Wagram haben für Österreich die Jenatage gebracht; der Staat, so völkerbunt und vielleibig, zeigte sich zäher, als zu erwarten war. Einige Lehrkraft entwickelten die Leidenstage auch, doch ging die Sache nicht tief genug. Und als der Aufschwung der Befreiungskriege durch die Kunst der österreichischen Politik gebändigt und niedergehalten war, da gab es nur die einzige Aufgabe: Aufrechterhaltung des durch den Wiener Kongreß geschaffenen Zustandes in Österreich selbst, in Preußen, im deutschen Bund, in Italien. Die feste Überzeugung, daß alles wohlthätig und gedeihlich geordnet

sei, drückte der österreichischen Politik immer wieder Knüttel und Peitsche in die Hand, um den Völkern die Behaglichkeit absoluter Ruhe zu erhalten, sie mochten wollen oder nicht.

Überall politische Ode und Leere, ein Strom von Kälte und Langweile. Allein in den Augen Österreichs schien das ein vollkommen genügender Grad von Glückseligkeit zu sein.

Da schlugen die Völker, in der Sehnsucht nach Licht, die verdunkelten Fenster entzwei; ein Jenatag um den anderen erschien 1848 und 1849 für Österreich. Allein durch eigene Unverzagttheit und Kraft, wie durch Hilfe Rußlands ging es als Sieger hervor und zeigte sich nun beflissen, im eigenen Land, in Preußen, im deutschen Bund, in Italien alle die aufgeregten und verlangenden Geister auf den alten Stand der Wunschlosigkeit zurückzuschrauben. Das bißchen Freiheit, das erkämpft war, wurde den Völkern wieder entzissen und allerorten die Behaglichkeit absoluter Stille gepriesen. — Da fühlte Frankreich das Bedürfnis, sich ein dankbares Italien als steten Gefährten zu schaffen. Ein neuer Jenatag für Österreich bei Solferino im Sommer 1859. Und jetzt schien der Schmerzentag eine wohlthätige Lehrkraft selbst für Österreich zu entwickeln. Verfassungsmäßige Freiheiten begannen zu wirken und selbst am deutschen Bund wurde von österreichischen Bauleuten herumgehämmert, nicht an den Grundsteinen, wohl aber an der Außenwand und an den Dekorationen.

Den deutschen Kleinstaaten waren die Bitternisse von Jenatagen bisher erspart geblieben. Es gab hier nichts Großes zu zerschmettern, nichts aufrecht Stehendes in den Staub zu legen. Das lockere, elastische Gefüge vermochte sich jeder verlangten Form leicht anzuschmiegen. Bleibende Störungen brachte auch das Jahr 1848 nicht; oftmals sind deshalb diese Kleinstaaten ihres gleichmäßigen Fortlebens, ihres phäatischen Daseins wegen beneidet worden. Anscheinend mit mehr Erfolg noch als in den Großstaaten wußte man sich hier der

Förderung aller Kulturaufgaben, der Volkserziehung zuzuwenden. Man schmeichelte sich, daß den unproduktiven Aufgaben, zu denen man mit Vorliebe das Militärwesen rechnete, möglichst wenig zugewendet werde, daß die Bürger alljährlich auf das genaueste erfahren, wohin ihr Geld kam, das sie als Steuer dem Staat zur Verfügung stellten.

Man schmeichelte sich, Verkehr und Industrie, Landwirtschaft blühen, Straßen und Eisenbahnen befinden sich im besten Zustand, hohe und niedere Schulen werden bewundert; mit dem Zustand der meisten Angelegenheiten könne man zufrieden sein; sogar mit Freiheit und Presse, wenn man die Lage anderwärts in Vergleich ziehe. Nur von dem Geld, das in die Militärkassen floß, wußte man nicht recht, ob es in zweckmäßiger Weise verwendet werde. Überwältigend war freilich der Eindruck nicht, den die Erscheinung und die Ausbildung der kleinen Truppentkörper machte, aber man nahm das nicht so genau; man setzte voraus, daß bei der Verteidigung des Vaterlands die deutschen Großmächte ja doch an der Spitze stehen.

Daß die Probe für die kleinstaatlichen Truppen, die Rechenschaftsablegung über die auf dieselben verwandten Kräfte und Gelder sich in ganz anderer Weise vollziehen, daß der erste Jenatag, der die Kleineren und Mittleren traf, sie in vollständiger Isolierung finden sollte, verlassen von Oesterreich, nicht beschirmt von Frankreich, daran hatte kein Mensch gedacht. Daher die Verblüffung ob der plötzlich geschaffenen Lage. Zeigen mußte sich jetzt, ob die Lehrkraft des Jenatages stark genug sei, um Selbsterkenntnis zu fördern und wohlthätige Folgen zu zeitigen.

Durch die zahlreichsten Jammertage ist Preußen hindurchgegangen und wußte den meisten Nutzen aus ihnen zu ziehen. Auf den alten und durch seine Lehrkraft wohlthätigsten Jenatag von 1806 antwortete Preußen im Oktober 1810 mit

der Gründung der Universität Berlin als einer Zuflucht der intellektuellen Kräfte in dem zerschmetterten Staat; mit der Lösung feudaler Fesseln; mit der Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, mit der Verwischung aller hergebrachten Vorurteile; mit Taten höchster Selbstverleugnung; Männer wie Stein, die Brüder Humboldt, Hardenberg, Scharnhorst, Blücher, Gneisenau bot es dem Vaterlande dar.

Nicht ohne eigene Schuld führte Preußen den zweiten Jenatag für sich herauf, den Tag von Karlsbad im Herbst 1819, an welchem es von Österreich in die Reihe der Mittelstaaten hinuntergestoßen wurde. Doch behielt der Preußenstaat noch Selbstvertrauen und Schnellkraft genug, um durch die Anbahnung des deutschen Zollvereins die Interessen der Einzelstaaten allmählich an seine eigene Existenz zu knüpfen. Maassen, Moy, Eichhorn haben damals für die wirtschaftliche Einigung gearbeitet.

Unendlich geschwächt an Macht und Ansehen war Preußen aus der Bewegung der Jahre 1848 und 1849 hervorgegangen; kraftstrotzend stand Österreich, nachdem es Ungarn und Italiener niedergezwungen. Den Erbschatz der Revolution, die Einigung Deutschlands, hatte dem Wesen nach Preußen gerettet und versuchte, in einem engeren Bunde, in der Union, dem Plane Gestalt zu geben. Der Grablegung dieses letzten Erbstücks der Revolution galt der nächste Schritt Österreichs.

„Es gibt,“ hat Metternich 1819 gesagt, „keinen veruchteren Gedanken als den, die deutschen Völker in ein Deutschland zu vereinigen.“ In diesem Grundsatz bestand das Erbteil Österreichs; daraus entsprang auch der Entschluß, Preußen nochmals niederzuzwingen, wie es schon 1819 geschehen. Der Augenblick hatte alle Vorteile auf seiten Österreichs gebracht. So mußte sich Preußen im Herbst 1850 zum Gang nach Olmütz entschließen. Und das ist der Sinn der dort gepflogenen Verhandlungen: Preußen verzichtet auf den

letzten Rest vom Erbe der Revolution, auf die Bildung eines engeren Bundes; es wird in Zukunft auf jedem seiner Schritte Oesterreich neben sich finden und strenger Überwachung sich erfreuen.

Der Name Olmütz aber hat in der Folge als wahrer Jenatag einen besonders breiten Raum im Gedankenkreise der deutschen Patrioten eingenommen; er ist die Triebfeder zu unerhörten Anstrengungen geworden. — Zunächst hielt Preußen Neutralität 1854 und 1859; dann trat es in die Heeresreorganisation ein von 1859 an. Als Oesterreich aber im Sommer 1863 mit knaueriger Hand eine ärmliche Gabe bot, da das verblendende Schauspiel des deutschen Fürstentages aufgeführt werden sollte, da trat Preußen offen mit seinen befreienden Ideen hervor: engerer Bund mit Nationalvertretung. Solcher Plan war ja nicht neu, aber er ist durch den letzten der Jenatage, die über Preußen ergangen sind, durch den Tag von Olmütz, gefestigt worden als die einzige Möglichkeit, das Werk deutscher Einheit und Freiheit zu fördern. Und wieder hatte Preußen Männer zur Verfügung, wie die Schwere der Aufgabe sie erforderte: Bismarck, Moos, Moltke.

Auch in den Zeiten, da der preussische Staat unter dem Eindruck von Jenatagen stand, hat es nicht an Stimmen gefehlt, welche die dereinstige Übernahme der Vorherrschaft durch Preußen für eine ausgemachte Sache hielten. Es gab ja stets für große Zukunftsentscheidungen allgemeine Vorgefühle, die aus einer inneren Notwendigkeit derselben entspringen. — Während der Zwanzigerjahre sprach Ludwig Börne: „Im Streit des Kopfes mit dem Herzen siegt das letztere; darum wird auch Oesterreich, kalt, besonnen und lieblos, wie es ist, dem Geist der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm stiftet.“ — „Preußens Grenzen schlottern wie ein weites Kleid um die Glieder; es muß und wird durch Wachsen sein

kleid auszufüllen suchen.“ — „Preußen ist keine europäische, aber es ist eine deutsche Macht, und da es die einzige reine ist, so ist Deutschland nur in Preußen. — Deutschlands Geist ist in Preußen, und der ist es, der den Körper regiert.“

Bald darauf erhob Paul Pfizer seine Stimme, und als Preußen durch Zusammenknüpfen des deutschen Zollvereins wiederum eine befreiende, vorwärtsschiebende That vollführt hatte, ließ Friedrich Vist sich so vernehmen: „Handelseinigung und politische Einigung sind Zwillingsschwestern; die eine kann nicht zur Geburt kommen, ohne daß die andere folgt.“ — „Kaum wird es nötig sein, in Erinnerung zu bringen, daß Deutschland seine Wiedergeburt nur von Preußen zu erwarten hat.“ —

Wie schon oben gesagt, vereinigten sich die Stimmen, wenn unter dem Widerspruch einzelner genug geklagt und gedonnert war über die Gewaltthat Preußens, stets in dem Verlangen: dieser Krieg müsse der letzte aller Kriege sein, das Schwert fortan in der Scheide bleiben.

Mit einer gewissen Regelmäßigkeit pflegen sich Bestrebungen für Herbeiführung des ewigen Friedens nach allen schweren Kriegen einzustellen. Man steht noch ganz unter dem Eindruck aller Not und Bitternisse, die man der Nachwelt ersparen möchte; verlangend strecken sich die Hände aus nach dem goldenen Zeitalter, nach dem Reich des ewigen Friedens. — Als einst mit dem Jahr 1815 die ganze Welt wieder aufatmete, da gedachten die Fürsten den Frieden aufrecht zu erhalten durch einen innigen Verband unter sich, durch „die Heilige Allianz“. Allein diese Allianz blieb, was sie von Anfang an war, eine weihevollte Phrase, welche oberflächlich die Ruhe eine Zeitlang aufrecht erhielt, aber nicht zu rechnen wußte mit den im Innern der Volksseele wohnenden Leidenschaften, mit dem tollen Spiel der Phantasie.

Auch an Friedensgesellschaften hat es niemals gefehlt, die, sich stützend auf die Aussprüche von Philosophen und Dichtern, das menschenfreundliche Werk der Friedenserhaltung betrieben.

Anderer haben stets behauptet: einem reinigenden Gewitter gleiche der Krieg; er treibe zu den höchsten Anstrengungen; ein unerbittlicher Lehrmeister sei er und lasse erkennen, was am Volksleib krank sei; Kräfte, seither gebunden, bringe er ans Licht, die Geister richte er auf zu mannhafter That.

Wenn demnach, wie in der rings treibenden Natur, auch im Volksleben Gewitter notwendig sind — Befreiung, Kampf um die Existenz des Schwachen gegen den Starken, Sprengkraft des Ausdehnungsbedürfnisses einer riesigen Volksmasse, Einigung von Zusammengehörigem —, wenn solche Gewitter notwendig sind, so ist es offenbar besser, sich auf sie einzurichten, als durch fromme Wünsche sich über sie wegzutäuschen.

Die Voraussetzung hoffnungsfroher Seelen, daß die während der Friedensjahre in Oesterreich und Süddeutschland nur notdürftig hergestellten Säulen des schützenden Daches durch den Krieg selbst sich festigen werden, hatte sich nicht erfüllt; kläglich war alles zusammengestürzt. Und nun wurde man nicht müde, über die Führung zu klagen, über Bewaffnung und Verpflegung; nach neuen Stützen rief man, nach Miliz, nach Volkswehr und Freikorps; jehnsüchtig streckte man die Hand aus nach dem ewigen Frieden.

Das alles aber vermochte nichts an dem allgemeinen Schicksal zu ändern, das sich vollzog nach dem Sprichwort: Wie man sich bettet, so liegt man; oder: Wer die Suppe einbrodt, soll sie auch ausessen.



Dritter Abschnitt

Krieg nach dem Frieden

¶



Freund Pauli

Auf der recht und linken Seite,
Auf dem Berg und in der Mitten
Eigen, stehen sie zum Streite
W' einander ungelitten.

Wenn du dich aus Gange wendest
Und votierest, wie du sinnest,
Merke, welchen du entfremdest,
Fühle, wen du dir gewinnest.

Goethe.

Bis zu dem Augenblick, da sich die Nachrichten über die in Böhmen von den Österreichern erfochtenen Siege als ebensoviele Niederlagen enthüllten, bis zu diesem Augenblick lebte man in Württemberg des festen Glaubens, daß Krone und Volk in Preußen durch unheilbaren Konflikt getrennt seien, daß sie nun und nimmer sich vertragen werden, um einem gemeinschaftlichen Ziele nachzugehen. Wie ließ sich auch denken, daß eine Regierung, von der man sagte, daß sie im ausgesprochenen Gegensatz zu dem Willen des Volkes eine neue Armee geschaffen habe mit dem Zweck, diesen Volkswillen niederzuzwingen; wie ließ sich denken, daß diese Regierung überhaupt noch Gehorsam finde? Wie ließ sich annehmen, daß sie es ehrlich meine, wenn sie nun von einer deutschen Nationalvertretung mit allgemeinem Stimmrecht sprach? Hundert- und aber hundertmal hatten die maßgebenden Blätter wiederholt, daß alles, was aus Preußen komme, eitel Flunzerei sei, daß das Volk dort sehnsüchtig darauf warte, bis es Gelegenheit finde, seine eigenmächtige Regierung abzuschütteln und den übrigen deutschen Stämmen die Bruderhand zu reichen. Demnach stellte sich der Waffengang an der

Seite Oesterreichs dar als Befreiungswerk, als Erlösung der norddeutschen Brüder.

Es ist eigentümlich, in demselben Maß, als die politische Sympathie für Preußen gesunken war bis zum allertiefsten Stand, hatte auch der Glaube an seine militärische Leistungsfähigkeit abgenommen. Die Rheinbundgemüter aber und die Großdeutschen scharten sich um die bedrohten Souveränitäten zusammen mit zahlreichen in ihren Gefühlen verletzten Liberalen und mit den Anhängern der Volkspartei, die sich als Hilfsstruppe der preussischen Opposition betrachteten.

Und in der That, in Berlin und im ganzen Preußenland zeigte sich, als der Krieg ausbrach, nicht eine Spur von Kriegslust; die meisten Städte kamen mit Friedensbitten vor den Thron. Pünktlich stellten sich zwar Landwehren und Reserven, aber patriotische Ansprachen fanden noch kühle Aufnahme. Das alles erfuhr man haarklein, wohl auch vergrößert, im süddeutschen Lager und rief sich die Hände vor Vergnügen bei dem Gedanken, daß man an den Landwehren und Reserven drüben im preussischen Lager Verbündete habe. Nur so ist die übermütige Kriegslust der süddeutschen Staaten und die Leichtgläubigkeit gegenüber den windigen Siegesnachrichten der Oesterreicher zu erklären.

Zu dem vollständigen Umschwung in der Stimmung des preussischen Volkes haben die Verunglimpfungen des preussischen Namens, die zunächst von Wien ausgingen, das meiste beigetragen. Als sich nun weiter zeigte, daß auch die Kleinen im deutschen Bunde so viel überschüssige Kraft in sich fühlten, um diese an die „Befreiung des Preußenvolkes“ und an die Zertrümmerung seines politischen Gefüges setzen zu können, da begann sich doch der gesunde und wieder jugendlich gewordene Staat Friedrichs des Großen mit seinen zwanzig Millionen Bewohnern zu fühlen und sich seiner Überlegenheit bewußt zu werden.

In solchen Zeiten lebt es sich rasch; was gestern noch verdammenswerth erschien, das wird heute mit ganzer Hingebung aufgenommen und verehrt. Mit jedem Tag wurde es heller und durchsichtiger, was die Verschworenen in Berlin: der König, Bismarck, Roon, Moltke, in den letzten Jahren gegen den Willen des in die geheimen Pläne nicht eingeweihten Volkes angestrebt hatten. Klarer wurde es mit jedem Tage, wie die kalt und verständig rechnenden Männer durch Heereskraft und durch Abkommen mit dem Ausland zunächst daran gegangen waren, eine Macht zu schaffen, die, geheimer Kräfte voll, jeder anderen in Europa überlegen war, um dann erst Freiheit, Einheit und Kaisertum erstehen zu lassen. — Anders konnten ja die Verschworenen in Berlin gar nicht handeln, wenn sie den Mißerfolg der letzten beiden Jahrzehnte ins Auge faßten: jene großartige Bewegung der Jahre 1848 und 1849, aus der heraus die Volksvertreter treuherzigen Sinnes eine Kaiserkrone von Frankfurt nach Berlin zu tragen glaubten und damit mehr anboten, als sie selbst besaßen und zu vergeben hatten; jene schüchternen Versuche Preußens, mit denen es unternahm, einen Rest deutscher Einheit in der Union zu retten.

So war im preussischen Lager rasch ein Verständnis für den Krieg, für seine Notwendigkeit, für die großartigen Pläne der Regierung erreicht; der Feldzug war populär geworden; jeder Erfolg vermehrte die Siegeszuversicht für den nächsten Tag.

Zu spät erkannte man in Süddeutschland, daß man den Konflikt zwischen Regierung und Volk zu hoch gewertet, die einigende Kraft gemeinschaftlicher Gefahr bei einem gesunden Volk zu gering angeschlagen hatte.

S kaum irgendwo, selbst in Bayern und Sachsen nicht, hatte man sich so bedingungslos der Sache Oesterreichs hingegen, hatte man so fest an die selbstverständliche Überlegen-

heit geglaubt wie in Württemberg. Jetzt, zu Ende Juli und August 1866, fühlte man, daß die Welt sich von Grund aus verwandelt habe. Wie tief dieser Wandel ging, darüber hielt man sich im unklaren. Denn den meisten Menschen in diesem schwäbischen Winkel war durch die Kleinheit der eigenen Erlebnisse der Maßstab für die Größe dessen, was sich eben zugetragen hatte, verloren gegangen.

Zweierlei Gefühle aber sind es, die nach dem Friedensschluß und nach der Räumung württembergischen Gebietes unverkennbar sich geltend machten: beim Volk zeigte sich jene widerwärtige Verstimmung, wie sie sich einstellt bei der Erkenntnis, daß man sich über die Maßen hat hintergehen lassen, daß man nun bloßgestellt ist; die württembergische Regierung aber fühlte sich, nachdem alles so glimpflich abgelaufen, trotz der anfänglichen Angst, behaglicher, freier, sicherer als seit vielen Jahren.

Beiden, dem Volk in Württemberg und der Regierung, war gemeinsam, daß sie nicht gern erinnert sein mochten an alle begangenen Fehler, an das ganze Gewirre von Selbsttäuschungen. — Und beide wurden daran erinnert, erinnert auf die allerderbste Art.

Die „Preussischen Jahrbücher“, als Monatschrift in Berlin erscheinend unter der Redaktion von Heinrich v. Treitschke, waren damals in Württemberg nur in wenigen Kreisen gelesen; der Bedarf des Landes fand sich durch vier Exemplare gedeckt. Sie beschäftigten sich auch nicht allzuoft und eingehend mit württembergischen Zuständen. Dem sollte abgeholfen werden. — Das Augustheft 1866 dieser Jahrbücher brachte einen Artikel, betitelt: „Württemberg und die Bundeskatastrophe“. Der Verfasser war nicht genannt; als Ort und Zeit der Entstehung las man am Schluß: „Wildbad im Juli.“

Also war der Artikel entstanden, wie sich nachher auch

herausstellte, in der Zeitspanne nach der Schlacht bei Königgrätz und vor dem Gefecht bei Tauberbischofsheim. Ins Publikum aber, ins württembergische Publikum namentlich, ist er erst gedrungen nach dem Ende des ganzen Kriegs und nach dem Friedensschluß Württembergs mit Preußen, also zu einer Zeit, da dieselbe Regierung, die sich vor zwei Monaten mit vorzeitigen Siegesfanfaren in den Krieg gestürzt, jetzt neu-gefestigt dastand, freilich nicht in rosigter Laune, sondern verlegen sich windend und nicht ganz ohne Beschämung. Das aber schien über jeden Zweifel erhaben: fest stand diese Regierung, wie vor dem Krieg, so nachher, gleich als wäre nichts geschehen. Und das war es, wodurch das Schicksal des genannten Artikels bestimmt wurde.

Nach Geist und Inhalt unterschied sich dieser wesentlich von den Ausbrüchen des politischen Dilettantismus, an die man gewohnt war, als man ohne weitere Begründung noch vor kurzem über Preußen herfiel, um es verächtlich zu machen und es dem Haß aller anderen deutschen Stämme preiszugeben. Hier zeigte sich ganz im Gegensatz dazu eine wohlgefügte Zusammenstellung; die Hand eines Historikers, eines Völkerpsychologen hatte hier die Feder geführt. Wie ein Echo klang es aus diesen „Preussischen Jahrbüchern“ heraus, wie ein Echo auf alle die Schmähungen des preussischen Namens; derb und scharf, als der Ausdruck einer tiefgekränkten Preußenseele.

Der Artikel selbst leitet sich ein mit Vorführung der Ursachen, die bei dem schwäbischen Volksstamm einen „fabelhaften Eigendünkel“ erzeugen und sich zu „einer gewissen Höhe des Gemüts“ verdichten. Gefördert werde diese Art durch die eifrige Lektüre der „Augsburger Allgemeinen Zeitung“ mit ihren meisterhaften Gaukeleien vom „reinen Deutschland“, von Reform, deutscher Einheit, Kultur und Fortschritt im Interesse Oesterreichs. All das finde gläubige Aufnahme in der Redaktion

des württembergischen „Staatsanzeigers“ und des Stuttgarter „Beobachters“.

Erklärlich werde die Lage der Dinge erst, wenn man die Regierung näher ins Auge fasse: König Karl, ein „gutmütiger, wohlwollender, aber schwacher und abhängiger Fürst“; Königin Olga ohne den Einfluß, den man vorausgesetzt habe. Die leitenden Minister, Barmüller und Geßler, seien vor allem mit der Wohlfahrt des eigenen Hauses beschäftigt; „als Dritter im Bunde wurde der Kultusminister Goltzer tätig, ein eitler, unwissender, mit philosophischen Redensarten spielender Phrasenfeind“. Alles gut österreichisch gefinnt, aber zugleich zwischen einem übermütigen Großdeutschthum und einer ungeflachten Demokratie hin und her schwebend.

Streng geht der Artikel ins Gericht mit der kleinen Armee, die Württemberg aufgestellt hatte: in Schule und Führung fehle der einheitliche Guß; „keine andere deutsche Armee erinnert noch so sehr an die Schöppenstedter Bürgergarde wie die württembergische“.

Und nun kam das Schwelgen in den strahlenden Siegen Oesterreichs und Hannovers vom 26. bis 29. Juni, „bis es sich herausstellte, daß bei Langensalza der Christ, Monarch und Welf kapitulieren mußte und die preußischen Armeen bei Nachod, Stalitz und Münchengrätz eine ganze Kette von Erfolgen errungen hatten“.

Gerne, fährt der Artikelschreiber fort, möchte er schweigen von dem Eifer, mit dem der Klerus beider Konfessionen Verblendung und Lüge unterstützt. „Von protestantischen Kanzeln kann man des Sonntags die böse, raubgierige und rechtlose Politik des Nordens verfluchen, ihre Urheber und Werkzeuge mit den schärfsten Namen bezeichnen hören.“

Die Nachricht von dem Zusammenbruch Oesterreichs am 3. Juli sei einem betäubenden Donnererschlage zu vergleichen gewesen. „Allmählich aber fehlte es nicht an Trost und Er-

munterung aus denselben trüben Sphären, die in diesem Teile Deutschlands so eigentümlich leicht die Menschheit behindern, die Dinge zu erblicken, wie sie sind, und nicht, wie sie die Idee zurecht macht.“ — Aber vorbereitet sei doch der Umschwung; die härtesten Urteile werden laut, die Herzen, die aufrichtig für Deutschland und das Volk schlagen, seien auf das wildeste bewegt; Einsicht und Vaterlandsliebe ermannen sich in Folge der von Frankreich zu befürchtenden Einmischung. Die energielose Haltung der Regierung aber trage die Schuld, daß „das Schwabenland allein noch steuerlos in dem Sturme treibt, in den es die eigenen Lotsen hineingeführt“. —

Diese Ausführungen, geschrieben in einer ungeheuren Zeit voll heißer Leidenschaften, standen jetzt schwarz auf weiß vor den Augen, als die Leidenschaft längst verflogen war und an ihrer Statt eine gewisse Reue und Beschämung einzuziehen begann. Langsam, gar langsam fanden die Worte jenes Artikels aus den paar Exemplaren der „Preussischen Jahrbücher“ ihren Weg in die Psefizirkel von Stuttgart und Tübingen. Und je mehr Zeit verstrich, desto weniger paßten Worte und Wendungen aus der heißen Julizeit 1866 in diese Tage der Ernüchterung.

Wäre dieser Aufsatz in den „Preussischen Jahrbüchern“ erschienen vor Friedensschluß oder im Monat Juni, oder in dem Monat, da er geschrieben war, im Juli, so hätte man vielleicht die Worte zu dem übrigen gelegt, was diese aufgeregten Tage gezeitigt; es wäre „in den Herbst gegangen“, wie man zu sagen pflegt. Aber so — fast mitten im Frieden!

Von dem verfänglichen Inhalt begann man sich dies und jenes zuzuraunen; man lachte darüber, man schimpfte. Wer es geschrieben? Ein Preuze? Ein Renegat? Da, zu Anfang des November, hieß es, der Verfasser habe sich genannt; er sei kein anderer als der Professor Pauli aus Tü-

bingen. Am 11. November brachte der „Beobachter“ unter der Überschrift: „Eine Epistel Pauli“ Auszüge aus dem Augustheft der „Preussischen Jahrbücher“. — Wahrhaftig, in diesen Auszügen hatte ich ja den ganzen Pauli vor mir, schier explodierend vor sprudelnder Erregung, donnernd, blitzend; so konnte nur ein solches Preußenherz, so konnte nur eine solche Soldatenseele wettern, wie Pauli sie besaß.

Sobald es sich ausführen ließ, machte ich mich auf den Weg nach Tübingen. Der Spätherbst begann sich schon stark dem Winter zu nähern, als ich vom Bahnhof aus über die Neckarbrücke nach Tübingen hineinschritt, an Duzenden von Kneipen vorbei, in denen ich noch vor wenigen Jahren kannegießernd mit den Kommilitonen gesessen und beratend, von wannen das Heil für Deutschland wohl kommen möchte.

Da steht es ja, das Haus des Konditors Himmel, das mir während meiner zwei Semester Herberge gegeben; hinauf zur Stadtkirche! Dort die „alte Aula“, wo Quenstedt wohnt und liest; und weiter dort das „faule Eck“, wo ich, dessen Krakeelen gell durch die nächtliche Stille schnitt, den Häschern in die Hände gefallen; dort der Markt mit dem Rathaus und dem Gasthaus zum Lamm, das mir Mittagskost gewährt; vorbei am Museum, wo die „Schwaben“ ihre Kneipe gehabt. Aber jetzt gilt kein Erinnern, kein Aufenthalt; dort dehnt sich zur neuen Aula hin die Wilhelmstraße und hier auf der rechten Seite liegt Paulis Wohnung. Da stehe ich auf der Schwelle; der alte Lehrer und Freund tritt eben selbst unter die Türe, bewillkommt mich herzlich und, wie wenn er sich vorstellen wollte, deutet er auf sich mit den Worten: „Als lateinischer Schulmeister ans Seminar in Schönthal versetzt.“

Trotz alledem aber, fuhr Pauli munter fort, sei es ihm möglich geworden, sich die gute Laune zu retten; nun kam auch die Frau Professorin herbei, freundlich und gütig wie

immer. Inzwischen trug Pauli den eben angekommenen, von mir noch nicht gelesenen „Staatsanzeiger“ vom 21. November herbei, aus dem er, ohne daß irgend eine Benachrichtigung oder Vorrede vorausgegangen wäre, sein Schicksal eben abgelesen hatte: „Die erledigte Professur am evangelisch-theologischen Seminar in Urach dem Professor Dr. Fuchs in Schönthal übertragen; auf die hierdurch erledigte Professur am Seminar in Schönthal den Professor Dr. Pauli an der philosophischen Fakultät der Universität Tübingen, unter Vorbehalt seines Rangs und Gehalts, versetzt.“

Professor Bursian, der vor kurzem von Tübingen nach Zürich berufen worden war, hatte sich eben auch noch im Hause Pauli eingestellt. Wir alle fanden es ungemein komisch, daß man, um die Strafversetzung zu schärfen, nötig befunden, in dem abgelegensten der vier Seminare eine Stelle offen zu machen. Am Ende glaubten die Machthaber, meinte Pauli, sie hätten ihn nicht losbekommen, wenn die Versetzung nach dem nahe und angenehm gelegenen Urach geführt hätte. Selbstverständlich habe er getan, wie er nicht anders konnte und sofort seine Entlassung eingereicht. Zur Eile sei er angespornt worden auch dadurch, daß kurz nach dem „Staatsanzeiger“ das Versetzungsdekret eingelaufen sei mit der Weisung, „unverzüglich“ die neue Stelle anzutreten.

Nach dem Mittagessen setzten wir uns gemütlich zusammen und Pauli erzählte, daß er an diesem Vormittag seine Abschiedsvorlesung gehalten habe. Wie seine Zuhörer bis auf die letzte Stunde ihm treu und ergeben geblieben seien, das gereiche ihm zur besonderen Genugthuung. — Darauf benutzte ich eine kleine Pause, um den alten Lehrer von den Plänen zu unterrichten, die in letzter Zeit in mir aufgestiegen. Zunächst nach dem Abgang von der Universität im Herbst 1863 habe ich mich vornehmlich mit der französischen Revolution, auch mit englischer Geschichte beschäftigt. Nun aber während des

Feldzugs seien mir andere Gedanken gekommen, die sich auf die Geschichte eben dieses achten Regiments beziehen, mit dem ich nördlich und südlich vom Main Berge erklettert und Täler durchschritten.

Ich erzählte dem großen Historiker, wie dieses Regiment im Jahre 1716 auf der Donau nach Ungarn gefahren, wie es hier an einer Reihe von Feldzügen teilgenommen, bei Peterwardein, Temesvár, Belgrad gefochten, wie es in endlosen Märschen von Belgrad nach Neapel gezogen, nach kurzer Seefahrt in Sizilien gegen die Spanier gekämpft habe und 1721 in die Heimat zurückgekehrt sei. Darin liegen besondere Schicksale dieses Regiments, die anderen im Siebenjährigen Krieg und in der Napoleonzeit theils mit den übrigen württembergischen Truppenkörpern. Manche Gelegenheit würde sich hier bieten, Nord und Süd zusammenzuknüpfen, und das scheint mir jetzt das am meisten Erforderliche zu sein.

Pauli billigte das höchlich, hatte freundliche Worte der Ermunterung für mich, gab mir höchst wertvolle Weisungen und lud mich ein, ihn aufzusuchen und um Rat zu fragen, wo er auch sei. Noch habe er keine Ahnung, wohin sein Weg ihn führen werde, er wage zu hoffen, daß eine norddeutsche Universität ihn bald berufe. Einzelne Erlebnisse aus dem Feldzug konnten noch erzählt werden; Pauli schilderte die unbehagliche Lage der Preußen und Preußenfreunde in Tübingen vor der Entscheidung. Bald aber füllten sich die Räume im Hause Pauli mehr und mehr mit Bekannten und Freunden; die einen sprachen ihr Bedauern aus, den erprobten Historiker scheiden zu sehen, die anderen freuten sich, ihn wenigstens den Winter über noch hier zu haben. Denn der Freundeskreis hatte sich mit den Jahren immer mehr erweitert, und als vor kurzem im Senat der Universität über Pauli und die Möglichkeit seines Bleibens im Lehramt abgestimmt wurde, hatten sich 21 Stimmen für und nur 14 dagegen ausgesprochen.

Das bringt mich auf die Erlebnisse des berühmten Geschichtschreibers im einzelnen und hier muß ich etwas weiter aussholen*). —

Einen schärferen Beobachter und Zeichner der Vorgänge, die im Sommer 1866 in der Gestalt von zuversichtlicher Kriegslust, von Überlegenheitsgefühl, von Zweifel und Zwist, von unbeugsamem Trotz nach der Niederlage die schwäbische Volkseele füllten, konnte es nicht geben, als den Professor Pauli in Tübingen, dessen lebhaftes Auge jede Tätigkeit auffing, der mit der Sonde des Historikers jeder Regung auf den Grund zu gehen und sie weiter auszuspinnen pflegte. Schon oben haben wir gesehen, wie Pauli schwäbischem Wesen und schwäbischer Eigenart nur schwer näher zu bringen war.

Vom Winter 1865 auf 1866 und Frühjahr 1866 schreibt Pauli, Prinz Wilhelm von Württemberg und Herzog Eugen seien unter den Studierenden gewesen, „wir hatten sie beide auch eines Mittags bei uns zu Gaste; bald darauf wurden sie zur Armee abberufen, denn die Kriegsaussichten waren immer drohender geworden.“ — „Seit Jahren habe ich von hier aus den Konflikt zwischen Nord- und Süddeutschland heraufziehen sehen und dulde nun unter dem schweren Geschick, die Entscheidung in der Fremde, geradezu im Feindesland, abwarten zu müssen, statt mit denen auszuhalten, denen ich nach Herkunft und Überzeugung angehöre.“ — „Seit einigen Tagen treffen doch nach längerer Unterbrechung ‚Weser- und Kölner Zeitung‘ wieder ein, so daß wir erfahren, was man allerdings hier uns gern vorenthalten möchte.“

„Keine schriftlichen Berichte können euch (die Berichte gehen meist an die Angehörigen in Bremen) eine Vorstellung

*) Die in Marburg lebende Witwe Paulis, Frau Elisabeth Pauli, hat die Güte gehabt, mir für diesen Abschnitt eine Reihe von Briefen, Zuschriften und sonstigen Aufzeichnungen zur Verfügung zu stellen.

über die Stimmung in Schwaben geben. Die Haltung unserer Regierung ist längst derart gewesen, daß sie durch dick und dünn mit Osterreich steuert. Fehlt es auch unter den Eingeborenen nicht an solchen, die einen bösen Ausgang ahnen, so können sie doch vor dem Lärm und Geschrei der Masse nicht aufkommen, die vor Haß, Neid und Wut gegen Preußen überschäumt und im blindesten Dünkel befangen ist. Mit den hiesigen Truppen ist es nicht besser bestellt als mit den Hessen und Hannoveranern; dennoch heißt es: wir besiegen die Preußen auch mit ungezogenen Kanonen. Wehe ihnen, wenn sie wirklich zu einem Zusammenstoß bestimmt wären! Die Presse verschweigt, entstellt und lügt wie nie zuvor. Doch, meine ich, ist der Fanatismus so groß, daß er nicht vorhalten kann.“

„Ich schweige über Verkehr und Persönlichkeiten, von denen wir uns so weit wie möglich fernhalten, weil auch vernünftigen Menschen alles Partgefühl vollständig abhanden gekommen ist. Nur mit wenigen dürfen wir einen Gedankenaustausch wagen. Du weißt, wohin meine Hoffnungen und Gebete gehen, ich werde davon nicht lassen, auch wenn die ärgsten Prüfungen über uns kommen sollten. Gottlob ist im Hause alles unverfehrt und gesund, so daß wir es hier aushalten werden, wenn rings umher die Dinge zusammenstürzen.“

„Möglicherweise, je nachdem die Dinge sich gestalten, kann es immer schwerer, vielleicht unerträglich hier für uns werden. Doch sind unter den Professoren auch manche, die nicht mit der württembergischen Politik gehen und das Beste von Preußen hoffen, namentlich Weizsäcker und Römer, aber wir sind denn doch als die Fremden darunter.“

Vom 8. Juli endlich schreibt Pauli voll Freude an die Mutter seiner Gattin nach Bremen: „Als vorgestern Dein Brief kam mit der Aufforderung, zu Dir zu kommen, waren

gerade Weizsäcker, Michaelis, Kugler und Jöppritz bei uns, um in aller Stille bei ein paar Flaschen guten Rheinweins auf den Sieg Preußens anzustoßen. An dieser Szene kannst Du Dir vorstellen, daß es hier keineswegs so gefährvoll zu existieren ist, wie Deine mütterliche Angst sich ausmalt.“ Doch sei nur mit Mühe verhindert worden, daß man dem Professor Römer die Fenster einwarf.

„Sonst ist es hier nach den preussischen Waffenerfolgen sehr still geworden und werden sich wohl manche zu anderen Ansichten bekehren, wenn auch die Stimmung noch eine sehr gereizte ist, so daß auf dem Museum zwischen einem Professor und einem Justizrat, Württembergern, Beleidigungen fallen konnten, wie ‚Verräter‘ und ‚Sauhund‘; der Justizrat hatte preussische Sympathien.“

In dieser Zeit, um die Mitte des Juli, ging Pauli auf einige Tage nach Wildbad und stellte hier den Artikel zusammen, den er unter dem Titel: „Württemberg und die Bundeskatastrophe“ den „Preussischen Jahrbüchern“ übergab.

Vom 27. Juli schreibt Pauli: „Es bleibt wie bisher: alle Siegesfanfaren vom Main her bedeuten nur beständigen Rückzug.“ Es war nämlich gemeldet worden, die Preußen hätten vor Würzburg große Verluste erlitten, namentlich auch 16 Kanonen verloren. — „Waffenruhe scheint diesen Unglücklichen noch immer nicht gewährt zu sein, nachdem Osterreich, zum Abschluß genötigt, sie völlig im Stich gelassen. Dabei sind sie so unvernünftig, Barmbüler nach Wien und Neurath in Mantuffels Hauptquartier zu schicken, als ob dies die geeigneten Leute, und es für sie nicht vielmehr endlich an der Zeit wäre, abzugehen. Da macht man es in Baden gescheiter, wo mit neuen Männern das neue System bereits eingetreten ist. — Hier in Tübingen haben wir uns ziemlich zahlreich an einer preußenfreundlichen Adresse beteiligt.“ — „Wenn das Ministerium (Barmbüler-Geßler-Golther) nicht

bald weicht, so darf sich Württemberg auf ähnliche Besetzung und Kontribution wie Frankfurt gefaßt machen.“

Und vom 3. August: „Unendlich viel könnte ich Ihnen erzählen aus den letzten Wochen, die keineswegs leicht, aber sehr lehrreich für mich gewesen sind. Wenn auch nicht Bismarcks Politik in allen Stücken, so hat doch Preußens lang ersehntes Auftreten gegen so viel Lüge und Schwindel in der deutschen Bundeswelt, sein unvergleichlicher militärischer Erfolg mich mächtig hingerissen. Nur der Schmerz, diese gewaltige Zeit, die den Anstoß zu unberechenbaren Neubildungen gibt, in Feindesland als württembergischer Untertan erleben zu müssen, will noch immer nicht zur Ruhe kommen.“

An die Schwiegermutter vom 5. August: „Die größte Überwindung kostet es mich, hier zu bleiben, denn von dem Wahnsinn auch der gebildeten Leute macht ihr euch keine Vorstellung. Noch immer schwärmen sie in wesenslosen Machtidealen und wollen die Dinge, das Machtverhältnis, nicht sehen, wie sie liegen. Aus Furcht vor Preußen und falscher Hoffnung auf Oesterreich kommen sie ganz um den erhebenden Eindruck, den so gewaltige Ereignisse, die Tat eines zwar furchtbaren, aber jedenfalls großen Mannes, auf das gesamte Vaterland üben. Längere Zeit herrschte ein schändlicher Terrorismus gegen jeden Andersdenkenden.“

Hier sei bemerkt, daß um dieselbe Zeit die Presse sich darüber aufließ, daß die Professoren in Tübingen, die aus Norddeutschland stammen oder mit Preußen sympathisieren, wenn sie auf dem Bahnhof ihre aus Berlin, Köln, Bremen kommenden Zeitungen abholen, dem Publikum oftmals Argernisse geben durch Kundgebung von Freude an den von Preußen erlangenen Erfolgen.

Vom Ende September schreibt Pauli: „Was hätte ich darum gegeben, den wundervoll patriotischen Jubel in Berlin mit anzusehen. Das alte Soldatenherz schlägt noch wie ehe-

mals, und weder die Briten noch die Schwaben haben mir die Überzeugung geraubt, die ich einst in Berlin gewonnen habe. So ist es denn selbst in der Ferne, halb in Feindesland, ein seltenes Glück, solche Taten mit solchen Erfolgen erlebt zu haben. Wohl schmerzt es, jetzt Preuße zu sein und nicht zu heißen, vielmehr, wie uns hier geschehen ist, Hohn und Schimpf dafür hinzunehmen. Da die Sieger aber am Main stehen geblieben sind, ist auch heute noch der Sinn dieses schwäbischen Volkes ganz der alte."

In den ersten Tagen des September war das Augustheft der „Preussischen Jahrbücher“ mit dem Anstoß erregenden Artikel Paulis ausgegeben worden. Treitschke, der Redakteur der „Jahrbücher“, schreibt vom 7. September an Pauli: „Die Luft ist längst wieder rein, und ich kann Ihnen jetzt ungeschweht herzlichsten Dank sagen für den kleinen Schwabenspiegel; die Stimmung, in der Sie ihn geschrieben, vermag ich mir lebhaft vorzustellen von meinen letzten Freiburger Tagen her. — Es war doch eine wundervolle Zeit; in meinen kühnsten Träumen hab' ich gemeint, wir würden in zwanzig Jahren dahin gelangen, wo wir heute stehen. Eine tüchtige Arbeit steht noch bevor. Sie müssen sich vorkommen wie ein Verbannter, und meine arme sächsische Heimat empfindet schwer, wie schroff die alte und die neue Welt sich gegenüber stehen. Aber die Kugel rollt; unsere Kinder werden ein glückliches Volk. — Die geistige Produktion dieser wilden Zeit war sehr kümmerlich; wir leiden Mangel an guten Beiträgen. Ich habe Sie oft um Ihre glückliche Leichtigkeit im Produzieren beneidet. Vergessen Sie die blauen Blätter nicht. Die ‚Jahrbücher‘ sind nicht von ferne, was sie sein sollten, und doch kommt die altliberale Partei jetzt wieder zu Ehren und bedarf eines tüchtigen Organs.“

Langsam und bedächtig blätterte man indessen auf den Ministerien zu Stuttgart im Augustheft der „Preussischen

Jahrbücher“. Woche um Woche verrann; endlich kam man zu einem Entschluß. Es geschah, was geschehen mußte, wenn auch unbegreiflich verspätet.

Frau Pauli schreibt darüber an ihre Mutter nach Bremen: „Wir sind am 19. Oktober in große Aufregung versetzt worden. Der Kanzler Gefler kam zu Reinhold, ihn im Auftrag des Kultusministers zu fragen, ob er der Verfasser jenes anonymen Artikels in den „Preussischen Jahrbüchern“ sei: „Württemberg und die Bundeskatastrophe.“ Reinhold bejahte es natürlich, und nun wissen wir nicht, was darauf folgt; jedenfalls kann Reinhold seine Überzeugung nicht opfern, selbst wenn es zum Äußersten käme.“

Pauli selbst bemerkt zu diesem 19. Oktober in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen nur ein paar Worte: „19. Oktober Gefler bei mir: Leidenschaft, Bedauern, Nepotismus.“ — Wer den unabhängigen, selbständigen Geist kannte, der in Pauli wohnte, seinen militärischen Stolz, der wußte zum voraus, daß er sich sofort bekennen werde zu dem, was er sich von der Seele geschrieben.

Am 24. Oktober erhielt das Rektoramt folgenden Auftrag vom Kultusminister Goltzer:

„Es ist in der Zeitschrift ‚Preussische Jahrbücher‘ vor einigen Wochen unter der Aufschrift: ‚Württemberg und die jüngste Bundeskatastrophe‘ ein aus Wildbad datierter Schmähartikel über Württemberg erschienen. Als Verfasser dieses Artikels hat sich, wie dem Ministerium in zuverlässiger Weise zur Kenntnis gekommen, Professor Dr. Pauli an der philosophischen Fakultät bekannt.

„Das akademische Rektoramt wird beauftragt, denselben unverzüglich zur Erklärung hierüber aufzufordern und dieselbe sofort anher vorzulegen.“

„Herrn Professor Dr. Pauli zur schleunigen Äußerung.
Das Rektoramt.“

Demgemäß führte Pauli folgendes aus:

An das Königliche Rektoramt.

Erklärung des Professors Dr. Pauli.

Durch hohen Erlaß vom 22. Oktober an das Königliche Rektoramt zur Erklärung aufgefordert darüber, daß ich der Verfasser eines in den „Preussischen Jahrbüchern“ gedruckten Artikels: Württemberg und die Bundeskatastrophe — nicht die „jüngste“ Bundeskatastrophe, wie der Erlaß schreibt — sei, erlaube ich mir zunächst zu berichtigen:

1. Der Artikel ist nicht „vor wenigen Wochen“, wie es ebendasselbst heißt, sondern bereits im Augustheft jener Zeitschrift erschienen und, wie der Inhalt dartut, im Juli vor dem Gesicht bei Tauberbischofsheim geschrieben.

2. Wenn der hohe Erlaß die Worte enthält: „Als Verfasser des Artikels hat sich, wie dem Ministerium in zuverlässiger Weise zur Kenntnis gekommen etc.“ so habe ich hierzu zu bemerken, daß dieses in einer mir durch den Herrn Kanzler v. Gexler im Namen und Auftrag Seiner Exzellenz des Herrn Ministers abgeforderten Erklärung geschehen ist.

Ohne die Kompetenz dieser Anfrage anzufechten oder ein Recht der Anonymität, selbst in so ungeheuren Zeiten und bei der Schärfe der Gegensätze, wie die gegenwärtigen, reklamieren zu wollen, habe ich es für allein ehrenhaft gehalten, mich als den Verfasser zu nennen, damit der Verdacht nirgend anderswo haften bleibe.

Indem ich daher auf die wiederholte Anfrage nur mit Bestätigung meiner bereits gegebenen Antwort erwidern kann, habe ich folgendes zur Sache zu erklären:

1. Ich gebe gern zu, daß der von mir verfaßte, als Schmähartikel bezeichnete Aufsatz, für den ich meinerseits das Prädikat einer in der Sache berechtigten Polemik in Anspruch nehme, in der durch die gewaltigsten Vorgänge, welche unjere

Generation erlebt hat, erzeugten Leidenschaftlichkeit, im Affekt des Augenblicks geschrieben worden ist. Als geborener Preusse, von entschieden monarchischer Überzeugung, bin ich hier an Land und Leuten irre geworden, als während des vergangenen Sommers der große Teil der württembergischen Presse, und das Organ der Regierung vorne an, nicht in einer einzelnen Nummer, sondern monatelang, alles was mir und Millionen meiner Landsleute heilig ist, Abstammung und Bildung des Volks, die Ehre seiner Staatsmänner, das siegreiche Heer, dem in verschiedener Stellung angehört zu haben mir unvergeßlich bleibt — der angefochtenen Prinzipien des Kriegs ganz zu geschweigen —, aus einem so maßlosen Tone schmähte, den ich mit meiner Retorsion nicht im entferntesten erreicht habe. Für die Haltung des „Staatsanzeigers“ schien mir, aller Protestationen ungeachtet, im konstitutionellen Staat das Ministerium in erster Linie verantwortlich, um so mehr, als es sich auf dem vorhergehenden Landtag in gleicher Richtung ausgesprochen hatte.

2. Käme ich nicht minder ein, daß in den verletzenden Urteilen über Personen vielleicht auch Ungerechtes enthalten sein mag. Ich war nicht in der Lage, im einzelnen zu prüfen, was mir meist vom Hörensagen gekommen war. Ich habe als nicht geborener Württemberger, angeekelt von dem wüsten Lärm der herrschenden Parteien, vielleicht manches zu hart ausgedrückt. Aus diesen Motiven leugne ich aber entschieden den bewußten Willen, wehe zu tun oder zu beleidigen, wie alle jene es jetzt leugnen werden, die im Sommer von der Gegenseite geschrieben, gesprochen und, bei uns in Tübingen wenigstens, wiederholt mit Tätlichkeiten gedroht haben.

3. Bin ich jetzt, wo so manche Animosität der vergangenen Monate in Vergessenheit begraben wird, bei kühlerem Blute mir bewußt, daß eine solche, obwohl anonyme Kundgebung, in Betracht meines Verhältnisses als württembergischer Staats-

bürger ungehörig gewesen, und bin daher zu jeder Erklärung bereit, soweit sie sich mit meiner Ehre verträgt und ohne Beeinträchtigung meiner jenem Aufsatz zu Grund liegenden politischen Überzeugungen abgegeben werden kann.

Sollte dies Erbieten nicht entsprechend befunden werden, so scheue ich auch die äußersten Konsequenzen meiner Handlungsweise nicht.

Tübingen, den 26. Oktober 1866.

Man hätte annehmen sollen, daß die Regierung mit dieser Erklärung, die bis an die Grenze der einem tapferen Mann gestatteten Nachgiebigkeit geht und das „Ungehörige“ erkennt, sich zufrieden gegeben hätte, um des weiteren etwa mit einer Rüge gegen den Professor vorzugehen. Allein bei denen, die in Stuttgart die Macht in Händen hatten und sich vor Übermut über die prächtige Art, mit der sie sich aus ihrer Niederlage herausgezogen, nicht zu fassen wußten, war Paulis Urteil längst gesprochen. Der Erklärung wurde deshalb nicht der mindeste Wert beigelegt. Um weiter vorzugehen zu können, bedurfte man eines Antrags von seiten des Senats der Universität.

Diesem wurde deshalb von der Regierung die Frage vorgelegt, „ob ein akademischer Lehrer, welcher derartige Angriffe gegen das Staatsoberhaupt, die Regierung und das Volk von Württemberg sich erlaubt habe, noch als geeignet betrachtet werden könne, sein Lehramt an der Landesuniversität zu bekleiden“. Es war unmöglich, die Frage plumper zu fassen; niemand konnte zweifeln, welche Antwort die Regierung erwartete.

Dennoch ließ sich der Senat nicht einschüchtern und wahrte in rühmlicher Weise die Unabhängigkeit seines Urteils. Hugo v. Mohl, der Naturforscher, ein politischer Gegner Paulis, erstattete den Bericht in der Senatsitzung. Er mißbilligte

zwar die persönlichen Angriffe und den aufgeregten Ton jener Korrespondenz, erklärte jedoch, daß der Verfasser weder die sittliche noch die wissenschaftliche Befähigung zum Lehramt verloren habe. Daran schloß sich eine sehr verständige Mahnung, daß Verfolgungen solcher Art auf den Urheber zurückfallen, und daß es endlich an der Zeit sei, in Württemberg, wie überall sonst, den Haß des Bürgerkriegs zu begraben.

Dieser Bericht wurde vom Senat mit 21 gegen 14 Stimmen angenommen. Die Majorität bestand zum großen Teil aus geborenen Württembergern; zur Minorität gehörte insbesondere die ganze katholisch-theologische Fakultät.

Der Senatsbeschluß galt natürlich in den Augen der Minister so wenig wie Paulis Erklärung. Wie es von Männern zu erwarten stand, welche die württembergische Freiheit so oft ausgespielt hatten gegen preussische Anrechtsschaft, ging dem Senat in Tübingen zum Lohn für seinen Freimut eine Rüge von klassischer Grobheit und äußerster Veringschätzung zu. — Das Urtheil selbst war ja längst gefällt; wie oben erzählt, wurde eine Stelle in dem abgelegenen Kloster Schönthal freigemacht und Pauli dahin versetzt. Wenige Tage darauf hatte Pauli die erbetene Entlassung in Händen.

„Wir sind froh,“ schreibt gegen Ende des Jahres 1866 Frau Pauli an ihre Mutter, „daß die Zeit der Spannung für uns ein Ende erreicht hat, und daß die Entscheidung nicht noch einmal an uns gekommen ist, sondern die Regierung entschieden hat. Wir wollen aber jedenfalls, da der Winter tüchtig eingezogen ist, bis zum Frühling hier bleiben, wo man uns den Aufenthalt nicht nehmen kann, da wir ja Ortsbürger zu Sogelloch sind.“

Zu Anfang 1867 kam für Pauli die Berufung nach Marburg. Vom März 1867 schreibt er: „Mit den Hessen wird es mir nie gehen wie unter den Schwaben, bei denen ich mich niemals akklimatisieren konnte wie selbst unter Eng-

ländern und Schotten. Vor allem aber sind die Leute mit Freuden preußisch geworden; und daß ich das auch geworden bin, ist ein Segen Gottes, für den ich ihm täglich danke. Ich habe tausend Ursachen, auf mein Erlebnis vom letzten Jahre zeitlebens froh und dankbar zurückzublicken.“

Im April erfolgte die Übersiedlung nach Marburg, wo Pauli sich bald heimisch fühlte; als alter Angehöriger des Gardeschützenbataillons hatte er sich auch bald angefreundet mit den Offizieren des preußischen Jägerbataillons, das in die ehemalige kurhessische Universitätsstadt verlegt wurde.

Wenige Monate war Pauli in Marburg, als König Wilhelm auf der Reise von Berlin nach Bad Ems durchfuhr. Bei dem Empfang auf dem Bahnhof wurde ihm auch Pauli vorgestellt. Scherzend sprach der König zu ihm die freundlichen genugtuenden Worte: „Sie haben ein Evènement gehabt, man hat Ihnen übel mitgespielt; ich freue mich, daß Sie jetzt bei uns sind.“

Als Nachspiel des Kriegs hat die „Affäre Pauli“ immer weitere Kreise gezogen, weit über die Grenzen Württembergs hinaus. In der ganzen Presse wurde es lebendig; voran „Kölnische Zeitung“ und „Nationalzeitung“, „Preußische Jahrbücher“ und „Grenzboten“, fuhren die Batterien in die günstige Stellung ein, welche ihnen die württembergische Regierung durch ihren Wechsel von Selbstüberhebung und Verzagttheit vorbereitet hatte. Die großdeutsche und demokratische Regierungspresse in Württemberg selbst kühlte weidlich ihr Mütchen an dem gelungenen Streich, wenn auch der „Beobachter“ einmal bemerkt: „Wir hofften, die Regierung werde nicht zu derartiger Maßregelung schreiten.“

Noch bevor die Verurteilung ausgesprochen war, hatte am 8. November Treitschke an Pauli geschrieben: „Das Inkognito war durchsichtig genug; es sind in Schwaben nicht

viele, die so schreiben können. — Trotzdem kann ich mir kaum vorstellen, daß man Ihnen ein Haar krümmen wird nach der Erklärung, die Sie abgegeben. Die Vertreibung aus Tübingen wäre eine harte Prüfung für Sie; hart — denn wer kann sagen, wo Sie dann einen neuen Wirkungskreis finden würden? Nun, in unserem Auswärtigen Amt herrscht eine großartige Auffassung; der fromme Mühler wird sich (wenn er nicht, wie in meinem Fall, von Bismarck gedrängt wird) lange besinnen, bevor er seine Pflicht tut. Darum wünsche ich Ihnen, daß die Sache in Ehren beigelegt wird.“

„Aber ist es nicht entsetzlich, wie tief die politische Haltung der Universitäten seit den Tagen der Göttinger Sieben heruntergekommen ist? Eine solche Zumutung hätte man damals keinem Senat zu stellen gewagt. — Freuen Sie sich, daß der Wirbelwind dieser großen Zeit auch Ihr Haus wenigstens gestreift hat. Es wird uns doch wohl tun, wenn wir einst auf dieses Jahr des Segens zurückblicken und uns im stillen sagen dürfen: quorum pars sui, wenn auch nicht: pars magna. Leben Sie wohl, und tut es not, so geben Sie rasch ein Zeichen, dann trompeten wir los.“

Und am 21. November fährt Treitschke fort: „Also doch! Ich muß mich begnügen, Ihnen herzlich die Hand zu drücken und Ihnen, was gottlob nicht nötig ist, zuzurufen, daß Sie in Ihrer guten Sache guten Mut behalten. Für heute nur meine Glückwünsche zu der Befreiung aus der schwäbischen Freiheit!“

Pauli selbst schreibt an die Mutter seiner Frau nach Bremen: „Meine Erklärung an das Rektoramt kennst du. Jedes Wort derselben ist sorgfältig abgewogen, namentlich auch der Grad der Schuld, den ich auf mich nehme. Was auch andere sagen mögen, ich habe meinem Verhältnis als Staatsdiener zuwidergehandelt, mag der Staat monarchisch oder republikanisch sein, mag er feststehen oder gewankt haben,

wie der in Württemberg. Die Ungehörigkeit mußte eingeräumt werden; vor allen Dingen durfte ich nicht vorzeitig prahlerisch oder gar feige um meinen Abschied einkommen.“

„Da nun das Ministerium mit steigender Nachsicht meine Erklärung einfach zu den Akten legte, beging es einen weiteren Fehler. Von dort zuerst kam die Sache in die Blätter, was ich niemals befördert haben würde, weil mir diese Art von Notorietät nicht zusagt, und ich in dem besonderen Falle noch immer die Aussicht festhielt, die Sache mit der Behörde allein abzumachen.“

Professor Albrecht in Leipzig, einer der Göttinger Sieben, gründete sofort nach Maßregelung Paulis einen Bund, der einen Aufruf zu Sammlungen erließ. Allein Pauli sprach unter vielem Dank für die treue Gesinnung den Wunsch aus, nicht auf diesem Wege vorzugehen, da seine Lage nach wie vor eine durchaus sorgensfreie sei.

Wichtiger war, was anderen Orts geschah. In dem eben erschienenen Werk: „Fürst und Fürstin Bismarck“ erzählt Robert v. Keudell aus seinen Erinnerungen vom 13. November 1866: „Bismarck wünscht, daß Sie in der Sache des Professors Pauli in Tübingen, der wegen Preußenfreundlichkeit mit Absetzung bedroht ist, einige Schritte tun, das heißt für den Fall, daß er wirklich abgesetzt wird, sich mit dem Kultministerium in Verbindung setzen, damit Pauli jedenfalls bei uns als Professor angestellt wird.“

Im preussischen Abgeordnetenhaus brach der alte Georg v. Vinke eine Lanze für den aus Württemberg Verstoßenen. In der Sitzung vom 28. November sprach er: „Der Voredner hat den Professor Pauli von Tübingen genannt, der von seiner gegenwärtigen Regierung auf eine unter jeder Kritik stehende Weise gemäßregelt ist, weil er auch in Süddeutschland das stete Bewußtsein gehabt hat, daß er ein Preuße war, und weil er den süddeutschen Wählereien gegenüber das

preussische Interesse vertreten und diese süddeutschen Wählerereien auf die Weise gekennzeichnet hat, wie man sie kennzeichnen muß. Ich meine, meine Herren, wenn man den Namen Pauli hier im Hause nennt, so muß man ihn auf ehrenvolle Weise nennen und man muß den Wunsch daran knüpfen, daß es der Regierung gelingen möge, diesen Mann, der wegen seiner preussischen Gesinnung aus Amt und Brot entfernt ist, bald wieder in preussisches Amt und Brot zu setzen."

So kam es, daß Pauli schon im Februar 1867 seine Berufung nach Marburg in Händen hielt, nachdem er eine solche nach Dorpat abgelehnt.

Bei der Abschiedsvorlesung sprach er in dem gefüllten Hörsaal am 21. November 1866 so: Er könne sich nicht verbergen, daß zwischen ihn und seine Zuhörer etwas Fremdes, Feindseliges getreten sei, aber an der Treue und Anhänglichkeit, mit der diese seinen Vorträgen bis heute gefolgt seien, ersehe er, daß sie mit dem Großmut der Jugend auch zu verzeihen wissen. Er sei entschlossen, um seine Entlassung nachzusehen, hoffe aber noch in einer weiteren Vorlesung den großen Gegenstand zu einem gewissen Abschluß bringen zu können, von dem sich zu trennen ihm schwer werde.

Mit dem freudigen Gefühle der Genugthuung schreibt Pauli vom März 1867: „Man hat mir nicht nur ein solennes Abschiedsessen veranstaltet, das in Neutlingen stattfand, sondern wir haben uns jetzt durch eine Reihe von Gesellschaften durchzugesessen. Offenbar soll alles geschehen, damit wir Tübingen auch in guter Erinnerung bewahren; und wir wissen selber, daß wir dem Herrn zu danken haben für alles, was er hier an uns getan hat. — Nächste Woche gehen wir auf zwei Tage nach Stuttgart, damit wir uns dort, wo man mich nun nicht mehr totschlägt, verabschieden.“

Das Abschiedsessen wurde in das Gasthaus zum Ochsen in Neutlingen verlegt, um sich freier äußern zu können und

etwaigen Kundgebungen von Anhängern des Ministeriums in Tübingen aus dem Wege zu gehen. Verehrer Paulis hatten sich eingefunden aus Stuttgart, Urach und anderen Orten oder sich durch zahllose lateinische Gedichte vertreten lassen, von denen einige in anspruchsloser Übersetzung also lauten:

Dies ist also der Tag, der letzte, da es vergönnt ist,
 Nochmals zu sitzen mit dir in dem befreundeten Kreis.
 Also gefällt es dem Los, das nichts fragt nach unseren Wünschen,
 Nichts hält mehr dich zurück, was dir so lieb war bei uns:
 Beringens Martinsgans und die Ent' und köstliche Hasen,
 Nicht die ledere Ruch' hier in dem goldenen Ochs,
 Nicht, was St. Johann an Bacchus' seltenen Gaben,
 Dafür doppelt erwünscht, unter den Linden uns bot.
 Ha, wie warfst du so gern kraftvoll den König zu Boden
 Und des Königes Hof! — hölzerne mein' ich ja nur. —
 Also treibt man's in Schwaben; o, üß' auch ferner, mein Lieber,
 Ein nachsichtig Gericht, wenn du der Schwaben gedenkst!
 Wo du auch weilen magst — vergebens wünsch' ich zurück dich —
 Denke zuweilen in Treu' meiner auch! Freund, lebe wohl!

Dem Freund Pauli
 schrieb bei seinem Abgang solches
 zum Gedächtnis

28. Febr. 1867

Lang

(Oberamtsrichter in Reutlingen).

Schwaben wollte umsonst im Schönen Tale dich halten;
 Marburg im Hessenland lächelte freundlicher dir.
 Schwaben? Hessen? O nein! Germania heißt jetzt die Fahne,
 Sie, die Mutter allein, ist für die Brüder Parol!
 Dies sei das Zeichen, in dem wir kämpfen wollen und siegen,
 Pauli, Paulus du, ich, der alte Adam.

Schrieb's, der (als Seminarprofessor) dein Kollege hätte sein sollen;
 er wünscht dir und wird dir stets wünschen alles Gute.
 März 1867.

Von der Überfiedlung nach Marburg, von der Begegnung
 mit König Wilhelm ist schon die Rede gewesen. Zu derselben

Zeit, da Pauli in Marburg seine Vorlesungen begann, zog Julius Weizsäcker als sein Nachfolger in Tübingen auf; er kam von Erlangen her, war, wie ich früher (in dem Buche „Pfarrers Albert“) erzählt habe, Repetent im Kloster Blaubeuren gewesen und hatte uns dort durch seine Shakespearevorlesungen erfreut.

In Marburg sah sich Pauli dadurch geehrt, daß man ihn von seiten der Universität zum Mitglied des Herrenhauses wählte. Im nächsten Jahr, zu Pfingsten 1868, führte er eine Reise nach Tübingen aus, wo er einige Tage verweilte, „durch das Wiedersehen mit so vielen Freunden und die Wahrnehmung, daß diese Kreise immer entschiedener auf unserer Seite stehen, einzig erquickt“. Auch in späteren Jahren hat Pauli die schwäbische Universitätsstadt immer wieder aufgesucht.

Von jeher war ihm Göttingen als das Ziel seiner Wünsche erschienen. Ein höchst ehrenvoller Ruf führte ihn dorthin zu Ende 1869. Hier durchlebte er die große Zeit der Jahre 1870 und 1871. Überall tätig, bei Sammlungen und im Lazarett, faßte er in den Dezembertagen 1870 den Entschluß, seinerseits auch zu Feld zu ziehen und zwar nach England. Er allein unter den deutschen Gelehrten war wohl im stand, die englische Sprache so zu meistern, daß er in ihr zum englischen Volk wirkungsvoll sprechen konnte. Und nach allen Anzeichen tat es not, in England selbst einmal die Wahrheit über Deutschlands Absichten und Deutschlands Größe zu sagen. Am 21. Dezember stand denn auch Pauli in Edinburgh in gedrängt vollem Saal, um den ersten Vortrag über sein Thema: „Preußen und Deutschland“ zu halten. „Die Menge begrüßte mich mit Trommeln (Beifall) nach englischer Sitte.“ — „Man merkt bald, daß die Zuhörer eher auf französische als auf deutsche Seite neigen. Bei meiner Charakteristik Bismarcks kämpften beide Teile mit Fischen und Trommeln

heftig gegeneinander, ließen mich aber den anstößigen Satz gutartig wiederholen und lohnten am Ende mit lautem Beifall. Ähnliches wird sich am Freitag beim zweiten Vortrag noch stärker wiederholen, um ebenjogut zu schließen.“

Auch gute Freunde der Deutschen gebe es, die eine sehr bestimmte Ansicht von der Bedeutung der deutschen Siege gefaßt haben; ja unter den Gelehrten finde sich in Edinburg mancher, der „für Bismarck schwärmt und sich fast noch stärker als Carlyle ausdrückt“. Das Volk selbst aber habe für deutsche Interessen keine Sympathien.

Von Edinburg geht es in den ersten Januartagen 1871 nach London: „In England finde ich, natürlich mit Ausnahmen, die Stimmung gegen Preußen fast noch schlimmer als in Schottland. Furcht und Haß sind im Wachsen und können sich vielleicht bei der Parlamentsöffnung im nächsten Monat eigentümlich entladen.“ — „Dagegen war es ein wahrer Trost, Männer wie Carlyle und Lewes sprechen zu hören.“ — „Das Interessanteste steht mir heute bevor (5. Januar 1871): Carlyle hat mich auf den Nachmittag zu sich nach Chelsea eingeladen.“ Hier fand Pauli Gelegenheit, dem großen englischen Weisen für seinen weltbekannten Brief in der „Times“ vom 18. November 1870, in dem er sich zur guten Sache Deutschlands bekennt, zu danken. — „Ein solches Ergebnis aber, wie es in diesem ungeheuren Krieg errungen wurde, erlebt zu haben, pries der alte, tapfere Freund Deutschlands immer wieder als die höchste Freude am Abend seines Lebens.“ — Und bei einem späteren Besuch in England während des Jahres 1878 schreibt Pauli:

„Es wird mir schwer, zu gestehen, daß die Entfremdung zwischen Deutschen und Engländern mir nie so groß und hoffnungslos erschienen ist, wie eben jetzt. Ich habe niemals eine so starke Volksabneigung beobachtet, wie sie heute die Deutschen gegen alles hegen, was englisch ist. Sie haben das

Vertrauen verloren in englische Politik, Verwaltung und Moral und scheuen das einst so hochverehrte Beispiel.“

Neben einer außerordentlich reichen Lehrtätigkeit war Pauli in Anspruch genommen durch Vollendung und Rundung seiner „Geschichte Englands“, der „Bilder aus Altengland“ und der „Aufsätze zur englischen Geschichte“. Andere Monographien kamen dazu und außerdem noch eine neue Tätigkeit in der Vorstandschafft des Hanßischen Geschichtsvereins.

Einst war unser württembergischer Landsmann Spittler, Paulis großer Vorgänger auf dem Göttinger Katheder, mit den Beziehungen Hannovers zu England beschäftigt gewesen. Diese Geschichte der Succession des Hauses Hannover griff Pauli wieder auf; sie nahm die letzten Jahre seines Lebens vorzugsweise in Anspruch. Glücklicher als sein Vorgänger, dem eine ängstliche Zeit den besten Teil der Quellen verschloß, fand Pauli jetzt ungehinderten Zutritt zu den Archiven. Mitten aus dem fruchtbarsten Wirken an dieser Aufgabe, aus dem Verwerten und Ausbeuten der gesammelten Schätze, hat ihn der Tod abberufen.

In der Heimat der Gattin, im Dorfe Schwachhausen bei Bremen, ist Pauli am 3. Juni 1882 gestorben, 59 Jahre alt. Hier ist er auch eingeseht worden; zahllose Freunde, Kollegen und Schüler umstanden neben der Familie das Grab.

Etwas von dem sprudelnden, anfeuernden Wesen des Mannes findet sich auch in allen seinen Werken, in dem belebenden Wort, das er zurückgelassen, in dem Schatz geschichtlicher Erkenntnis, von dem, ungeschwächt durch die Zeit, belehrender und anregender Einfluß ausgeht. — Nur wenige Historiker zeigen sich in demselben Grade wie Pauli für das öffentliche Leben der Mitwelt aufgeschlossen. Er sieht in der Vergangenheit vor allem die in ihr sich vorbereitende Gegenwart. Seine Meisterschaft im Formen des historischen Stoffes tritt überall zu Tage in der Klarheit und Bestimmtheit des

Ausdrucks, in der spielenden Leichtigkeit, mit der Schwierigkeiten überwunden werden, in der heiteren Sicherheit seines Vortrags. —

Mit dem Namen Pauli wird sich in Württemberg sowohl wie in Norddeutschland stets die Erinnerung verknüpfen an eine unselige Zwietracht. Wie ein Märchen klingt es herüber aus dem Ende des Jahres 1866 und man fragt sich unwillkürlich: war man denn im deutschen Mittel- und Kleinstaat blind und geistig gefangen, daß es so schwer fiel, an den deutschen Beruf Preußens und schließlich auch an seine Überlegenheit zu glauben?

Freilich war es für die allermeisten schwer, an den deutschen Beruf Preußens zu glauben. Denn wie ein dichter Schleier hing eine alte politische Schuld des preußischen Staates vor den Augen des deutschen Volkes und verhüllte das wahre Preußen bis zur Unkenntlichkeit. Die Völker, namentlich die der deutschen Rasse, sind Kinder der geschichtlichen Erziehung. In ihrem Gemüt und in ihrer Erinnerung haben sich festgetraut der despotische Kleinfürst wie der Rheinbundgedanke, aber auch die Brutalität Preußens gegen den Liberalismus durch vier Jahrzehnte vom Jahr 1819 an gerechnet.

So erscheinen manche Zeiträume mit ihren Stimmungen deshalb räthelhaft und unverständlich, weil in ihnen die Bilder aus früheren Jahrzehnten nachdunkeln und lange nicht weichen mögen neuem Licht und neuer Erkenntnis. —

Da sitzt man beisammen auf dem Wiener Kongress, mancher deutsche Kleinfürst mit schlotternden Knieen und banger Herzen. Wie sie mit erhobener Seele in den Freiheitskrieg eingetreten waren, so stürmten jetzt die preußischen Staatsmänner mit ihren Idealen von Größe und Einheit des Vaterlandes, von Freiheit der Völker in den Beratungsaal: Verfassungen müssen hinfort die deutschen Staaten schützen gegen

die Sultanslaunen ihrer Fürsten. Und die Fürsten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten gaben wirklich Verfassungen. Das deutsche Volk aber blickte voll Verehrung nach dem Mittelpunkt hin, wo preußische Opferfreudigkeit eine Flamme emporlohen ließ, an der sich alle deutschen Stämme wärmen konnten.

Wenn das so fortging, wurde Deutschland unter Führung Preußens einig und frei und Oesterreich stand überholt im Hintergrund. Doch für Oesterreich lag so Manches günstig und der Leiter des Staates, Fürst Metternich, ergriff die Gelegenheit, um eine alte Vogelscheuche, die Furcht vor der Demagogie, hervorzuholen und sie mit neuem Flitter aufzuputzen. — Und einer um den anderen von den preußischen Freiheitsmännern, die scharf und kantig, wie gehacktes Eisen sich angefühlt hatten, verschwand oder trat in den Hintergrund. Ein Strom von ertötender Kälte ging von Wien aus; Preußen wurde dem Absolutismus gerettet; die Spiegelsechtere mit dem Bundestag in Frankfurt brachte die Geister in Deutschland zur Ruhe; das alte, feurige, für die Freiheit der Völker glühende Preußen war verschwunden.

Nichts regte sich. Kaum daß da und dort aus der Tiefe aufsteigende Wirbel die glatte Oberfläche kräuselten. Es gewann den Anschein, als seien die Herden der Völker zur nächsten Ruhe in wohlumschlossene Pferche eingetrieben.

Preußen, vor kurzem noch so stolz auf eigenem Wege wandelnd, erschien als der Spießgeselle Oesterreichs, fast als sein und des Bundestags dienstbarer Hütel.

Die Stellung Preußens in dieser Zeit von 1819 und 1820 an, sein Abhängigkeitsverhältnis zu Oesterreich war eine Unnatur. Und diese Unnatur blieb bestehen bis zu dem Augenblick, da Bismarck im Jahr 1854 als Bundestagsgesandter sich bei der Sitzung eine Zigarre anzündete, obwohl der österreichische Gesandte bisher das als sein alleiniges Vorrecht

betrachtet hatte; sie wirkte nach bis zur Weigerung, den Fürstentag von 1863 zu beschicken.

Jede Unnatur erweckt Spott und Hohn. So bei den Kleinstaaten, beim „reinen Deutschland“ das unnatürliche Dienstbarkeitsverhältnis Preußens zu Oesterreich.

Deutscher Klein- oder Mittelstaat und deutscher Verfassungsstaat wurde allmählich gleichbedeutend im Gegensatz zu den absolut regierten Staaten Oesterreich und Preußen. Im Kleinstaat tat man sich nicht wenig zu gut auf die eigene Freiheit, auf Fortschritt und Kultur. Geringschätzig blickte man auf die in Knechtschaft schmachtenden Großstaaten.

Aber man unterschied doch scharf zwischen Oesterreich und Preußen. Ja, für den großen Völkerstaat Oesterreich passe eine Verfassung nicht; das preußische Volk aber sei so schwach, daß es eine Junkerregierung und absolute Wirtschaft ertrage, obwohl es sehnüchtig eine Verfassung herbeiwünsche; die Oesterreicher verzichteten aus Klugheit auf eine solche, die Preußen aus Schwäche.

Die Märtyrer aus den Zwanziger- und Dreißigerjahren klagten ganz besonders Preußen an als den rauhen und abgesetzten Feind jedes demokratisch-freien Gedankens. Die Tat des Zollvereins kannte man noch nicht in ihrer Tragweite. So verfiel der preußische Name dem Haß und der Verachtung in allen demokratischen Kreisen der deutschen Verfassungsstaaten. Aber nicht allein bei den demokratischen. Das war eigentlich neu. Alt war die Abneigung gegen alles, was preußisch hieß, bei den Rheinbundgenüthern und den dynastischen Partikularisten. Souveränität und Rheinbundgedanke waren ja von Preußen aufs grimmigste bekämpft worden.

Dabei gewann Oesterreich mit seinem anbietenden, lässigen Wesen, das sich so angenehm von der preußischen Schärfe und Bestimmtheit unterschied, das von jeher sich der Souveränität

der Kleinstaaten angenommen hatte. Und dies Österreich sollte sich von dem Preußen, das 1848 und 1849 doch nur Schwäche und Entschlußlosigkeit gezeigt hatte, aus Deutschland hinausdrängen lassen? Nimmermehr! riefen die Großdeutschen, die Freiheit würde dadurch den letzten Halt verlieren. Ohnedies habe ja Preußen sich in Olmütz wiederum der österreichischen Politik unterworfen und feierlich verzichtet, jemals wieder auf eigenem Weg zu wandeln oder sich von Großmachtgedanken kitzeln zu lassen. Und wirklich, Preußen wurde in der Reaktionszeit der Fünfzigerjahre wieder der Spießgeselle Österreichs.

Blind seien die Bewohner der Kleinstaaten gewesen, blind die Regierungen und die Presse, als sie an die guten Absichten Österreichs, an die Ausstreuungen über seine Machtentfaltung glaubten, das hielt man nach der Katastrophe von Königgrätz entgegen. — Nicht blinder, als es Preußen war seit dem Jahr 1819, nicht blinder als der Staat, der sich dugendmal vor einem Schatten beugte und zum Lohn dafür ganz Deutschland sich entfremdete. Und Preußen hätte sich fort und fort gebeugt bis ins Endlose vor einem Phantom von Macht, wenn nicht ein durchdringendes, strahlendes, der Wahrheit auf den Grund gehendes Auge, ein Seherauge, vom Sitz in Frankfurt aus die ganze Hohlheit der österreichischen Welt durchschaut, wenn nicht der unbändige Stolz eines wahren Preußenjohns sich aufgebäumt hätte.

Das aber blieb noch Geheimnis und wir in den Kleinstaaten hatten keine Seher. Und wenn nun plötzlich, ungebeten, das Licht kommt, so blinzelt man widerwärtig und will nicht bekennen, daß man blind war und daß man sich hat von Großsprechern an der Nase herumführen lassen.

Zu der bis zu einem gewissen Grad und einem gewissen Zeitpunkt berechtigten Mißachtung Preußens gesellte sich noch ein anderes: die Überhebung einer Welt über die andere.

Man erzählt, der Helgoländer zweifle nicht einen Augenblick an der Überlegenheit seiner Heimatinself, was Größe und Schönheit betreffe, über alle ähnlichen Erdfchollen auf dem Erdenrund. Der Bewohner der Nordseeinfeln, die durch Dünen und Deich gefchützt find, blickt herab auf diejenigen, welche ihre Heimat auf den fchupflofen Meereswiefen haben, die als Halligen flach auf der See zu fchwimmen fcheinen. Und der Bewohner der Marfch hat nur ein mitleidiges Achfelzuden für den Bauern, der auf der fandigen Geefst feinen Aker pflügt.

So wächst die Sonderart der Volksftämme in fcharf umriffenen Formen aus dem Boden heraus. Und das um fo deutlicher und fchärfer, je weniger eine große Industrie fih entwickelt, je weniger fremdes Touristenwolf fih geltend macht, je mehr der Bewohner mit feiner Nahrung auf die Bebauung des Heimatwinkels angewiefen ift. In folchem Winkel am Bodensee hinüber über die Donau ins Neckartal mit feinen zahllofen Verzweigungen fitzt der Teil der Schwaben, der fih im Königreich Württemberg zufammengefaßt fieht, verwandt mit den Alemannen, die im oberen Schwarzwald und in der Schweiz anfäßig find, und mit den Schwaben, die weiter oftwärts wohnen und zu Bayern gehören.

Ein behagliches, oft großfprecherifches und händelfüchtiges Bauernwolf fand gedeihliches Auskommen auf dem Boden, der den Anpflanzern fchon längft zu Eigentum geworden war. Nirgends ein übermächtiger, die Nachbarn erdrückender Befitz, nirgends ein geftrenger Gutsherr. Diefe Fülle des Bodens, diefe Unabhängigkeit, dies Stehen auf eigenen Füßen erzeugte denn auch ein Selbftgefühl, das gern in Überfchätzung des eigenen beglückten Dafeins überging, in ein Glückfpreifen feiner felbft. Und dies Glückfpreifen wanderte. Mit einiger Geringschätzung blickte der im fetten Lande am Fuß der Alpen, in Oberfchwaben und im füdlichen Schwarzwald

Wohnende auf den zusammenregierten, in unleidliche Enge eingepreßten Altwürttemberger, Niederschwaben, Hohenloher, Pfälzer herab. Und allen diesen Süddeutschen zusammen erschien die Welt draußen, dem Norden zu, wesentlich bewohnt von vermeintlichen Hungerleidern, welche voll Neid auf den mit politischer Freiheit wie mit uner schöplicher Nährkraft gegneten Boden blickten.

Nord und Süd — Preußen und Schwaben. Auf der einen Seite Mangel, Hunger und Knechtschaft, auf der anderen Überfluß, Sättigung, Freiheit; — das wurden für eine Menge sonst klar denkender Menschen zusammenfallende und ganz geläufige Begriffe. —

Mein Freund und Kompromotionale Julius Guting, jetzt Bibliothekdirektor in Straßburg, drang auf einer seiner Orientreisen als ein gar seltener Gast ins Innere von Arabien. Kaum jemals ist vor ihm ein Europäer dort gesehen worden. Um das Wunder anzustauen, kamen die Araber mit Weib und Kind zum Lager Gutings zugereist. Er erzählt, in aller Herrgottsfrühe seien sie schon an seiner Schlafstätte gehockt, um zu sehen, wie er sich aus seinen nächtlichen Umhüllungen herauswickle und für des Tages Arbeit zürichte. Warum er denn in ihr Land gekommen sei? fragten sie. Um die Inschriften zu sammeln, die an den Felswänden sich finden, lautete die Antwort. — Er solle doch von seiner Heimat erzählen, das sei gewiß ein recht dürftiges, ödes Land, forderten die Araber weiter auf.

Guting berichtet nun, er habe versucht, den Arabern begreiflich zu machen, wie dort das Getreide auf weiten, fruchtbaren Ebenen wachse, wie das Meer der Halme und Ähren unabsehbar sich dehne, wie auch der Armste sich täglich eines tüchtigen Stückes Brot erfreue. — „O Fremdling,“ klang es als Antwort zurück, „höre doch auf mit deinen Ruhmredereien, denn wenn du in deiner Heimat zu essen hättest,

wärest du nicht zu uns gekommen; du hast dich eben nur einmal satt essen wollen.“ — So hält ein Jeder seine Heimat für den Sitz des Wohlstands und aller Freuden des Lebens.

Es läßt sich ja begreifen, daß, nachdem das Rheinbundkönigreich Württemberg in diesem Winkel zusammengezimmert war, der erste König des Landes, Friedrich, ein geistvoller und höchst energischer Mann, nichts sehnlicheres wünschte, als ein Fenster aus dieser Enge und Schwüle hinausstoßen zu können, ein Fenster hinaus in die Welt, wo der Völkerverkehr flutet, hinaus ins Rheintal, das er, wenigstens zum Theil, für sein zum bloßen Hinterland herabgedrücktes Königreich zu erwerben trachtete. Ein Fenster war ihm ja zugebilligt worden, das Fenster am Bodensee nach der Schweiz hin, aber das erwies sich als Fenster mehr für die Romantiker, als für die Welt des Handels und Verkehrs.

Auch kleine Türen bei Ulm und Heilbronn fanden sich, aber an den großen Handelsstraßen bekam das Schwabenland keinen Theil; es blieb im inneren Winkel liegen, selbstgenügsam und trotzig. Auf härtere Proben als anderswo wurden Unternehmungslust und industrieller Schaffenstrieb gestellt, wenn die Eingeschlossenen es sich zur Aufgabe machten, die Verbindung mit den großen Handelsstraßen herzustellen und eigene Zentren für Handel und Industrie zu schaffen. In diesen Kreisen blickte man viel nach außen, wanderte draußen herum, holte auch viel von draußen herein. In Verwaltung und Schule aber mag es in den Sechzigerjahren nur wenige gegeben haben, die ihr Dienst jemals ins nichtwürttembergische Land hinausgeführt hätte, um Vergleiche im wirklichen Leben anzustellen. Ja heute noch sind der Natur der Sache nach solche Leute selten. Darum ist es auch gut, daß nichtwürttembergische Städte deutscher Erde, namentlich Weimar und Berlin, sich der Großen unter den Schwabenskindern so treulich angenommen haben und noch annehmen.

Vor einem Menschenalter, im Jahr 1866, zweifelte niemand daran, daß es der württembergischen Glückseligkeit unerfesslichen Abbruch tun würde, irgend welche Zugeständnisse an den Norden Deutschlands machen zu müssen. Mit den süddeutschen Nachbarn, mit Bayern, Baden, Hessen, ging es zur Not, aber etwas Eifersucht und Mißtrauen liefen doch mitunter:

Ein bissele Lieb' und ein bissele Treu'
Und ein bissele Falschheit ist immer dabei.

Bayern erschien schon viel zu groß und übermächtig; am liebsten wäre dem echten Württemberger so ein „reines Deutschland“ gewesen, in welchem er selbst der Größte oder annähernd der Größte gewesen wäre, nachdem er das Land Hohenzollern verschluckt. Ihm erschien als der einzige Bürge für Freiheit und Selbständigkeit eine lockere Föderation, bei welcher die Vielheit alles bedeutete, die Gesamtheit nichts. Eine unheimliche Lust bestand, das schon durch geschichtliche Entwicklung entstandene Große zu zerklüpfen, um lauter sich in ihrer Ohnmacht gleichstehende Kleine zu erhalten. Eine förmliche Angst veripürte man vor dem straffen Zusammenknüpfen zu einheitlicher Macht.

Nur äußere Gefahren sind es, welche bei solcher Stimmung der Gemüter den Zwingherrn und rasch durchfahrenden Lehrmeister spielen. Niemand ahnte, wie nahe der Tag der Gefahr sei, wie nahe das Zusammenknüpfen durch Kaiser und Reich.

Alles das ist ja nicht neu auf deutschem Boden. Durch Jahrhunderte sind wir gewandert bei Tag und bei Nacht, um aus der Vielheit zur Einheit zu kommen. Bald sind wir unter tüchtigen Häuptlingen dahergezogen, bald haben wir, führerlos, uns in einzelnen Herden verlaufen.

Aus alten, grauen Tagen erzählt man, Hermann der Cherusker, dessen Denkmal auf der Grotenburg im Teuto-

burger Wald bei Detmold steht, sei es gewesen, dem es erstmals gelungen, die unter sich habernden einzelnen Stämme der Deutschen und ihre Häuptlinge zu einigen. Auf dem Ringwall eines ragenden Gipfels im Teutoburger Wald mag er wohl an glänzendem Sommermorgen die Edlen und ihr Gefolge versammelt haben, um sie von der alles überwältigenden Macht und dem Segen der Einheit zu überzeugen.

Und so sprach Hermann zu den Führern, die um ihn standen, indem er auf Berg und Thal ringsum und auf die weiten Gebiete hinausdeutete:

„Da schauet unser schönes Vaterland, wie die Wolken darüber ziehen und hell die Sonne dazwischen scheint. Ihr Edlen von den Brukterern, blickt dorthin auf eure Sitze, wo eben die kleine Wolke über eure Brüche und Heiden zieht, und Ihr, mein edler Thun der Marjen, dort, wo die Wälder dunkeln, dort findet Ihr eure Heimat. — Am Horizont weit gegen Mittag seht ihr kaum noch den Berg der Habichte, der birgt wohl eure Hütten, ihr Männer vom Lande der Schatten. Und ihr, meine Häuptlinge der Angrivarier, dort seht ihr eure Berge, wo die Weser aus der Bergscharte bricht; hier, wo der leichte Rebelftreif sich hebt, da wohnt ihr Männer vom Steinhuder Meer und ihr vom Gau Buki. — Dort, seht die dunkle Mauer, daher kommen die kühnen Jäger aus den Talschluchten des Harzes, und ihr, meine Cherusker, eben streift das wandernde Sonnenlicht über eure Sitze.

„Wie klein ist jedes Einzelnen Heimat und Bezirk, wie groß und herrlich ist das Ganze! So blicket denn alle ringsum. Da liegt es ja, unser gemeinsames großes Vaterland, hier und dort und überall durch Heide, Bruch und Moor und Wald, durch sonnige Flächen und schattige Mulden. — Das Ganze ist groß, das Einzelne ist nichts. Untergehen muß der Einzelne vor dem Gifthauch der römischen Welt; vereinigt aber zu starkem Bunde werden wir der Fremden uns er-

wehren und nicht Schande häufen auf unsere heiligen Haine, auf unseren Heimatboden, auf unsere Sprache, unsere Sitten und die Vorfahren.

„Darum erhebet alle mit mir das Schwert als Bundesbrüder! Hier ist unser Vaterland, — dort liegt Aliso, die Zwingburg, dort steht der Feind! Bald werdet ihr seine glänzenden Feldzeichen sehen. — Erhebet alle das Schwert, ihr meine Brüder und Volksgenossen, und stürzet, so wie der Waldbach von unseren Bergen braust, auf die Römer und alle, die mit ihnen sind.“





Wandlungen

Du bring' ich meinen Wandergruß;
Noch bist du ja der milde Fluß,
Wie wir dich alle kennen.
Was fällt denn nur den Venten ein?
Auf einmal sollst du Grenze sein,
Du schöner Main,
Von Deutschen Deutsche trennen.
Fort mit dem trennenden Phantom!
Ein Gürtel sei der goldne Strom
An Deutschlands holdem Weibe.
Kein Fremder soll ihn uns entweihn,
Wir wollen seine Hüter sein,
Du schöner Main,
Daß Deutschland unser bleibe.

D. Friedr. Strauß.

Brücken bauen, daran mußte man zunächst denken, um die als deutlichstes Resultat des Kriegs in die Augen fallende Trennung zwischen den Deutschen im Norden und denen im Süden aufzuheben. Das bisherige Band, locker und außerordentlich bequem, hatte sich ja in der Strenge der Zeiten nicht bewährt. Wie wohltuend war das Bewußtsein gewesen, daß man eine Einrichtung über sich hatte, so nachsichtig, so bescheiden wie der deutsche Bund; eine Einrichtung, an der man immer herumboffeln, herumhämmern konnte, daß es aussah, als beschäftige man sich mit Reformen, als setze man Fenster ein, um den Dämmer helle zu machen! Wohltuend machte sich für die Schwächeren auch das Gefühl geltend, daß man Glied eines Bundes war, der an sich keine Macht darstellte, am wenigsten eine Großmacht, der nirgends in Europa als ein Faktor galt, mit dem man rechnen mußte, der also auch nicht im stande war, irgendwie in Fährlichkeiten zu führen.

Und jetzt! — Preußen, an der Spitze des Norddeutschen Bundes stehend, war eine ausschlaggebende europäische Großmacht geworden. Mit einer Art Verblüffung aber nahmen die drei süddeutschen Staaten Bayern, Württemberg, Baden (denn Hessen stand doch mit einem Bein im Norddeutschen Bund) wahr, daß sie nunmehr auch Staaten von europäischer Bedeutung seien mit keiner weiteren Anlehnung als eben untereinander.

Dies Gefühl des Verlassenseins machte sich unmittelbar nach dem Friedensschluß noch nicht geltend; es gewann erst allmählich, in den nächstfolgenden Monaten, an Stärke, als man die Bemerkung machte, daß von Preußen keinerlei Druck ausgehe, daß der Sieger seine Überlegenheit über den Besiegten in keiner Weise ausnütze oder gar zu Gewalttaten mißbrauche. Also kein Zwang, kaum Beachtung von außen her; man war ganz auf sich selbst und die eigene Klugheit angewiesen; eine gähnende Leere schien den süddeutschen Staaten entgegenzustarren.

Wenige Ländergebiete haben sich jemals in so eigentümlich schwieriger Lage befunden, wie jetzt diese süddeutschen Staaten. Am ehesten ließe sich mit dem derzeitigen Zustand in Süddeutschland die Lage der Vereinigten Staaten von Nordamerika vergleichen nach der Er kämpfung der Freiheit und nach dem Frieden von Versailles 1783. — Die Herrschaft des Mutterlandes England war beseitigt; kein Zwang, kein „Muß“ mehr vorhanden. Jeder der dreizehn Staaten, die vor kurzem noch Kolonien hießen, stand mit vollkommener Souveränität in der Welt da. Freilich das hatten diese jungen Staaten vom Jahr 1783 vor dem Süddeutschland des Jahres 1866 voraus, daß sie durch einen Kongreß in lockerer Weise zusammengeknüpft waren. Allein diese Körperschaft erschien noch zu keinerlei Kraftäufserung fähig. Wie sollte sich denn dies neugeborene Volk der Amerikaner der Welt vorstellen? Als ein lockerer

Staatenbund ohne gemeinschaftlichen Souverän oder sonstiges Oberhaupt? Oder aber als dreizehn einzelne Kleinstaaten?

Lange Zeit schien es, als ob es unmöglich wäre, dem Partikularismus der einzelnen Staaten gegenüber mit einer strafferen Einheit, mit der Schöpfung des Bundesstaates, durchzudringen. Die Vorkämpfer der Nation, Patrioten wie Washington und Hamilton, begannen besorgt zu werden; „eine Nation ohne nationale Regierung,“ sprach der letztere, „ist ein bedrückendes Schauspiel. Die Aufrichtung einer Verfassung mitten im tiefen Frieden durch die freiwillige Zustimmung eines ganzen Volkes ist ein Wunder, dessen Vollendung ich mit bangem Zagen entgegen sehe.“

Endlich trat als unerbittliche Lehrmeisterin die Not auf. In den Friedensjahren unmittelbar nach dem Freiheitskrieg hatte die Erfahrung alljährlich neue Schäden gezeigt, welche aus der Souveränität der Einzelstaaten flossen: Ohnmacht nach außen, mangelnder Schutz im Innern, die Möglichkeit über kurz oder lang dem Despotismus eines siegreichen Demagogen zu verfallen, unerträgliche Anarchie und allgemeines Verderben. Dem allem zu entgehen, flüchtete das Volk der Vereinigten Staaten, wenn auch die Partikularisten sehr zögernden Schrittes, unter den Schutz der Verfassung vom 17. September 1787, welche die Souveränität der Einzelstaaten aufhob, einen straff gegliederten Bundesstaat schuf, zum gemeinschaftlichen Souverän den Kongreß erkor und den Präsidenten zum Träger der vollziehenden Gewalt.

Jetzt erst waren durch die Einheit der Regierung die Bewohner der verschiedenen Staaten zu einem einzigen Volke gemacht; jetzt erst erschien der neue Bundesstaat mit seiner starken einheitlichen Spitze, trotz seiner kleinen Volkszahl mit kaum drei Millionen, als eine Großmacht, die bestimmt war, sich zu einem Bundesstaat auszuwachsen, wie die Welt noch keinen gesehen hat.

In den süddeutschen Staaten, welche die Friedensschlüsse vom Herbst 1866 als selbständige europäische Gebilde hingestellt hatten, war der Partikularismus, die Eiferjucht auf den Besitz der Souveränität, mindestens so stark vertreten als ehemals in den amerikanischen Staaten. Wird hier in Süddeutschland derselbe großherzige Verzicht auf die Souveränität der einzelnen zu verzeichnen sein, wie ehemals jenseits des Meeres? Wird sich ein straffer Bundesstaat mit einheitlicher Spitze hier gründen lassen, ein Bundesstaat, der mit seinen acht Millionen Einwohnern immerhin in Europa Beachtung finden müßte?

Schwerlich, so wie die Dinge lagen. Denn eine Wohltat hatten ja die amerikanischen Staaten von 1783 voraus vor diesen süddeutschen Staaten des Jahres 1866 — den gemeinschaftlichen Kongreß, der, ob er freilich nur ein bloßer Redeverein ohne Machtausstattung war, doch ein gemeinschaftliches Band von Volksvertretung einigermaßen vorzustellen vermochte.

Beim Mangel jeder gemeinschaftlichen Einrichtung blieb es den süddeutschen Staaten überlassen, durch ihre Minister in vorbereitende Unterhandlungen einzutreten. Es geschah das auch wiederholt zu Ende des Jahres 1866 und zu Anfang 1867. Das Ergebnis blieb immer ein recht empfindlicher Mangel an Übereinstimmung und Gemeingefühl.

So schien ein süddeutscher Bundesstaat ausgeschlossen. Auch von einer anderen Möglichkeit schien man von vornherein absehen zu müssen, von einer Anlehnung an Oesterreich, an die Schweiz oder gar an Frankreich. Am Ende blieb nur die Wahl übrig: Fortbestehen der Einzelsouveränität ohne jegliche Anlehnung, oder Hinneigung zum Norddeutschen Bund, in welchem sich die weit überwiegende Mehrheit der Nation zusammengefunden hatte. Damit wäre ein nationaler Abschluß erreicht gewesen. — Drüben über dem Main stand

der Norddeutsche Bund, um die freiwillig sich Meldenden, sobald der rechte Zeitpunkt käme, in seine Umrahmung aufzunehmen. Brücken waren auch schon geschlagen, um die militärisch und wirtschaftlich in der Luft stehenden Süddeutschen näherkommen zu lassen. Das Geheimnis der Brücken aber war bis jetzt nur den Regierungen bekannt.

Immerhin hatte man also einige Fürsorge für die äußersten Fälle in nationalem Sinn getroffen. Denn „eine Nation ohne nationale Regierung ist ein beängstigendes Schauspiel“, lautete die Mahnung des Amerikaners, der mit Genialität und höchster Verstandesschärfe einen ungetrübten Blick für praktisches Handeln verband.

In Süddeutschland wären die Dinge, politisch und militärisch, wohl rascher und glatter verlaufen, wenn nicht so viel Entrüstung auf Lager gewesen wäre. Man hatte sich den weiteren Verlauf etwa so gedacht: nachdem der Sieger einen Teil des Landes besetzt, von jedem der süddeutschen Staaten auch eine respectable Summe blanker Gulden als Kriegsentuschädigung eingefackt hat, wird er nicht verfehlen, dem Besiegten seine Überlegenheit weiter fühlen zu lassen; man wird versuchen, die Wahlen zu beeinflussen, die Presse zu knebeln, um die Staaten zu zwingen, sich dem Norden anzuschließen.

Ganz geladen war man mit einem Vorrat an Entrüstung und Manneszorn, um alle Bergewaltigung zurückzuweisen. Nun ließ sich aber nirgends etwas sehen, das wie Zwang, Aufdringlichkeit, nicht einmal wie Einladung aussah. Die süddeutschen Regierungen, das Treiben der Presse und der Parteien dort, die Vorwürfe, Angriff wie Abwehr, alles wurde vom Norden aus gründlich und wie absichtlich ignoriert. Dem Zappeln und Lasten in Süddeutschland stand der Norddeutsche Bund vollkommen kühl gegenüber. Das war nicht geeignet, die Laune der Süddeutschen zu bessern. In Württemberg hatte man erwartet, daß sich alles Wähen

um diese wertvollen Bissen drehen werde. Denn man hielt sich für einen höchst wichtigen Gegenstand, dessen Besitz das Ziel der Wünsche und geheimen Absichten aller bilde, wonach man sich also gegen jedermann vorzusehen habe. Da sich aber niemand um den Besitz kümmerte und die Gegner nationaler Einigung unter Preußens Führung doch geladen hatten, so schossen sie eben los, gleich als ob sie mit unerträglichem Zwang bedroht wären.

Großdeutsche und Volkspartei setzten sich in Pose, als wäre es ihre Aufgabe, das gefährdete Vaterland zu retten. Aus diesem Kämpfen gegen eingebildete Vergewaltigung ist manches Verrennen zu erklären.

Soeben kam man von einem politischen und militärischen Jena her. Die militärische Seite fiel am deutlichsten in die Augen. Von diesem Stück glaubte auch der einzelne am meisten zu verstehen. Aus dem Lager der Volkspartei in Württemberg hörte man klagen: die Offiziere mit wenigen Ausnahmen seien preußisch geworden; sie wollen nichts mehr von dem „erbärmlichen Staate“ wissen, der die bravsten und tapfersten Männer durch verkehrte Einrichtungen in so falsche Lagen bringe, daß sie da, wo sie ihr Bestes zu tun und Leib und Leben für ihn einzusetzen bereit seien, als Tröpfe oder Loren erscheinen müssen. Am Ende sei es freilich zu verzeihen, wenn sich die Offiziere aus ihrer Enge heraus unter die große Pickelhaube sehnen; aber sie vergessen eben, daß, was von Preußen Großes geleistet worden, eine Wirkung der allgemeinen Volksbewaffnung sei.

Richtig; man solle vom Gegner lernen; Preußen habe uns auf einen erprobten Weg gewaltsam hingeführt. Blinde Nachahmung aber sei nicht das wahre Lernen, „und wenn auch der Gegner unser Lehrer geworden ist, so hindert uns doch nichts, über sein Beispiel hinauszugehen und seine Grundsätze besser anzuwenden als er selbst“.

Als das Preußentum nach dem Jena von 1806 in dem zerstückten und geschwächten Staate sich wieder gesetzt hatte, war es ferne davon, seine Gefundung darin zu suchen, daß es die militärische Organisation des Gegners nachahmte. Nein, es ging weit über das Vorbild des Gegners hinaus und stellte mit dem Grundsatz der allgemeinen und persönlichen Wehrpflicht so gesteigerte Anforderungen an die Bürger des Staats, wie sie bis daher unerhört waren.

Diejenigen aber, welche sich berufen fühlten, für die Wohlfahrt Württembergs nach dem Jena von 1866 zu sorgen, gedachten keineswegs, die preußischen Anforderungen an den einzelnen zu steigern; nein, das Wahre sei, sie zu verringern, allgemeine Wehrpflicht tatsächlich durchzuführen und zwar mit Anlehnung an das Milizsystem.

Der Milizgedanke war keine Neuheit in Württemberg; fast so oft als die Schrulle vom „reinen Deutschland“ trat er aus dem Nebel hervor. Und zugleich war er älter. — Denn der Gedanke der allgemeinen Waffenpflicht, des Massenaufgebotes war auch in der Zeit der geworbenen Kriegsknechte niemals ganz erstorben im Volksbewußtsein. Als zu Ende des 18. Jahrhunderts die Grenze am Rhein von dem Überschaumen der französischen Revolution bedroht war, da zeigten sich wohl da und dort die Bauern im Schwarzwald und in der Pfalz geneigt, zum Schutz ihrer Dörfer, ihres Tales, ihrer Nachbarschaft zur Wehre zu greifen. Viel unternehmungslustiger trat Herzog Ludwig Eugen von Württemberg auf, als er 1794 eine allgemeine Landmiliz neben der kleinen stehenden Armee aufstellte, so daß das Land immerhin 20000 Mann hätte aufbieten können bei 600000 Einwohnern.

Die Leute kamen ortschäftsweise zusammen und übten sich; durch Aufklärung über die nahende Gefahr, durch Reden und Wieder suchte man eine gewisse Wärme und Begeisterung in die Sache zu bringen:

Auf aus dem trägen Winterschlaf!
Der Tag der Ehre naht;
Sie flieht — die schwarze Mitternacht,
Der Württemberger Geist erwacht
Zu großer Männertat.

Allein das Vorurteil gegen rücksichtsloses militärisches Denken und Handeln, der Geist der Ländelei, Verhättselung und Spießbürgerlichkeit ließen kein rechtes Gedeihen aufkommen und als im Sommer 1796 die Franzosen wirklich über den Schwarzwald einbrachen, standen die württembergischen stehenden Truppen in kleiner Anzahl und allein auf dem Kniebis; kein Milizmann ließ sich sehen. — Auch später noch bestand ungemein viel Lust, mit milizartigen Einrichtungen zu experimentieren. Wie viel Geklunker mit hohen Worten über Volksbewaffnung, wie viel eitler Prunk! Wieder rief man nach einer Volkswehr im Frühling des Jahres 1848. Ein Institut, das mehr an die französische Nationalgarde als an Miliz erinnerte, ging aus der Bewegung hervor, die Bürgerwehr.

Die ganze Erscheinung und die Leistungen dieser Bürgerwehr aber drückten dem Professor Dr. Fr. Th. Vischer (Schartenmaier) die Feder in die Hand, um eine Flugchrift ins Land hinauszusenden unter dem Titel: „Das Bürgerwehrinstitut oder: Ist der Jammer noch länger zum ansehen? Eine bitterliche Klage und dringliche Bitte an das württembergische Ministerium. Stuttgart 1849.“

„Kein stehendes Heer und keine Bürgerwehr,“ meint schließlich der warmherzige Patriot, „sondern eine Landwehr nach preussischem Muster!“ Dabei übersieht freilich der Gelehrte, dem eine lebhaft militärische Ader nicht abzusprechen ist, daß die Landwehr nur aus dem stehenden Heer hervorgehen kann, eine Frucht auf demselben Baume ist, gezeitigt wird durch die allgemeine nationale Waffenschule. — Sobald die Bürgerwehr verschwunden war, bewegte sich das mili-

türische Leben in Württemberg so gut wie in den anderen Kleinstaaten innerhalb der Rahmen, die von den äußerst bescheidenen Forderungen des deutschen Bundes gezogen waren.

Für ein Glückseligkeitsceiland freilich paßte weder das stehende Heer, noch die Miliz, paßten weder bescheidene, noch hohe militärische Ansprüche irgend eines Bundes. Da man aber doch etwas tun mußte, so griff man das vermeintlich kleinste von allen Übeln heraus, indem man für Miliz stimmte. Und da dieser Milizgedanke gerade von den Preußen und den preußisch Gefinnten angefeindet wurde, so verliebte man sich in ihn und umgab ihn mit allem Glorienschein der Vergangenheit und neuem Hoffnungsglanz für die Zukunft.

Erst die Bedrohung Deutschlands durch Frankreich gelegentlich des Handels mit Luxemburg machte es für die Regierungen notwendig, aus der Geheimnißkrämerei hervorzutreten und aller Welt zu verkündigen, daß die deutschen Staaten, groß und klein, Nord und Süd, jeder von außen kommenden Gefahr geeinigt entgegentreten werden, geeinigt durch ein Schutz- und Trutzbündnis, das beim Friedensschluß im Herbst 1866, wie es scheint unter Vorantritt Württembergs, abgeschlossen worden war. Schon am 18. März 1867 hatte Bismarck die Presse benutzt, um dem Ausland keinen Zweifel darüber zu lassen, daß ein Bündnis bestehe, wonach für den Kriegsfall dem König von Preußen der Oberbefehl auch über die Streitkräfte der süddeutschen Staaten übertragen werde. Und am 23. März veröffentlichte der „Staatsanzeiger“ in Stuttgart das ganze Schutz- und Trutzbündnis.

Jetzt mußte natürlich auch in der Praxis die Regierung Farbe bekennen; sie tat das wenige Wochen später, indem sie sich entschieden für eine Heeresumbildung nach dem Muster Preußens aussprach.

Die Kluft zwischen dem Norddeutschen Bund und den Süddeutschen Staaten hatte man sich in Frankreich und Oster-

reich, in den Parteien der Großdeutschen und Demokraten so liebevoll ausgebaut und erbeitert, durch allerlei Schlagbäume und Wolfsgruben verstärkt — und jetzt diese Bescherung!

Ich muß gestehen, im Kreise von uns jungen Offizieren rief die Nachricht auch gerade keine Begeisterung hervor. Freilich, vom Alten uns loszuschälen, das konnten wir kaum erwarten; wir schwärmten für allgemeine Wehrpflicht und preussische Methode. Aber zugleich bot es doch einen besonders wohlshmeckenden Reiz, sich diese preussische Methode in etwas allgemeinerer Fassung zu denken; vielleicht kürzere Präsenz und dafür zahlreichere Bataillone und Kompanien, so daß unsereiner noch mit jugendlicher Kraft hätte Hauptmann werden können. Jetzt war es klar, wenn wir unter preussischem Oberbefehl fechten wollten, mußten wir uns bis ins einzelne auch preussische Art aneignen.

Von neuen Männern wußte man sich zu erzählen, von dem Hervortreten seither unbekannter Talente. — Der ist immer übel daran, der verurteilt ist, mit einem abgelebten System die Probe liefern zu müssen. Das war das Schicksal des Generals Oskar v. Hardegg, als er im Sommer 1866 an die Spitze der württembergischen Felddivision gestellt wurde. Er selbst war, wie die anderen Führer, ganz in dieser eingeengten spezifisch württembergischen Welt aufgewachsen. Ohne Zweifel war er ein talentvoller Soldat und hätte unter anderen Verhältnissen Tüchtiges geleistet. Für das Zutreffende seiner Auffassung und für seinen Scharfsinn spricht, daß er, wie neuerdings festgestellt ist, schon am 6. Juli dem König die Heimberufung der Truppen empfahl, um nutzlose Waffengänge, wie Tauberbischofsheim, zu vermeiden. — Der praktischen Schule entbehrend, wandte sich eine ganze Reihe begabter Männer: v. Baur, v. Wiederhold, Julius Hardegg, v. Fischer u. a. ernstern militärischen, geschichtlichen, topographischen Studien zu. Jahrzehntelang mußte bei ihnen die

Theorie als Ersatz eintreten für das vielgestaltige, rasch umschlagende konkrete militärische Leben, wie es sich bei großen Übungen und bei geistweckendem Ausbildungsgang zeigt.

Sobald solche Männer aus der Welt des Lesens, Schreibens, Zeichnens heraus in den Beruf vor der Front versetzt wurden, mußten sie sich fremd, manchen Erscheinungen gegenüber fast hilflos fühlen; tausende erwartungsvoller Augen waren auf sie gerichtet und alle diese Augen erkannten, wie dem Mann dort droben jene heitere Überlegenheit fehle, welche das Kennzeichen eines gewiegten Befehlshabers ist. Das Soldatenauge ist ein besonders scharfer Beobachter und Richter; mit ungemeiner Schlagfertigkeit wird auch zumeist das richtige Wort gefunden: „Ahrenmacher“ hat der Soldatenwitz den einen und anderen von jenen nachdenklichen Männern genannt, die aus ihrer Studierstube urplötzlich auf den Platz vor der Front versetzt worden waren.

In späteren Jahren mußte man unwillkürlich daran denken, was aus den vielen begabten Männern hätte werden können, die im württembergischen Soldatendienst sich nicht voll entwickeln konnten, weil ihnen das ergänzende Inneandergreifen von theoretischer und praktischer Schulung gefehlt hat, oder weil sie sich im stockenden Avancement festfahren mußten.

Wer auch von württembergischen Führern im Feldzug 1866 an der Spitze stand, er hätte dieselben Schwierigkeiten zu bekämpfen gehabt, dieselben schlimmen Erfahrungen mit dem veralteten System gemacht, wie es dem General Oskar v. Hardegg beschieden war. Jetzt, da mit dem alten System vollkommen gebrochen werden sollte, war es natürlich, daß er als Kriegsminister zurücktrat. Am 27. April 1867 wurde General v. Wagner an seine Stelle gerückt, ein Mann, der in der Armee wenig bekannt war. Wir Jungen hatten ihn kennen gelernt durch seinen Unterricht, den er in der Kriegsschule gab.

In der Zwischenzeit war er Militärbevollmächtigter beim Bundestag in Frankfurt gewesen. Nur kurze Zeit weilte er hier, aber sie war lang genug, um einen vollständigen Wandel herbeizuführen. — In Frankfurt hat sich ja auch bei dem größten deutschen Staatsmann der Wandlungsprozeß vollzogen; Bismarck kehrte von da zurück mit der Überzeugung, daß Preußen ehestens an die Spitze der deutschen Staaten zu stellen sei, und mit der festen Zuversicht, daß sein Kampf um die Vorherrschaft erfolgreich sein werde.

Gerade für diese Zeit zeigte der Freiherr v. Wagner-Frommenhausen die richtige Verfassung des Geistes und Charakters; sein knappes, nüchternes Wesen, seine Zurückhaltung, seine schmucklose Sprache hätte stets gepaßt, aber niemals besser als in diesen Tagen, da um einer genialen Phrase willen endlose Reden gehalten wurden. Heute wird man nur schwer begreifen, wie in dem Umwandlungsprozeß Stück um Stück der öffentlichen Meinung und der Kammer abgerungen werden mußte. Denn hier in der Kammer setzte sich die Mehrheit zusammen aus Ultramontanen, Volkspartei und Großdeutschen; und diese letzteren erschienen als die gefährlichsten von allen, weil das Festhalten an Oesterreich für besonders pietätsvoll und als Zeichen biederen Charakters galt.

Verstärkte Hilfstruppen schuf sich der Kriegsminister erst, als die nach Preußen geschickten Offiziere aller Waffen zurückkehrten und im Bunde mit der deutschen Partei und den Vertretern der Handelskammern die geschlossenen Läden am württembergischen Haus öffneten und Licht ins Innere strömen ließen. — Eine besondere Stütze fand Wagner an König Karl, der, an sich keine entschiedene Natur, doch gerade in Sachen des Heeres sich eine feste Meinung gebildet hatte mit dem Ziel, lieber sich zu bescheiden mit einer weniger zahlreichen Truppe von festem Gefüge, statt einer unsicheren Zukunft entgegenzugehen mit lockeren Milizgebilden, deren

Mängel durch ein Prunten mit großen Ziffern ausgeglichen werden sollten. Schon machte sich auch im Hintergrund der Einfluß einer Persönlichkeit geltend, die mit der Reife ihres Auftretens einen verblüffenden Gegensatz zu der eingewohnten Leisetreterei schuf.

Oben habe ich erzählt, wie der Hauptmann v. Suckow in besonders geistreicher Weise den Kriegsschülern Vorlesungen über Terrainlehre und Geologie hielt. Im Feldzug 1866 diente er im Generalstab des Prinzen Karl von Bayern, der, wie wir gesehen haben, Oberbefehlshaber des VII. und VIII. Armeekorps am Main war. Im Frühjahr 1868 ist Oberst v. Suckow zum Chef des Generalstabs ernannt worden. — Seine Laufbahn unterschied sich kaum von der gewöhnlichen des württembergischen Generalstabsoffiziers. Allein er war ein Mann von raschem Blick, von hervorragendem Gestaltungsvermögen in mündlicher und schriftlicher Darstellung. Die Lust am Formen eines Gegenstands scheint als Erbstück von der Mutter, in der Literatur unter dem angenommenen Namen Emma v. Niendorf bekannt, auf den Sohn übergegangen zu sein. Ein Autodidakt von der Art Suckows verarbeitet große Probleme rasch, macht sich hohe Ziele zu eigen, weiß nach Art der Idealisten überzeugend und packend zu reden, für sich zu gewinnen, zeigt sich am Ende auch zu einem Kompromiß geneigt, aber nicht, um andere Gedanken in sich aufzunehmen, sondern um von dem eigenen Ideal möglichst viel zu verwirklichen. Zunächst gewann Suckow Einfluß auf den König durch seinen Bericht über den Mainfeldzug. Er enthielt derbe Wahrheiten. Beim Lesen soll der König wiederholt gesagt haben: es ist doch stark, daß ich mir das bieten lassen muß, aber ich darf froh sein, jemand zu haben, der mit der Wahrheit herausrückt. Eine weitere Studie Suckows über Württembergs politische und militärische Zukunft scheint im Frühling 1867 Anlaß zur Berufung Wagners gegeben zu haben.

Von jetzt ab ging alles in rascherem Tempo und mit deutlicherem Ziele. — Am 4. Juli 1867 erfolgte die Einführung des preußischen Exerzierreglements mit den darauf Bezug habenden Dienstvorschriften zunächst für die Infanterie. Dieselbe Anordnung erging später für Reiterei, Artillerie und Pioniere. Ja, die Reiterei erhielt außerdem noch zu Ende des Jahres 1868 als Kopfbedeckung den preußischen Dragonerhelm.

Eine bis daher nie geübene Tätigkeit begann in den Kasernen der Infanterie, in deren Nachbarschaft und auf den Exerzierplätzen. Bis jetzt hatten wir die Phantasie spazieren gehen lassen und uns den angenehmsten Träumen hingeeben. Denn wo man einer Gleichung mit lauter unbekanntem Größen gegenübersteht, da hat der Verstand nichts zu tun, da ist der Phantasie freier Spielraum gestattet. Nun war plötzlich eine Größe bekannt geworden und demzufolge löste sich auch die Gleichung und das weitere Unbekannte mit Leichtigkeit. — Zunächst die Frage der Bewaffnung. Hinterladungssysteme gab es genug. Die ganze Technik war ja fieberhaft erregt. Bald dachte man an Milbank-Amsler, bald an Albini-Brändle. Der Mechaniker W. Eberhardt in Ulm hatte eine vierläufige Schießmaschine erfunden, die in der Minute 240 Schüsse abgab (Modell im Arneemuseum in Stuttgart); ein kleinkalibriges Gewehr, das der Oberst Hermann v. Hügel zusammengefeßt, machte von sich reden.

Als aber aus dem Luxemburger Handel blutiger Ernst hervorzugehen drohte, glaubte die vom Kriegsministerium in Stuttgart eingesetzte Kommission von allem Unerprobten absehen zu müssen und entschied sich für das Zündnadelgewehr, wie es, außer Bayern, auch die anderen deutschen Staaten getan. Zunächst wurden 6000 Zündnadelgewehre, nicht gerade die feinsten und neuesten, von Preußen in Empfang genommen und an die Regimenter verteilt. Da

hielten wir also den Zauberstab in der Hand; aber noch blieb er für uns ein Geheimnis.

Um den Schleier zu lüften, wurden zweierlei Wege eingeschlagen: was bis jetzt sorglich vermieden oder doch nur versucht worden war, eine Kommandierung von Offizieren nach Preußen, begann jetzt in großem Maßstab sich zu vollziehen und zudem hielten noch fremde Instruktooren ihren Einzug auf unsere Übungsplätze.

Im Verlauf des Feldzugs 1866 hatten wir ja wohl einen Blick in die Welt getan, aber Berlin war doch noch weit in der Ferne geblieben. Uns Jüngeren erschien eine Reise nach Berlin damals fast so, wie heute ein Gang zu den Quellen des Nils betrachtet wird. Und jetzt packten Duzende von Kameraden, Stabsoffiziere und Hauptleute, Infanterie, Reiterei, Artillerie, Generalstab, ihre Koffer, um mit einem Ruck auf den Übungsplätzen in Berlin, Spandau und anderen Orten zu stehen und aus der Quelle zu schöpfen. Ein preussischer Militärbevollmächtigter (General v. Obernitz) tauchte in Stuttgart auf und ein württembergischer ging nach Berlin ab. Was noch vor Jahresfrist wildfremd erschienen, wurde von Tag zu Tag vertrauter und nachahmungswerter. Als die Kameraden nach zwei Monaten zurückkehrten, sogten wir jedes Wort von ihren Lippen, um haarklein zu erfahren, welche Vorgänge sich in Preußen vollziehen auf den Schießplätzen, beim Exerzieren, im Kasino. Wußte vollends einer zu berichten vom Meer, von den Buchenwäldern auf Rügen, von Kiel, von Hamburg, von Wilhelmshaven, von den großen Dampfjern, von den Kriegsschiffen des Norddeutschen Bundes und ihrer Flagge, da rückten wir dicht an ihn heran, damit kein Wort uns entgehe. So mögen die Spanier einst um die Gefährten des Kolumbus sich gedrängt haben. Eine vollständig neue Welt war es ja für uns, von der wir berichten hörten.

Das wichtigste Ereignis vom Sommer 1867 war die Ankunft der badischen Instruktoren. — Als nämlich die leitenden Minister und die Kriegsminister der süddeutschen Staaten in den Konferenzen zu Stuttgart vom 3. bis 5. Februar 1867 viele verschönerte Vereinbarungen angenommen, aber keinen Beschluß gefaßt hatten über ein dem preussischen nachgebildetes Kriegsdienstgesetz, da war das Großherzogtum Baden für sich vorgegangen und hatte preussische Waffen und preussisches Reglement eingeführt. So empfahl es sich also, von Baden sich eine Anzahl von Offizieren und Unteroffizieren zu erbitten.

Zu jedem Regiment und Jägerbataillon kam ein Hauptmann mit zwei Unteroffizieren. Der Unterricht sollte beginnen mit der Kenntnis und Behandlung des Gewehrs; dem folgte Scheibenschießen und Exercieren in der Kompanie nach dem preussischen Reglement bis zum 1. September. Von diesem Zeitpunkt bis 1. Oktober Exercieren im Bataillon und vom 1. Oktober an Einübung der beurlaubten Mannschaften.

Das 8. Infanterieregiment erhielt in dem Hauptmann Reyle einen außerordentlich gewandten und liebenswürdigen Instruktor. So angeregt hatte man die Leute nie gesehen. Jeder fühlte, daß er an einer Umwandlung mitarbeite, wie sie in militärischen Anschauungen, Handfertigkeiten und Bildungsmitteln sich während eines halben Jahrhunderts nicht vollzogen hatte.

Im Schatten der zahlreichen Alleen, welche in Ludwigsburg der Kaserne benachbart liegen, waren Tische aufgeschlagen, um die neuen Gewehre in ihre einzelnen Teile zu zerlegen und den Mechanismus zu zeigen. An einem anderen Ende hatten sich die Offiziere in kleinen Abteilungen aufgestellt und Hauptmann Reyle zeigte ihnen die Griffe vor, das Laden und ließ sie marschieren, um die elementarsten Bewegungen auszuführen. Ein reger Wettstreit machte sich geltend; der eine

eignete sich das Neue schneller an als der andere; der Schüler von gestern konnte heute schon als Lehrer auftreten. So entwickelte sich die Sache rasch; eine Lehrkompanie konnte aufgestellt werden und nun geizten wir Jüngeren nach der Ehre, sie recht exakt nach preußischem Reglement zu exerzieren und im Gefecht zu verwenden.

Meine damalige Beschäftigung mit württembergischer Kriegsgeschichte gestattete mir, den Kameraden zu erzählen, wie es nicht das erste Mal sei, daß preußisches Reglement in Württemberg eingeführt werde, daß fremde Instruktoren auf die Übungsplätze kommen. Vor mehr als hundert Jahren, am 1. Januar 1754, habe Herzog Karl Eugen ein „Reglement vor die württembergische Infanterie-Regimenter“ ganz nach preußischem Muster aufstellen lassen, auch nach dem Vorgang Preußens die blaue Farbe für die Röcke eingeführt, welche seither weiß, gelb oder rot gewesen. Damals seien preußische Offiziere und Unteroffiziere ins Land gekommen, um den neuen Dienst zu lehren; manche von ihnen seien bei dieser Gelegenheit in württembergische Dienste übergetreten.

Aus dem alten Reglement des Jahres 1754 begann ich im Kreise der Kameraden einzelnes vorzulesen, wurde aber ernstlich beschworen, damit innezuhalten; denn das alte Reglement zeigte eine so verblüffende Ähnlichkeit mit dem neuen, jetzt im Jahr 1867 zur Geltung kommenden, daß man befürchten mußte, die beiden Wegweiser miteinander zu verwechseln.

In der Mitte des 18. Jahrhunderts oder bald nach derselben hatte man ja geglaubt, die Geheimnisse Friedrichs des Großen ergründen zu können, wenn man sein Reglement, seine Vorschriften für Elementartaktik, einführe. In Preußen änderte man im Laufe von hundert Jahren in der That nur das Nötigste am Reglement. Denn man hatte Besseres zu tun und Größeres.

In den Kleinstaaten aber lag die Sache durchaus anders; etwas Großes durfte man nicht tun, schon der Kosten wegen; da hielt man sich denn an das Kleine, das nichts kostete als höchstens Druckerschwärze; — man erfand immer neue und neue Reglements. Wie nach dem Stein der Weisen, wie nach der blauen Blume suchte man nach einer Dienstvorschrift, die alle Schäden heilen und durch eine Art geheimer Kraft Überlegenheit schaffen könnte. Es gelang auch wirklich, Gutes hervorzubringen, aber einen Kräftezuschuß entdeckte man nicht; die Alchymisten kamen ja einst dem Goldmachen auch ganz nahe, aber wirkliches Gold vermochten sie durch ihr Produkt nicht zu erzeugen.

Jetzt im Jahr 1867 hatte man ein Reglement angenommen, das Mängel und Lücken in Fülle enthielt. Aber dem eigenen Entschluß, der Initiative der Unterführer ließ es Raum; an die Unvollkommenheiten des Geschriebenen dachte kein Mensch mehr; denn man hatte, nachdem das Reglement von seiner beherrschenden Stellung abgesetzt und in den ihm gebührenden zweiten Platz verwiesen war, Besseres und Größeres zu tun mit den Aufgaben, die vor Augen traten durch den Geist, der Leben weckte trotz der veralteten äußeren Formen.

Im Regiment selbst traten in dieser Zeit ziemlich viele Veränderungen ein. Der Oberst v. Reizenstein, der als Bravster der Braven im Gefecht vorangegangen, kam als Brigadegeneral nach Stuttgart. Die Steinmehrnatur, die in ihm schlummerte, wäre wohl zur richtigen Entfaltung gekommen, wenn er seine Schulung in größeren Verhältnissen zum Abschluß hätte bringen können. Auch eine gewisse Verjüngung vollzog sich am Offizierkorps; die müde und stumpf gewordenen Hauptleute und etliche unverbesserliche Anhänger des Alten wurden durch junge Kräfte ersetzt. Wir Leutnants atmeten förmlich auf; hatten wir doch als gute Vorbedeutung

am 6. März, dem Geburtstag des Königs, einen neuernannten Generalstabshauptmann von 27 Jahren sehen dürfen, Kuno v. Falkenstein, der vor kurzem als kommandierender General des XV. Armeekorps in Straßburg gestorben ist.

Mein seitheriger Bataillonskommandeur, Oberstleutnant v. Greiff, war, für seine bei Tauberbischofsheim an den Tag gelegte Tapferkeit mit dem Militärverdienstorden ausgezeichnet, am 1. Mai 1867 abgegangen und ich stand jetzt als Adjutant bei dem neuen Kommandeur, Oberstleutnant Adolf v. Seubert. Ich habe ihn schon oben gerühmt als einen Mann von hohem Wissen und ausgebreiteter literarischer Tätigkeit. Er war es auch, der die bescheidene Feierlichkeit leitete, mit der wir am 1. September 1867 unseren militärischen Lehrer, den Hauptmann Reyle, verabschiedeten.

Der Lehrkurs war zu Ende; die württembergischen Reglements, funkelnagelneu, lagen in der Ecke; schon wußten wir ziemlich selbständig das preussische Reglement, bei dem alle Besserwissererei glücklicherweise ein Ende hatte, zu handhaben. Dankbaren Herzens saßen wir um unseren braven Reyle und, nachdem wir die Gläser gefüllt, gedachte Oberstleutnant Seubert des Scheidenden und der vielen Schweißtropfen, die er uns gekostet:

Die Türken und die Hottentotten
 Befassen sich mit Reihn und Rotten,
 Walachen, Perfer und Chinesen
 Sie müssen ihre Vorschrift lesen.
 Von Konstanz bis zum letzten Thule
 Betreibt man die Soldatenschule.
 Wohl mancher denkt dabei sein Teife,
 Doch alle haben ihren Reyle.

Ging es in diesen Sommer- und Herbstmonaten auf den Übungsplätzen und in den Kasernen so lebhaft zu, wie man es noch nie gesehen, so machte sich auch außerhalb der militärischen Kreise, in Dorf und Stadt, in Wirtshäusern und

Volkssammlungen, in Kommissionen und auf Parteitagungen eine Aufregung geltend, die Zeugnis dafür ablegte, daß man im Begriff war, das innere und äußere Leben des Kleinstaats auf ganz neuen Grundlagen aufzubauen.

Durch diese Bewegungen, welche sowohl geistiger als materieller Natur waren, ist denn auch das Jahr 1867 wohl das inhaltreichste für die süddeutschen Staaten geworden in der ganzen zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts.

Schon ist von der Veröffentlichung des Schutz- und Trutzbündnisses die Rede gewesen zu Ende des Monats März. Jetzt im Sommer sollte der Zollverein auf eine neue Grundlage gestellt werden. In Berlin wurde erklärt, es sei nicht mehr zu ertragen, daß die Zollvereinsangelegenheiten, welche im Norddeutschen Bund dem Reichstag und dem Bundesrat unterstehen, fernerhin abhängig seien von den Einzellandtagen und Regierungen der süddeutschen Staaten. Diese Staaten seien anzuhalten, für die speziellen Zwecke des Zollvereins teilzunehmen an den Verhandlungen des Norddeutschen Bundesrats und Reichstags. So kam der Entwurf zum Zollparlament zu stande; für Württemberg mit 17 Abgeordneten unter 382 Mitgliedern. Am 8. Juli wurde der Vertrag in Berlin unterzeichnet.

Also Bündnis zu Schutz und Trutz und daneben noch Zollparlament. Zwei Dinge, die in Württemberg auf der einen Seite helle Freude, auf der anderen trotzigen Ärger hervorriefen. — Freude; denn mit dem Bündnis hielt man sich gesichert nach allen Seiten hin, und vom Zollparlament wußte man, daß es nur der Vorläufer vom Parlament des deutschen Volks sein werde; Handelseinheit und politische Einheit, so hatte ja vor Jahrzehnten Friedrich List gesagt, sind Zwillingeschwestern, die eine kann nicht geboren werden, ohne daß die andere folgt. — Ärger; diese Zeitspanne der selbständigen Existenz schien so recht geschaffen, um Württem-

berg in mißtrauischer Abgeschlossenheit zu ummauern nach allen Seiten hin, etwa mit einem einzigen Luflloch nach der Schweiz. Jetzt sollte durch die Lücke der Preußen und ihrer Freunde auch diese Gelegenheit entchlüpfen. In schwarzgalliger Verbitterung, voll Gerechtigkeitskrämerei und Pedanterie, wurden Warnungen und Mahnrufe an das Volk erlassen, es solle doch ja nicht auf solchen Leim gehen und seine ganze Wohlfahrt von dem unerfättlichen Norden verschlingen lassen.

Ein Summen und Schwirren durchs ganze Land; wilde Phantasien, schreckliche Prophezeiungen, überspannte Anstrengungen, um die Dinge anders zu sehen, als sie wirklich waren. O, dies unglückselige, phantasiereiche, widerspruchsvolle Schwabengemüt, das in seinem Winkel drin gerade dem sich zuneigt, was nicht auszuführen ist, und von dem sich abwendet, was als das Natürliche, Selbstverständliche, Gerade, Einfache und Starke sich erweist. — Einzelne suchten zu vermitteln: Ja, es sei richtig, Württemberg sei im allgemeinen sich selbst genug, aber einen Zollverein mit dem Norddeutschen Bund halte man dennoch für angemessen; ein Bündnis dagegen zu Schutz und Trutz sei abzuweisen.

Da tönte es grollend von Berlin herüber: man habe doch nie einen Zweifel darüber gelassen, daß die wirtschaftliche Gemeinschaft als unzertrennlich betrachtet werde von der Wehrgemeinschaft; der Zollverein solle nur mit denen fortgesetzt werden, die es freiwillig tun und zugleich bereit seien, auch eine Gemeinschaft des Wehrsystems auf nationaler Basis zu gründen.

Nach all diesem Gemeinschaftlichen in Parlament, Verkehr und Streitmacht hatte man sich ein halbes Jahrhundert gesehen; daß es von Preußen ausgehen werde, hatten alle Großen: Friedrich List, Ludwig Börne, Paul Pfizer u. a. geweis sagt; — nun, da die ersehnten Gerichte aufgestellt werden

sollten, suchte man den Tisch umzustossen, weil er nicht so gedeckt war, wie man geträumt hatte.

Zu dem vielen Unklaren und fast Gruseligem war noch die Geheimnistuerei gekommen, mit der Mitte August Kaiser Napoleon auf seiner Fahrt nach Salzburg durch das Pändchen gereist war. Eine Begegnung mit dem König und dem Minister v. Arnhäuser wurde herbeigeführt. Was aber die Unterredung in Salzburg mit dem Kaiser von Oesterreich und dem Grafen Beust, dieser unheilstiftenden diplomatischen Frau Bas, einleiten werde, davon hatte man keine Ahnung.

Ganz klar erschien in Bezug auf die Bündnisfrage in dem allgemeinen Wirrwarr nur die Stellung, welche die württembergische Regierung einzunehmen hatte: die Bündnisse bildeten einen Teil des Friedensvertrags, der am 13. August 1866 den Krieg zu Ende gebracht hatte.

Es stellte sich für die Regierung auch ein unerwarteter Bundesgenosse ein. Gerade die maßlosen Übertreibungen der großdeutschen und demokratischen Wortführer, ihre Selbstüberhebung, ihre über die Ruinen der Zukunft hinblickende Schwarzseherei ließen allmählich den gefunden Menschenverstand wieder zu seinem Rechte kommen. Die Kunst des Krummbiegens von Geradem, des Augenschließens vor Sonnenklarem mußte bis zur Virtuosität getrieben sein, wenn nach den Thaten des Jahres 1866 jetzt, im Oktober 1867, behauptet werden konnte: Preußen werde genug zu tun haben, sich selbst zu schützen, Württemberg brauche sich nicht für Preußen zermalmen zu lassen; die Drohung einer Kündigung des Zollvereins habe für Württemberg, das neben Bayern das verbrauchsfähigste Land sei, nichts Schreckhaftes. — In weiten Kreisen hatte man endlich doch den Glauben an diese Propheten und ihre Selbstgenügsamkeit verloren; nach zweitägiger Debatte wurde der Bündnisvertrag von der Abgeordnetenkammer mit 57 gegen 33 Stimmen angenommen.

Für den Zollverein samt Zollparlament traten insbesondere die Handelskammern ein; die Gegner entstammten jenen Kreisen und Beschäftigungsarten, welche ein Verständnis des Verkehrs und seiner Wege weder verlangen noch geben. Mit großer Mehrheit ging die Annahme durch.

Bei allen diesen denkwürdigen Verhandlungen vertrat die Regierung mit Eifer und nicht ohne Würde den nationalen Standpunkt und verurteilte alle partikularistischen Bestrebungen. Die beiden Minister, die bei dem Umschwung der Dinge am 27. April 1867 ins Amt getreten waren, der Kriegsminister v. Wagner und der Justizminister v. Mittnacht, diese beiden nebst dem total umgewandelten Herrn v. Arnubüler waren wiederholt ins Treffen gerückt. Nun aber, da die zwei Säulen, welche als Vorbedingungen für das Weiterleben im nationalen Staat gelten mochten, Schutz- und Trugbündnis nebst Zollvereinsvertrag, in Sicherheit gebracht waren, schien die Regierung alle ihre Regungen für die nationale Gemeinschaftlichkeit verausgabt und erschöpft zu haben.

Ein Postvertrag war am 27. November freilich auch noch abgeschlossen worden; das lag mit dem anderen dahinten. Zeigen aber mußte sich jetzt erst mit dem Beginn des Jahres 1868, welche Art von Wehrgesetz die Volksvertretung anzunehmen geneigt war, ob man sich bloß schützen lassen oder ob man selbst ein wertvoller Bundesgenosse sein wollte; zeigen mußte sich ferner, wie sich die öffentliche Meinung bei Gelegenheit der Zollparlamentswahlen aussprechen würde. —

Ich könnte nicht sagen, daß wir Jungen durch das, was von dem Kriegsdienstgesetzentwurf Wagners in die Öffentlichkeit drang, besonders erbaut gewesen wären. Unter Anlehnung an das Vorbild Preußens, unter gewissen Einschränkungen, hieß es, wolle er eine kleine, aber gute Armee organisieren. Viel mehr imponierte uns, was die Gegner, Demokraten und Großdeutsche, vorbrachten: auch sie wollen

eine gute Armee haben, aber nicht klein dabei, sondern groß und gut.

In der Mitte des Januar 1868 trat der Landtag in Stuttgart zusammen. Hierig sogen wir jedes Wort ein, das im Halbmondsaal gesprochen wurde; es galt ja unserer ganzen Zukunft. Am Ministertisch saß Wagner, neben ihm als sein Adjutant Sukow, „ein junger Krauskopf, ein stämmiger Soldat, ein echter stiernackiger Pappenheimer, ein Eisenmann“.

Nach dem Geplänkel der einleitenden Reden erhob sich der Minister und führte aus: Bei Einführung eines neuen Kriegsdienstgesetzes könne es sich nur um drei Systeme handeln: um das preußische, das schweizerische und französische. Frankreichs Armee sei ein eigentliches Berufsheer, Stellvertretung in großem Maßstab, 100000 Einsteher, fünf Jahre Präsenz. Das Milizsystem der Schweiz empfehle sich nur da, wo es durch Tradition geweiht werde, in einem Staat, dessen Neutralität völkerrechtlich garantiert sei; gegen wirklich geschulte, moderne Truppen habe es sich noch nicht bewährt; sich auf Experimente mit gewagten Projekten einzulassen, dazu sei jetzt eben keine Zeit. Auch dürfe die Regierung bei einer Mobilmachung nicht mehr dadurch in Verlegenheit kommen, daß sie, um die Lücken zu füllen, unerfahrenen Neulingen die Offizieruniform anziehen müsse. („Einige Zivilisten, die in unserer Nähe saßen,“ sagt ein Berichterstatter, „lachten still in sich hinein bei diesem offenherzigen Urteil über die Leistungen, die sie einst in ihres Herzens schönem Drang durch Eintritt in das Offizierkorps dem Vaterland dargebracht zu haben bisher glaubten.“) Es bleibe nur übrig, fuhr der Minister fort, etwas Bewährtes anzunehmen, das preußische Wehrgesetz wenigstens im Grundsatz, das uns gleichwertig an die Seite unserer Verbündeten stellen würde. — Bisher hätte man, wenn es der Etat erlaubt hätte, nach dem Gesetz jeden

Mann sechs Jahre bei der Fahne behalten können; er begnüge sich, im Grundsatz drei Jahre Präsenz zu verlangen, welche durch den Etat in Wirklichkeit auf zwei Jahre beschränkt wären.

Nach unwesentlichen Abänderungen ging die Regierungsvorlage am 30. Januar 1868 mit 50 gegen 40 Stimmen durch. Die Erste Kammer stellte einzelne Punkte der ursprünglichen Fassung wieder her, und endlich trat, mit Übergangsbestimmungen wegen des Loskaufs, das Gesetz als Kriegsdienstgesetz vom 12. März 1868 in Kraft. Es setzt zunächst als Grundlage allgemeine persönliche Wehrpflicht fest und fügt bei: „Die Gesamtpräsenzzeit darf bei allen Waffen, mit Ausnahme der Reiter, für den einzelnen Mann im Frieden die Dauer von zwei Jahren nicht übersteigen.“

Es folgen nach Maßgabe des preussischen Vorbilds die Bestimmungen über Reserve und Landwehr, über Ersatzreserve und einjährig-freiwillige Dienstpflicht, über Aushebung: „Übersteigt die Zahl der vorhandenen Tauglichen den zur Ergänzung des Heeres nötigen Bedarf, so entscheidet das von ihnen gezogene Los über den Eintritt ins aktive Heer.“ Dazu kommen noch die Einräumungen, die wegen Zurückstellung der Bedürftigkeit gemacht werden, die Festsetzungen wegen Auswanderung und Verheiratung. Als Zusatz erschien ein weiteres Gesetz am 19. März: „Jeder Kriegsdienstpflichtige, der wegen Untauglichkeit vom Waffendienst ausgeschieden oder in die Ersatzreserve überwiesen wird, hat eine Abgabe von zwanzig Gulden zu entrichten.“ Ausgenommen sollen nur sein solche, die durch ein Gebrechen in ihrem Nahrungserwerb beträchtlich gehindert sind. Trotz des außerordentlich niederen Anjages hat diese Wehrsteuer reichen Ertrag geliefert, und obwohl neue Steuern sich sonst durch allgemeine Unbeliebtheit auszuzeichnen pflegen, so hat sich doch gegen diese Wehrsteuer nie eine Stimme erhoben.

Mit derselben Leidenschaftlichkeit, die schon dem werdenden Gesetz entgegengetreten war, ging man auch dem rechtskräftig gewordenen zu Leib. Und viel Angreifbares lag vor. Wenn man von nationaler Seite mit so lauter Stimme und so großer Überlegenheit geltend machte, daß jetzt die allgemeine Wehrpflicht alle bisherigen Mißbräuche beseitige, so hätte man sich der Verwirklichung allgemeiner Pflicht auch mehr nähern sollen. Aus diesem Mangel prägte die Opposition ihr Verlangen: mehr Mannschaft einstellen, alle Tauglichen einstellen und diese kürzere Zeit präsent halten; mehr Waffenträger, weniger Ausgaben, zufrieden sein mit einem Minimum von Ausbildung, das eben hinreicht, ins Feld zu rücken.

Von manchem Guten, das die Opposition einwarf, ist dies Beschränken auf das unumgänglich notwendige Minimum in der Ausbildung nicht das Beste. Es würde dabei die Waffenschule demselben Schicksal verfallen, dem auch andere Schulen unter derselben Voraussetzung nicht entgehen könnten; sie alle schwebten in Gefahr, auf allgemeine, Lehrer und Schüler gleichermaßen umfassende, Mittelmäßigkeit herabzusinken. Man käme dann wieder zu der naiven Erwartung, daß der Krieg im Laufe der Zeit die Lehrlinge zu Meistern heranbilden werde. Mit solcher Hoffnung waren wir ja in den Krieg des Jahres 1866 gezogen, während der Gegner vom ersten Tage an Gelegenheit erhielt, den Meister zu zeigen. Meisterschaft aber wird nur erreicht, wenn im Frieden nicht bloß immer das A-B-C eingeübt wird, sondern diejenigen Erscheinungen ins Leben gerufen werden, welche bei Führern und Mannschaften Kriegsbilder zu etwas Vertrautem machen.

Alle diese Anforderungen aber bedingen eine längere Präsenz; durch den Etat wird natürlicherweise die Anzahl der Waffenschüler begrenzt. So erscheint immer wieder die Blöße unbedeckt, auf welche die Opposition hinweist: keine wirkliche allgemeine Wehrpflicht, sondern Auslosung! — Die einen

begrenzen durch den Etat die Zeit der Einübung, die Präsenz; die anderen setzen die Schulzeit ein für allemal auf zwei Jahre fest und begrenzen durch den Etat die Zahl der Schüler. — Freilich, mit dem Vorrat von Tüchtigkeit, der nach der Auslösung noch übrig bleibt, mit der sogenannten Erfahrungsreserve, hat man nie recht gewußt, was anfangen. Und das bildete einen weiteren schwachen Punkt, auf den sich die Angriffe der Opposition richteten.

Die Regierungsvorlage bezüglich der Verpflichtung war durchgegangen, trotzdem die Regierung durchaus kühl geblieben war. Die Wege dieser Regierung blieben überhaupt sonderbar genug. Im Grunde war das Jahr 1867 noch als eine Art Kriegsjahr anzusehen. Noch hatte man um die Existenz zu kämpfen und das Elend der politischen und wirtschaftlichen Verlassenheit schien nicht abzusehen, falls die Verträge über Schutz und Trutz und Zollverein fielen. Angstlich suchte die Regierung nach Bundesgenossen, welche warmen Herzens sich ihr hingaben. So traf sie auf die Deutsche Partei und verwandt Gesinnte.

Diese taten ihre Schuldigkeit als Verbündete der Regierung und die Rettung des Einzeldaseins vollzog sich. Was weiter zu geschehen hatte, dem stand man schon gleichgültiger gegenüber. Von Gewicht erschien nur, daß man sich mit der Waffenpflicht nicht allzuweit von Preußen entferne und ins Sonderbare ver falle. Das lag dahinten; jetzt aber stand man vor der Aufgabe, mit den Zollparlamentswahlen zu zeigen, daß in Württemberg kein Mensch daran denke, die Zuständigkeit des Zollparlaments zu erweitern zu einem nationalen Parlament.

Absonderlich waren seither schon die Wege der Regierung gewesen, aber nun wurden sie geradezu unerforschlich; denn das neue Ziel bei den Zollparlamentswahlen führte stracks zurück zu der Bundesgenossenschaft, welche mit ihren groß-

artigen Tiraden die Regierung vor noch nicht ganz zwei Jahren zum Krieg gedrängt hatte. Die alten Freunde sanken sich wieder in die Arme. Wieder hörte man jene rührenden Deklamationen, wie das ausgehungerte Preußentum nach dem fetten Bissen der süddeutschen Staaten die Angel ausgeworfen habe. —

Wir Soldaten auf unserer militärischen Insel, die oft ein Staat im Staate genannt worden ist, fühlten wieder festen Boden unter den Füßen, sobald das neue Kriegsdienstgesetz unter Dach gebracht und dadurch eine weitere Annäherung an Preußen vollzogen war. Seit unserer Heimkehr aus dem Feldzug 1866 waren wir gewohnt gewesen, daß die öffentlichen Fragen sich wesentlich um die militärische Ausbildung, um Bewaffnung, Reglement, Dienstverpflichtung und nicht zuletzt um Präsenz drehten. Jetzt war all dies Fragen, die ganze Unsicherheit zur Ruhe gebracht. Vom sicheren Hafen aus konnten wir Soldaten in die übrige Welt hinausblicken, um zu beobachten, wie die Schiffbrüchigen von den tobenden Wellen auf den Strand geschleudert werden, während andere triumphierenden Rufes, mit schwellenden Segeln hinausfahren in die wogende See.

Württemberg sollte von seiten der Regierung drei Bundesräte, von seiten des Volks siebzehn Abgeordnete in das Zollparlament schicken, das heißt in den Norddeutschen Reichstag, der durch dies Hinzutreten der Süddeutschen zum nationalen Vollparlament wurde, aber nur mit Kompetenz für Zollangelegenheiten. Die Einleitung des Gesechts zwischen den Parteien hatte längst begonnen mit leichtem Geplänkel zwischen der deutsch-nationalen Partei auf der einen Seite, der Volkspartei, den Großdeutschen und Ultramontanen auf der anderen; die Regierung mit ihrem Organ, dem „Staatsanzeiger“, ließ sich eher zu den letzteren Parteien rechnen. So waren die Stärkeverhältnisse recht ungleich: eine einzige

Partei, die jüngste, hier; dort alle übrigen Parteien mit verschämter Unterstützung der Regierung.

Bald fuhren von beiden Seiten die Batterien auf und überschütteten sich gegenseitig mit einem Hagel von Geschossen. Und dabei zeigte es sich, daß, wie die Stärken, so auch die Waffen recht ungleich waren.

Hier die Verwünschung der immer drückender werdenden Militärlast, das Versprechen, für die Herabminderung zu sorgen; hier Anklagen gegen das herrschsüchtige Luthertum der Preußen, Verdächtigung der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit des hungrigen Nordens gegenüber dem gesättigten, behäbigen Süden; auf der anderen Seite die Aufmunterung der Geister durch männlichen Zuspruch, man möge die materiellen Opfer nicht scheuen, wenn es die Einheit der Nation, den Schutz nach außen gelte; die Verbindung mit dem industriellen deutschen Mittelland am Rhein und in Sachsen, mit den Hafenstädten sei unerlässlich, um die eigene Industrie und Wohlfahrt zu heben.

Das Zollparlament müsse eine Erweiterung erfahren, meinten die Nationalen; Gemeinsamkeit in Maß-, Münz- und Gewichtssystem, Konsularwesen, Eisenbahnen, Posten, Telegraphen, Handels- und Wechselrecht und sonstigem sei anzustreben. — Nein! riefen die anderen entgegen: das Volk müsse deutlich aussprechen, daß es um kein Haar über die Grenzlinie der Verträge hinausgehen wolle. Keine Erweiterung, viel lieber eine Einschränkung der Verträge. Den Extremisten aber wäre eine Rückgängigmachung am liebsten gewesen, ein lockeres Zusammenknüpfen rein nur unter den süddeutschen Staaten.

Der Tag der Wahl, der 24. März 1868, nahte heran; das Land war in 17 Wahlkreise eingeteilt worden; die Volkspartei hatte die Parole ausgegeben: Wählet nicht! — Dadurch sollte recht drastisch zum Ausdruck kommen, daß man die Ver-

träge nicht anerkenne, daß man von einer Verbindung mit dem Norden nichts wissen wolle, daß die kompakte Masse der dreißig Millionen im Norddeutschen Bund nicht existiere für die acht Millionen getrennt marschierender Süddeutschen. Erst die Erwägung, daß man durch Verzicht auf das Wahlrecht den Gegner unterstütze, veranlaßte die Partei zum Gang an die Wahlurne.

An die Fassungskraft der Wähler wurden keine übertriebenen Anforderungen gestellt: „Wenn ihr mehr Steuern zahlen wollt, so wählet den preussischen Kandidaten; wenn ihr nicht mehr zahlen wollt, so wählet den unserigen!“ — „Was ist uns aus Preußen bisher Gutes zugeflossen? Doffischer Malzextrakt, Brustsirup, Brustbonbons, Eau de Lob und andere haarerzeugende, haarvertreibende, haarsträubende, Schwindsucht, Brüche und andere Leibschäden heilende Mittel, lauter Schwindel, Schwindel, Schwindel! Was wird uns künftig noch von Preußen zufließen? Steuerzettel, Steuerzettel und noch einmal Steuerzettel! Nun wählet, ihr Männer von Stadt und Amt! — Herr v. Barmbüler steht auf unserer Fahne, nicht weil, sondern obgleich er Minister der Verkehrsanstalten ist!“

Wer all das jetzt im Lenzmond 1868 auf dem Museum in Ludwigsburg las, der mußte sich an die Zeit erinnern vom Ende Juni 1866, als wir in Frankfurt und Preungesheim, in der Wetterau lagen und Tag für Tag aus den nachgeschickten Blättern Schilderungen entnehmen konnten, nach denen Preußen kaum über das Niveau eines kleinen Regestaats erhaben sei und planlos einem sicheren Untergang entgegenlaufe.

So wie die Wahl sich stellte: bei kleiner Steuer Freiheit und Selbstbestimmungsrecht oder bei hoher Steuer Anechtlichkeit und Soldatwerden, so wie diese Wahl sich stellte, konnte der Ausfall nicht überraschen. Die mit dem Anschluß an den Norddeutschen Bund sich befreundenden Kandidaten der Deutschen

Partei unterlagen in allen 17 Wahlkreisen. Überall gingen die Kandidaten des Ministeriums, Großdeutsche, Volksparteiler, Ultramontane als Sieger hervor. Denen, welche Brücken bauen wollten über den Main, wurde nun zum Spott gesungen:

Es waren siebzehn Schwaben,
Die wollten über den Graben,
Die wollten über den Main
Und ganze Preußen sein.

Der Präsident, der Weber,
War kein beglückter Streber;
Der Elben, „der Merkur“,
Weiß doch sonst, wieviel Uhr;
Der Hölber, der Hölber,
Sein'n Spieß an d' Mauer stellt er;
Der Goppelt, der Goppelt,
Den Alten schmerzt es doppelt;
Der Römer, der Römer,
Der war der Unternehmer u. s. f.

So nahm der Sang jeden der Reihe nach durch.

Höher noch schwellte sich die Brust der württembergischen Sieger, wenn sie den Blick in die Nachbarschaft richteten und zusahen, wie die Dinge dort verlaufen waren. Am Rhein entlang, in Baden, Hessen, Pfalz überwogen die nationalen Stimmen; in Bayern waren wenigstens noch einzelne durchgedrungen. Nur Württemberg habe sich ganz und gar freigehalten von der Pest der Kriecherei und Erfolgambeterei. — Natürlich: je näher an der großen Weltstraße, je mehr der Sonne zugewandt, desto nationaler mußten in Süddeutschland die Wahlen ausfallen; je mehr im abgelegenen Winkel drin mit der gepriesenen Eigenbrötelei, desto grollender und grimziger die Stimmung, desto partikularistischer die Wahl. Zu den 297 Abgeordneten im Norddeutschen Reichstag sollten 85 Vertreter aus Süddeutschland kommen. Von ihnen waren 24 national, 46 Gegner der preussischen Spitze, 15 Regierungs-

männer; die 17 Württemberger mußten alle den Gegnern zugezählt werden. In ganz Süddeutschland hatten sich 400000 Stimmen auf Demokraten und Ultramontane vereinigt, 300000 auf Nationalliberale, 150000 auf Mittelparteien; in Württemberg waren nur 47000 Stimmen der Deutschen Partei zugefallen, fast 140000 den Gegnern. Also volles Recht zum Triumph und zum Spottlied, zu der Hoffnung, in Bälde am Main entlang vielfarbige Schlagbäume aufgerichtet zu sehen.

Die Regierung in Württemberg, hoch befriedigt von dem Ergebnis, ließ verlauten, daß sie sich dessen noch weit mehr freuen würde, wenn nicht in der Heftigkeit der Wahlagitation da und dort Äußerungen der Feindseligkeit gegen Preußen und gegen den Nordbund hervorgetreten wären. Und in solchen Worten verspürte man etwas wie einen Wandel gegenüber dem Ton derselben Regierung vom Juni 1866.

Wohlgemut zogen Ende April 1868 die siebenzehn Schwaben Berlin zu, um dort laut Bekenntnis abzulegen, um mit Argusaugen darüber zu wachen, daß das Zollparlament keinen Schritt abweiche von dem vorgezeichneten Wege durch Runkelrüben und Tabakblätter; um sofort einzuspringen bei jedem Versuch einer Erschleichung der Einheit auf Schmuggelwegen.

Bergnügt blickten die Leute im Land Württemberg ihren Sendboten nach; sie wußten ihre Sache in den besten Händen und bewunderten die Braven, die dahinzo gen, „um den Löwen in seiner Höhle aufzusuchen“, wenn sie auch mit Behmut daran dachten, daß jetzt vielleicht der Tag gekommen sei, an dem „die württembergische Kuh in Berlin gemolken werden sollte“.

In Berlin erzählte man sich, daß die Württemberger wenig Verkehr mit der Außenwelt pflegen, daß sie meist untereinander sitzen, eifrig beschäftigt, sich gegenseitig mit Mißtrauen gegen jeden dritten zu erfüllen, und grollend, daß die deutsche

Entwicklungsgeschichte ihre eigenen Wege gegangen sei, ohne sich nach Kammermehrheiten zu richten.

Jedenfalls konnten sich die württembergischen Voten überzeugen, daß es die preußische Politik mit dem „Verschlucken Süddeutschlands“ durchaus nicht so eilig habe, als man sich das vorzustellen liebte. Und der Hauptvorteil bestand darin: sie waren doch dabei, standen einmal außerhalb des kleinstaatlichen Lebens und Treibens und konnten sich überzeugen, daß Württemberg nicht unbedingt als Erdnabelgefild betrachtet werden müsse, daß sich Preußen, wie auf dem Schlachtfeld, so im Beratungsaal nicht so leicht demütigen lasse, daß der scharfe und zuversichtliche Ton mit den gewohnten Schlagwörtern, der in den kleinen Städten Schwabens sich stets eines so großen Beifalls zu erfreuen hatte, einer mildereren Auffassung Platz machen müsse.

Die Verhandlungen hatten noch gar nicht begonnen, als in Stuttgart in einem Artikel vom 27. April („Schwäbischer Merkur“) zu lesen war: „Bald wird sich auch zeigen, ob es möglich ist, daß deutsche Volksvertreter, zum erstenmal wieder seit zwei Jahrzehnten vereinigt, nur über trockene technische Fragen der Zölle und indirekten Steuern sich unterhalten, ob nicht vielmehr der nationale Gedanke, der auch über dem Zollvereinsvertrag schwebt, siegreich durch die Debatten des Zollparlamentes hindurchbrechen wird.“

Und wahrhaftig, der Prophet hatte recht. Die Angstlichkeit, mit der einer der württembergischen Abgeordneten die technischen Grenzlinien des Zollparlamentes glauben zu müssen, führte plötzlich mitten ins nationale Fahrwasser hinein mit einem jener Kernsprüche Bismarcks, welche bald im ganzen deutschen Volk Kurs erhalten haben.

Man denke nicht daran, entgegnete Bismarck dem wegen der Stimmung Frankreichs besorgten Kompetenzwächter, die Zuständigkeit dieses Parlamentes zu erweitern; man solle sich

nicht stören lassen, in aller Ruhe die Zollsachen zu beraten. „Vor allen Dingen gebe ich Ihnen zu bedenken, daß ein Appell an die Furcht in deutschen Herzen niemals ein Echo findet.“ — Als vollends ein Süddeutscher, Joseph Bölk aus Augsburg, die Tribüne bestieg und seine geistvolle, von der Liebe zum Vaterland durchwärmte Rede mit den Worten schloß: „Ja, meine Herren, es ist Frühling geworden in Deutschland!“ da waren Steuern und Tarife vergessen und das Parlament des Zolls sah sich plötzlich umgeschaffen zum Hause des geeinigten deutschen Volkes, durchbraust von patriotischer Leidenschaft.

Es war der 18. Mai, als das geschah; 18. Mai 1868; zwanzigster Jahrestag des Einzugs der Deutschen Nationalversammlung in Frankfurt. An wunderschönem Frühlingstag war damals die Majestät des Volks durch die mit jubelnder Menge gefüllten Straßen gezogen zur Paulskirche, um hier die Einheit für alle Getrennte zu gründen. Heute in Berlin war man wieder am Werk, ernsthafter, sachlicher und näher am Ziele als jemals.

Damals wie heute wollten natürlicherweise die württembergischen Abgeordneten auch die Einheit; aber sie mußten keine Schwaben gewesen sein, wenn sie nicht damals so gut wie heute zugleich das Gegenteil angestrebt hätten. — Ein Sturm, mächtiger als der vom Jahr 1866, und ein die Herzen zusammenknüpfender, aus der Gemeinsamkeit hervorgehender Erfolg, der von dem Mißbehagen der Niederlage befreite — das war notwendig, um alle alten Schrullen und Bedenken, Grübeleien und Vorbehalte wegzufegen.





Auf der Schwelle zur Einheit

„Die Pläne (des Tugendbundes) gehen dahin, die preussische Regierung endlich zur Herrin über die öffentliche Meinung und den Volksg Geist zu machen und eine Revolution herbeizuführen, deren Bestimmung es ist, die Kaiserkrone auf das Haupt der Nachkommen des Burggrafen von Nürnberg zu setzen.“

Graf Wimpfingerode als württembergischer Gesandter in Paris an den König Friedrich von Württemberg. Oktober 1815.

Man erzählt, in den Tropenländern springe die Sonne frühmorgens mit einem einzigen Satz aus dem Meere heraus und jage in wilder Flucht die Nacht vor sich her. „Da bin ich!“ ruft sie mit lauter Stimme und küßt zumal alle Bäume und Blüten und die Wohnsitze der Menschen, jeden Erdfleck mit rosigem Mund und grüßt sie vollstrahlenden Auges. Über das Wipfelmeer in den Anlagen in Ludwigsburg und über die gemütlichen, altväterischen Häuser der hinteren Schloßstraße stieg die Morgen Sonne zur Frühlingszeit des Jahres 1868 so zögernd heraus als sonst. Erst allmählich strahlt sie aus dämmerigem Morgen dufst heraus und beginnt sich mit vollem Angesicht den Menschenkindern zu zeigen.

Aber der Frühling selbst war heraufgesprungen mit einer Verdelust, mit einer schöpferischen Hast, mit einem einzigen Ruck, so wie es die Sonne im Tropenland tut. Gestern konntest du noch sehen, wie mit halbgeöffneten Auglein die Bäume und Sträucher zur Sonne aufblinzelten; heute wogen grüne Laubwellen in der lauligen Luft und obenauf schwimmt eine weiße Blütenfülle wie flockiger Schaum auf dem atmenden Meer.

O des Glücks, in all diese Zauber hinausblicken, dies Wunderkind von Frühling begrüßen zu können aus dem eigenen Fenster!

Nirgends tritt der märchenhafte Reiz, der sich über die Anlagen in Ludwigsburg breitet, den Wohnhäusern so nahe, wie in der hinteren Schloßstraße. Die Kriegsschule dort, die Gebäude für Lehrzwecke und für den Generalstab stehen förmlich umdrängt von den herrlichsten Baumgruppen, von Gärten und Obstgütern.

So vollästig und kronengewölbt stehen nirgends die Bäume und unter ihnen neigt jetzt der Flieder seine duftenden Zweige; ringsumher breiten Birnen und Pflaumen ein schneelig weißes Spitzentuch, und dazwischen haben Apfelbäume rosigen Zierrat gewoben.

Auf alle die Wunder, die sich herandrängen, darf ich heute aus meinem Fenster schauen; denn ein gütiges Geschick hatte mich in ihre Nähe geführt. —

Außerordentliche Erregungen der Gemüter, infolge verblüffender politischer Ereignisse, geben sich gemeinlich durch eine gesteigerte Tätigkeit mit der Feder kund. So ist es gewesen im alten Herzogtum Württemberg, als im Jahr 1797 die Landstände zusammentraten, um alle Schäden gut zu machen, welche der Einfall der Franzosen angerichtet, um zu beraten, wie künftigen Unheil vorzubeugen sei. Wie Pilze schossen die Flugschriften aus dem Boden, Beurteilungen des Alten, Pläne für gedeihlichen Neubau kreuzten sich. Da kam der Maulkorb der napoleonischen Zeit.

Nach der Befreiung aber setzte die Verfassungsfrage Geister und Federn in Bewegung und brachte eine Literatur besonderer Art hervor. Schweigen herrschte wiederum in den stillen Zwanziger- und Dreißigerjahren des 19. Jahrhunderts. Da trat es hervor, das Lieblingskind des deutschen Volkes, Schleswig-Holstein; da triumphierte die Revolution,

welche endlich für Deutschland Einheit und Freiheit bringen sollte. Alles Abgelebte, Starre und Kalte schien urplötzlich in einer Versenkung verschwunden; ein ganzer Strom von frischem Leben mit einer neuen Art von Literatur ergoß sich über den deutschen Boden; die Schwärmerei jauchzte dem neuen Kaisertum entgegen, voll Begeisterung kränzte man das Bild der Republik, die Bosheit der Skeptiker konnte nicht satt bekommen am Jaufen.

Da senkte sich die Nacht der Reaktion hernieder; erst der Sonnenschein vom Jahre 1859 vermochte ihr Schweigen zu brechen. Und jetzt, nach den Feiertagen des Jahres 1866, wollte jeder zum Wort kommen. Man zog Parallelen mit dem, was früher, was anderswo geschehen, man pries und verdamnte. So ergriff auch mich die Lust, davon laut zu reden, was ich bis daher in Gedanken mit mir herumgetragen.

Die Züge im Sommer 1866, die Märsche durch die lachenden Fluren der Wetterau, über die Höhen des Vogelsbergs, durch die Schatten des Odenwalds, das Zusammenbrechen unseres ganzen abgelebten Systems, unsere Umbildung, Neubewaffnung und Neueinübung — alles das mußte auf ein junges Gemüt tiefen Eindruck machen. Unsere Märsche und Taten zu beschreiben, das hatte ich mir schon vorgenommen, als wir am Abend des 17. Juni 1866 durch die Straßen von Frankfurt unseren Einzug hielten. Jetzt, im Herbst 1866, trat der Plan dazu, mit den neuesten Erlebnissen des Regiments auch die ältesten zu verbinden. Mit dem Streite gegen die Preußen auch die Türkenkriege und den Zug gegen die Spanier auf Sizilien vom Anfang des 18. Jahrhunderts, den ganzen Lebensgang des achten Regiments von der Aufstellung im Jahr 1716 bis zum heutigen Tage darzustellen, dahin ging mein Plan.

Jetzt galt es also vor allem, zum Studium der Aktenstücke zu gelangen, welche vom Türkenkrieg und von Sizilien er-

zählen, vom kriegerischen Herzog Eberhard Ludwig, von der Pracht am Hofe Karl Eugens, von der französischen Revolution. Daß alle diese Schätze hinter den dicken Mauern des Haus- und Staatsarchivs in Stuttgart verwahrt liegen, das wußte ich; mit nicht geringer Scheu blickte ich zu den Fenstern hinein.

Bereitwillig wurde mir die nötige freie Zeit zugesagt; ja, der Minister v. Barmbüler, der angefangen hatte, sich mit allen Parteien der Reihe nach zu verfeinden, gewann mein Herz dadurch, daß er mir den Einblick in die Akten selbst und portofreie Zusendung einzelner Stücke verschaffte. — So hatte ich also zu Ende des Jahres 1866 den Weg ins Archiv in Stuttgart gefunden; ich stand vor dem Archivdirektor v. Klausler. Er erinnerte sich noch recht wohl der Zeit, in welcher mein Großvater für seine „Geschichte von Schwaben“ und seine „Geschichte der Teutschen“ die Urkunden dieses Archivs benutzt hatte.

Auf dem Kanzleizimmer ward mir ein Platz angewiesen und da saß ich denn lange Zeit Tag für Tag. Mit einer Art Andacht betrachtete ich den ersten dicken Aktenfajzikel, der vor mich gelegt wurde, mit Andacht das alte, starke Papier, die vergilbte Tinte, die Schriftzüge der alten Herzoge, des Prinzen Eugen von Savoyen, der tapferen Kriegsobersten und anderer Berichterstatter. Aus der umständlichen Art der Befehle wie der Berichte, aus den verschönerkten Achtungsbezeigungen heraus schien man die Atemzüge der alten Kriegsmänner zu hören, ihre eigentümliche Anschauung der Dinge. Nur das verwunderte mich stets, daß die Leute, welche über die Alpen zogen, am Fuß des Atna Schlachten schlugen und bei Taormina lagerten, keine Augen zu haben schienen für die erhabene Eigenart der Natur und für die Reste alter Kunstwerke.

An den Taten der Alten und Jungen im Regiment er-

freute sich das Herz, am Verfolgen von einzelnen Namen und Geschlechtern. Die meisten Träger von hervorragenden Namen im Regiment verschwanden bald wieder; wenige nur haben sich bis zur Gegenwart erhalten. Unter ihnen ragt der Name eines jungen Offiziers hervor, der sich gegen Türken und Spanier brav gehalten, des Leutnants Herwarth v. Bittensfeld. Er ist im Regiment geblieben bis zum Jahr 1740. In diesem Jahr wurde der alte Grundstock in zwei Regimenter zerlegt. Eines blieb in Württemberg, das andere wurde an den König von Preußen überlassen. Mit diesem Stück des Regiments zog Herwarth v. Bittensfeld nach Preußen und verpflanzte seine Familie, die heute noch blüht, dorthin. Er selbst ist als Oberst des Regiments in der Schlacht bei Kolin gefallen.

Zu der Beute, die ich aus den Akten zusammentrug, kam noch das Studium der Literatur für die Napoleonzeit und für die Bewegung der Jahre 1848 und 1849. Mit jedem Tag erweiterte sich der Stoff, durch den die Geschichte des Regiments eigentlich nur als roter Faden durchlief. Ursprünglich hatte ich beabsichtigt, meine Schrift zu betiteln: „Das achte Infanterieregiment, eine Soldatengeschichte aus zwei Jahrhunderten.“ Allein jetzt mußte ich viel umfassender werden und so entstand der etwas weitschweifige Titel: „Denkwürdigkeiten aus der württembergischen Kriegsgeschichte des 18. und 19. Jahrhunderts im Anschluß an die Geschichte des achten Infanterieregiments.“ Ein Stück der Ausbeute, namentlich aus dem 19. Jahrhundert, blieb mir, als augenblicklich nicht verwertbar, in den Händen und ich nahm mir vor, auch bei künftigen Arbeiten alles das zu sammeln, was demaleinst geeignet wäre, als Fortsetzung von Großvaters „Geschichte der Deutschen“ zu dienen. Diese Art Verwertung aber ist mir erst ein Menschenalter später geglückt, als ich mich in den Feierstunden des beginnenden Alters entschloß,

das Werk des Großvaters zum Ende zu führen durch meine eigene im Jahr 1900 veröffentlichte Schrift: „Das deutsche Vaterland im 19. Jahrhundert.“

Für jeden jungen Mann hat ja das Erscheinen des ersten Buches, mit dem er vor's Publikum tritt, etwas feierlich Spannendes. Freund Pauli, der, wie ich berichtet habe, nach der Leidenszeit in Tübingen einen Ruf nach Marburg erhalten hatte, wußte mir den Rücken zu stärken, wenn ich zaghaft werden und am Wert des Geschriebenen zweifeln wollte.

Da lag denn endlich das Buch, sauber hergestellt. Junge Autoren glauben gerne, die Augen der ganzen Welt müssen auf das Eine, auf dies jüngste Kind, gerichtet sein. Ich muß gestehen, mein Elaborat wurde von allen Seiten recht wohlwollend, zuweilen sogar gut aufgenommen. Aber rechte, wirkliche Freunde fand es doch nur wenige.

Beim Zusammentragen des Stoffs war ich pünktlich und gewissenhaft zu Werk gegangen; lieber hätte ich mir die Finger verbrannt, als daß ich auf irgend eine Schönfärberei oder Übertünchung eingegangen wäre. — So hatte ich die einen vor den Kopf gestoßen mit Verdammung der Kleinstaatserei und aller ihrer politischen und militärischen Mängel, die anderen durch Verurteilung des Milizgedankens, die dritten durch mein Abwenden von Osterreich und durch mein Glaubensbekenntnis vom deutschen Beruf des preussischen Staates, durch die Begeisterung, mit der ich das frisch in Deutschland erwachte Nationalgefühl und die größte Ertrungenschaft aus den jüngsten Tagen, die allgemeine Wehrpflicht, begrüßte.

Doppelt willkommen hieß das Organ der Volkspartei meine Schrift: „weil sie von einem so guten Schwaben kommt, als dieser Landsmann, trotz der von ihm auf die Feldmütze gesteckten schwarz-weißen Kokarde, im Herzen geblieben ist.“

Die genannten Studien waren es vielleicht, welche die Augen auf mich lenkten, als man nach Lehrern für die Kriegs-

schule Umschau hielt; schon früher glaubte ich mich durch den Besuch der Hochschule empfohlen zu haben. Denn zum Lehramt drängte es mich mächtig hin; bisher wußte ich ja überall Schüler zu finden unter den Mannschaften, Unteroffizieren und strebjamen jungen Leuten, welche Offiziere werden wollten. Jetzt sah ich meine höchsten Wünsche erfüllt; ich wurde als Lehrer an die Kriegsschule versetzt; erhielt freie Wohnung im Generalstabsgebäude und blickte in diesen Tagen in die Frühlingsherrlichkeit hinaus, die sich auf die ganze Nachbarchaft ausgebreitet hatte, auf die Ludwigsburger Anlagen und die Gärten ringsum. —

Die Wandlungen, denen die Truppe unterworfen worden war, hatten auch die Kriegsschule umgestaltet. Bisher war sie bestimmt, in vierjährigem Kurs den Offizierersatz zu liefern, der in Fällen besonderen Bedarfs ergänzt wurde durch Herbeiziehung von Unteroffizieren und Studenten. Diese Auskunftsmitel sollten für die Zukunft durchaus vermieden werden. Um es zu können, wurde die Kriegsschule erweitert; sie zerfiel von 1868 an in die Kadettenschule mit drei Klassen und in die Fähnrichsschule mit einem Kursus von elf Monaten und unbeschränkter Zahl von Besuchern, die sich zusammensetzten aus den entlassenen Kadetten und aus jungen Freiwilligen, die nach einer halbjährigen Dienstzeit im Regiment und Ersthörung der Fähnrichs- oder Maturitätsprüfung aufgenommen wurden.

Man wußte, die Rahmen sollten erweitert, das Offiziercorps mußte verjüngt werden. So fand ein stattlicher Andrang zur Offizierslaufbahn statt. Auch nahm man es mit der wissenschaftlichen Vorbildung bei den Fähnrichen nicht allzu streng. Die Lehrsäle füllten sich wie nie zuvor. Da gab es also für die Lehrer Arbeit genug.

Mir war in der Fähnrichsschule der Unterricht in Terrainlehre zugefallen, das heißt die Lehre von der Bildung der

Erdoberfläche, von der Kunst, die verschiedenen Erscheinungsformen der Bodenbildung nach ihrem militärischen Wert zu beurteilen, sie schriftlich und mündlich darzustellen und durch einfache Zeichnung zur Anschauung zu bringen.

In den Klassen der Kadetten hatte ich Unterricht in Geographie zu erteilen. Außerdem wurde mir noch die Kanzlei des Generalstabs unterstellt und die recht ansehnliche Generalstabsbibliothek. So gab es vielseitige und höchst ansprechende Arbeit in Fülle. Um Zeit zu bekommen, schied ich völlig aus dem achten Regiment aus und wurde auf den neuen Etat der Landwehrtrahnen übernommen, welche die Bestimmung hatten, im Fall eines Kriegs die Landwehrformationen durchzuführen und die Ersatztruppe zu bilden.

Auch äußerlich erwies sich die Stellung des Lehrers als eine durchaus angenehme und gesicherte. So konnte ich bald einen Wunsch zur Ausführung bringen, der mein ganzes Herz füllte. Auf dem Rigi war ich ja gewesen, aber Gletscher und Schneefelder hatte ich doch nur aus der Ferne gesehen, nie war ich über einen der vielgenannten Pässe gewandert, die ich meinen Schülern schilderte, oder hatte die Luft Italiens geatmet; nicht aus eigener Anschauung vermochte ich bei meinen Vorträgen über all diese Wunder zu berichten. Sobald ich die nötigen Mittel beisammen hatte, machte ich mich deshalb auf den Weg, das alles einzuholen.

Zunächst fuhr ich ins Herz der Schweiz hinein, um von hier aus zu Fuß auf möglichst wechselreich vorgezeichnetem Weg die Seen und die Ebene von Oberitalien zu erreichen. Von Brunnen brach ich also auf, in der Art von Seume, der als Spaziergänger nach Syrakus auch so allein zu wandern liebte, mein bißchen Gepäck und einen kleinen Lebensmittelvorrat selbst tragend.

Das war ein schaufroh Marschieren vom frühen Morgen bis zum Sonnenuntergang. Ich ließ nämlich das Mittagessen

ausfallen und zehrte lediglich bei der kurzen Mittagskraft aus meinem kleinen Vorrat. Frühstück und tüchtiges Abendessen nahm ich am Ort des Übernachtens. Dies System förderte ungemein rasch vorwärts. Von Basen im Reufstal ging es seitlich durchs Mayental über den Süstenpaß ins untere Hasli zum großen Teil auf dem Weg, den Napoleon I. hatte bauen lassen. Über Guttannen, Grimjel, Maienwang hinab zum Rhonegletscher; weiter über die Furka zum Kapuziner nach Realp.

Ich glaube, ich habe in meinem Leben nie einen stärkeren Tagesmarsch gemacht als diesen von Innertkirchen nach Realp. Wunderbar einsam war es in der Schneewüste auf der Grimjel am Totensee gewesen, wo einst mit einer Mannhaftigkeit ohnegleichen, hart am Abgrund, die Soldaten der französischen Republik mit den Österreichern gerungen.

Der Schuhmacher in Hospental saß freilich lange über meinen Stiefeln, bei deren Schöpfungsgegeschichte nicht von ferne an Schneefelder und Gletscher gedacht war. Aber er schlug tüchtige Nägel hinein, die beim Betreten der Marmorstiesen im Hotel in Bellinzona gar vernehmlich klapperten, nachdem ich über den Gotthard gewandert und durchs Ticinotal herabgestiegen war. Jetzt stand ich auch am Ziel: Vocarno mit seinem See, Lugano und die Höhe von Bellagio, die so tief in den See von Como vorspringt. Kaum ist es möglich, sich zu trennen und wieder nordwärts zu wandern. Da sitze ich am Ufer des Comer Sees bei Cadenabbia und überzähle meinen Mammon. Wahrhaftig, wenn ich zur Stunde aufbreche, den nächsten Weg zur Heimat einschlage und unterwegs nur das Allernötigste ausbebe, kann ich noch einen Groschen in der Tasche behalten. Und so stand ich nach wenigen Tagen in aller Herrgottsfrühe mit dem Groschen in der Tasche an der Türe des elterlichen Hauses in Steinheim und klingelte. —

Von der Kriegsschule aus, wie von einer hohen Warte, erhielt ich freieren Ueberblick über alle die Dinge, die sich in reichem Wechsel abzuwickeln fortführen. Denn die Partei, welche, allerdings mit starker und beachtenswerter Minderheit, bei der Annahme des Kriegsdienstgesetzes unterlegen war, gedachte keineswegs, sich damit zu beruhigen. Im Gegenteil, ihre volle Rührigkeit zeigte sie erst von diesem Augenblick an. Durch Straßen und Wirtschaften, durch alle Winkel schwirrten die Schlagwörter: Volksbewaffnung, Miliz, Jugendwehr, Schützenfeste, Südbund, Verfassungsreform, Ablösung der Monarchien und ähnliches.

Reicher als sonst wurde das Lesezimmer ausgestattet, auch „Preussische Jahrbücher“ und „Militärwochenblatt“ drangen ein; alle Flugschriften für und wider lagen auf. Von den Lehrern der Schule hatte sich insbesondere der Vertreter der Mathematik, Professor Dr. Mack, in den Kampf gestürzt. Nach Mathematikerart pflegte er sich lange die Dinge mit prüfendem Auge zu betrachten, aber jetzt focht er mit Geschick und Wärme als einer der Führer der Deutschen Partei.

Ihre weltbeglückenden Reden in der Tasche rüttelten die Führer der Volkspartei und der Großdeutschen ungeduldig an der mit dem Hirsch und der Hirschkuh geschmückten Türe zum Landtagsaal in Stuttgart. Die Wahlen zum Landtag hatten sich unter sonderbaren Umständen vollzogen. — Aufhebung der Verträge mit Preußen, Schutz- und Trutzvertrag sowohl als Zollverein, Südbund mit einem Milizheer, Abschaffung der Ersten Kammer und ähnliche Forderungen waren es, die auf dem Programm der Opposition standen. Mit Hilfe derselben Opposition hatte die Regierung bei den Zollparlamentswahlen ihren Willen durchgesetzt. Jetzt fand sie, die eben nur von der Hand in den Mund lebte, es für gut, den Bundesgenossen zu verleugnen, um nicht eine gar zu wunderbar aussehende Monarchie zu bekommen.

So kam es, daß eine Reihe von Nationalliberalen und solchen gewählt wurde, die ihnen nahestanden; die Opposition hatte am Wahltag des 8. Juli 1868 nur einen halben Sieg zu verzeichnen. Auch die kurze Sitzungsperiode des Landtags zu Ende des Jahres 1868 bewies, daß es noch weithin sei zu einer süddeutschen, auf den Trümmern der Throne errichteten Eidgenossenschaft, daß die Zahl derer immer wachse, welche die Vorteile eines großen Gemeinwesens mit liberalen wirtschaftlichen Gesetzen, mit Freizügigkeit u. s. w. den beengenden Zuständen im Kleinstaate weit vorziehen.

War das Ergebnis des Landtags mager, so suchte man sich in anderer Weise zu entschädigen. Und dabei kehrten die Gedanken in ganz natürlichem Kreislaufe zu den militärischen Angelegenheiten zurück, deren mangelhafter Gestaltung man die augenblicklichen Mißstände schuld gab.

Man hatte gesehen, wie diejenigen in Oesterreich und in den deutschen Kleinstaaten, welche vorgaben, die militärischen Angelegenheiten seien ihr Lebensberuf und sie widmen sich ihnen mit allem Ernst, wie alle diese Leute kläglich Fiasko gemacht hatten. Den Sieg der Preußen schrieb man lediglich dem besseren Gewehr zu. So erschien es erklärlich und durchaus gerechtfertigt, wenn man allen diesen berufsmäßigen Kriegsmännern auf beiden Seiten mißtraute, wenn man das ganze seitherige System verurteilte und seine Zuflucht zu neuen Kräften nahm, die bisher den leitenden Männern ein Geheimnis geblieben seien.

Man wurde geneigt, sich vorzustellen, daß nicht die Tüchtigkeit der Armee, der Führer, die Ausbildung der Soldaten, ihre Energie, Zähigkeit und Disziplin die Entscheidung herbeiführen, sondern daß diese sich herleite von dem wissenschaftlichen Geist, der über dem Heer schwebt, und von geheimen, im Boden liegenden Kräften, von topographischen

Zwickmühlen, die von sich aus, ohne Zutun der Menschen, den mächtigsten Einfluß ausüben.

Mit besonderem Genuß erging man sich in derartigen Gedankenreihen und glaubte aus ihnen am schlagendsten das Überflüssige der stehenden Heere nachweisen zu können. Nur fehlte bis jetzt eine militärische Stütze, welche den nötigen technischen Rückhalt geliefert hätte.

Da erschien, auf die beliebte Melodie vollkommen gestimmt, im Februar 1869 eine Broschüre, die ungemeines Aufsehen machte: „Der Anschluß Süddeutschlands an die Staaten der preussischen Hegemonie sein sicherer Ausgang bei einem französisch-deutschen Krieg. Mahnung an alle Patrioten. Mit wissenschaftlichen Gründen dargethan von einem deutschen Offizier (Arkolan). Zürich 1869.“

Geschickter konnte nichts kommen: „wissenschaftliche Gründe — deutscher Offizier“. — Das bequeme Buch tat mit kurzen Worten dar: auch wenn Preußen wollte, könnte es den Schutz Süddeutschlands gegen Frankreich nicht übernehmen; denn dies Süddeutschland bilde eine Festung, welche ganz im Besitze Oesterreichs sei. „Oesterreich bildet strategisch das ungeheure Bastion, welches alle Länder Süddeutschlands absolut beherrscht. Bayern und Württemberg vertreten bei diesem Bilde etwa die Stelle des Festungsgrabens, Baden endlich jene des äußersten Glacis.“ — „Die strategischen Lineamente Süddeutschlands sind ein Produkt mächtiger Naturgesetze, denen die Wissenschaft nur ihre Ausdrücke leiht und gegen deren ewiges Diktat kein Veto möglich ist.“ Durch Oesterreichs Stellung in seinen beherrschenden Bastionen „verbietet sich eigentlich eine Verteidigung unserer Westgrenze ganz von selbst; der Krieg ist entschieden, noch ehe es im Feld zum Schlagen kommt“. —

Da haben wir's! Weg mit der brutalen Forderung von der Vernichtung des feindlichen Heeres durch unsere eigene

wohlgeschulte Armee! Berg und Tal sind es und Wasserläufe, die den Ausschlag geben! Ist das nicht reine, wirkliche Wissenschaft gegenüber dem brutalen System der stehenden Heere?

Zu allen Zeiten haben es die Völker als die härteste Bürde empfunden, schon im Frieden eine kostspielige Rüstung tragen zu müssen, um den Wechselfällen des Krieges, der doch zu den Ausnahmeständen gehört, gewachsen zu sein. Auf dies, auf jenes sinnreiche Mittel verfiel man, die Bürde zu erleichtern. — Am eingehendsten hat sich wohl Friedrich der Große damit beschäftigt, als er daran ging, den Wert des mit den Waffen erworbenen Besitzes durch wirtschaftliche Maßnahmen zu erhöhen. Wirtschaftliche Rücksichten brachten ihn auch auf den Gedanken, möglichst viele Ausländer einzustellen und den engen Rahmen des erworbenen Heeres durch militärische Einrichtungen zu dehnen.

Später machte man die Entdeckung, daß die Wissenschaften es seien, welche einer kleinen Friedensarmee im Kriege einen mächtigen Kräftezufluß verschaffen; die strategischen Vorteile der Bodenbildung müsse man ausnützen, um den Gegner ohne Schuß zu vernichten. An die Stelle brutaler Gewalt treten feine Berechnungen und Demonstrationen.

Niemals hatten die Vertreter der stehenden Heere einen so schwierigen Stand gehabt, als im Zeitalter der Aufklärung zu Ende des 18. Jahrhunderts.

Denn vom Standpunkt der Aufklärung aus mußten die Männer des Krieges wie der Krieg selbst in gleichem Maße verurteilt werden. Der Gedanke der Humanität war es im letzten Grund, der einen Kant, Fichte, Herder dazu geführt hat, von vornherein jede kriegerische Regung zu verdammen.

So befanden sich die Heere, ihre Vertreter und Führer in einer Notlage. Von allen Seiten ging man ihnen scharf zu Leibe und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als mit

ihrer ganzen Apparat hinüber zu flüchten auf das Gebiet der Wissenschaft, wollten sie überhaupt noch als existenzberechtigt, als ebenbürtig betrachtet werden. Den an sich einfachen, schlichten Stoff der Kriegskunst schraubten sie hinauf zu einer Höhe, die er nicht ertragen kann.

Es ereignete sich, daß man auf allen Werkstätten militärischen Lebens stillschweigend übereinkam, möglichst wenig von der Armee, von der Truppe selbst zu sprechen. Fortan sollten durch neu erdachte Mittel militärische Erfolge erzielt werden. Nicht mehr rohe Gewalt dürfe triumphieren, sprach man aus, sondern kluge Berechnung mit Winkel und Maß. Scharfsinnige Operationen müssen den Feind verwirren und in verderbenbringendes Terrain verlocken.

Der Krieg erscheint nach diesen Vorstellungen wie ein wissenschaftliches Problem, bei dessen Lösung die Beteiligten gewissermaßen einen Schiedsrichter erwarten, um dem höchsten Scharfsinn zugleich den Sieg zuzusprechen. Nicht durch Vernichtung sei der Feind zu schlagen, sondern durch die Macht des Manövers.

Damit war ein verhängnisvolles Wort ausgesprochen, aber es gestaltete sich zur Handhabe für die Vertreter der Kriegskunst, um diese in die Reihe der abstrakten Wissenschaften einzuführen. In solchem Gewande fand denn auch die Kriegskunst Gnade vor der Popularphilosophie und der öffentlichen Meinung. Auf der Universität Göttingen wurde ein Lehrstuhl für Militärwissenschaften errichtet; ein heftiger Offizier las Militaria in Gießen; unter die Fakultäten der Hohen Karlschule in Stuttgart zählte auch die Kriegskunst.

Das Interesse an militärischen Angelegenheiten verallgemeinerte sich. Auch in der Presse zeigte sich das: die „Göttinger gelehrten Anzeigen“, das „Politische Journal“, „Schlössers Staatsanzeigen“ und eine Menge anderer Zeitschriften brachten militärische Artikel. Der Professor der Philosophie,

Friedrich Meiners, veröffentlichte 1789 ein „Lehrbuch der gesamten Kriegswissenschaften für Offiziere der Infanterie und Kavallerie“. Wie Pilze schossen militärische Fachblätter aus der Erde: „Bellona“, „Neue Bellona“, „Zeitschrift für Kunst, Wissenschaft und Geschichte des Krieges“, „Minerva“, „Neues militärisches Journal“ und Duzende anderer.

Überall fand sich dasselbe Thema variiert: nicht in der Armee liege das Schwergewicht, sondern im Terrain, und dieses herauszufinden, könne nur gelehrten Mathematikern gelingen. So kam man zu der Erfindung einer ganz neuen Wissenschaft, der *Militärmathematik*, verbunden mit Terrainlehre und Befestigungskunst.

Da werden mit Aufwand aller Gelehrsamkeit und einem Apparat von Quadrat- und anderen Wurzeln und Tangenten alltägliche kleinliche Binsenwahrheiten bewiesen und verteidigt, trotzdem daß diese selbstverständlichen Dinge im Grunde niemand ansieht. Lehrsätze über Taktik, strategische Erörterungen haben eine verzweifelte Ähnlichkeit mit einem Lehrbuch der Geometrie. Die Zeit füllen spitzfindige Aufgaben über Fortifikation und neue Erfindungen auf diesem Gebiet, kaum ein Wort über die Verwendung der Truppen im freien Feld, über die Erhaltung ihrer Schlagfertigkeit, über ihre Bedürfnisse.

Die Krankheit war allgemein. Die Lehre von den unfehlbaren Berechnungen, von den unüberwindlichen Stellungen auf Wasserscheiden und sonstigen Höhenzügen machte sich breit in demselben Grade in Berlin wie im österreichischen Lager. Das Herausfinden einer „Stellung“ galt für die höchste militärische Leistung.

Und das zu einer Zeit, da ein glücklicher Griff die französische Armee umgeschaffen und der naturalistischen Auffassung wieder zu ihrem Recht verholfen hatte; zu einer Zeit, da Carnot den Generalen der Revolutionsarmeen zurief: „Greife immer an und zwar stets mit überlegenen Kräften, indem du

unerwartet bald auf den einen, bald auf den anderen Punkt losschlägt. Die Kunst des Generals besteht darin, so zu verfahren, daß der Feind, wo immer er sich zeigt, eine der seinigen überlegene Streitmacht vor sich finde.“ — Und diese Lehre, so alt wie die Kriegskunst selbst, gab den Zeitstern ab, der die französischen Heere zum Sieg führte.

In der alten Welt, in Oesterreich und Preußen, hielt man unentwegt fest an den alten Kunstgriffen und Praktiken; die Armee mühte sich ab in qualvoller Pedanterie mit tausend Kleinigkeiten, in erhabenen Spekulationen schwelgten die geistigen Spitzen voll ungetrübter Selbstzufriedenheit. Eine jener unüberwindlichen Stellungen, in denen sich der Doktrinarismus gefiel, versicherte 1805 der österreichische General Mack entdeckt zu haben auf dem rechten Illerufer zwischen Ulm und Memmingen. Wunderdinge versprach man sich von dieser Perle aller Stellungen.

Trotz des Mißerfolges hier trieb man in Berlin die Kriegskünstelei weiter und weiter. Es gehärdeten sich die leitenden Geister, als seien sie die Hüter eines Mystериums, zu dem nur die Eingeweihten Zutritt hätten.

Fanatiker pflegen überzeugend zu sprechen. So verstand es Massenbach, der bedeutendste und redengewandteste unter den preussischen Theoretikern, die Führer der im Herbst 1806 aufgestellten Armee, den Herzog von Braunschweig und den Fürsten Hohenlohe ganz auf seine Seite zu bringen. In der Armee selbst baute man meist zuversichtlich auf das Mystериум der gelehrten Herren mit ihren orakelhaften Aussprüchen; nur wenige ahnten die Nichtsnutzigkeit der ganzen Sache. Etliche Geradbedenkende und der König selbst waren mißtrauisch geworden; man verlangte Gutachten, man setzte Kommissionen nieder.

Allein die milde Unparteilichkeit, deren sich unter dem Deckmantel der Objektivität jene weichen, mattherzigen Men-

schon befeizigten, die gewundene Ausdrucksweise, die vielen Worte, der Mangel an Aufrichtigkeit ließen es zu keinem fruchtbringenden Resultate kommen. Scharnhorst mit seinen Plänen bedurfte noch eines Bundesgenossen, der gewaltfamen Niederlegung des Alten, durch den lähmenden Zeitgeist Geschaffenen.

Indessen rückte die Stunde der Entscheidung für Preußen immer näher. Die ganze Friedenszeit herein hatte man sich darüber besonnen, wie man Berg und Thal hereinziehen könnte, damit sie mitkämpfen und den waffentragenden Männern die Feldschlacht ersparen. Um diese ernste Schlacht zu vermeiden, oder doch, um sie günstig vorzubereiten, griff man gewohnheitsmäßig nach der heilbringenden Lehre von den Höhenzügen, Wasserscheiden und so fort. Unverwandt blickte man nach dem Thüringer Wald. Die Projekte drängten sich. Stellungen! — Stellungen!

Lange Zeit hatte Massenbach mit den Höhenzügen bei Weimar geliebäugelt, bis sich endlich ein förmlich leidenschaftliches Verhältnis zwischen ihm und dem Ettersberg bei Weimar herausbildete. Für eine andere Höhe schwärmte der General Grawert, ohne zu beachten, daß sich wohl schwerlich jemand finden würde, sie anzugreifen.

Es war schon im September 1806, als Massenbach im Ernst vorschlug, einen Teil der Armee unter dem Herzog von Braunschweig rechts, den anderen unter dem Fürsten Hohenlohe links vom Thüringer Wald aufzustellen, den Höhenzug zwischen sich. Dergestalt bilde man zwei furchtbare Bastionen. Die Stellung verteidige sich eigentlich von selbst, die Armee brauche mehr nur Figur zu spielen. Wahrhaft magische Wirkungen stellte man in Aussicht.

Zur Annahme gelangte dieser Vorschlag nicht, aber in der Ausführung blieb doch die Trennung der Armee in zwei Teile übrig, die sich gegenseitig nicht unterstützen konnten.

Die Entscheidungen bei Jena und Auerstädt stellen nichts anderes dar als das Fiasco des Aufklärungszeitalters nach der militärisch-politischen Seite hin. —

Wie ein Gespenst aber ist die Doktrin von den bevorzugten Länderstrecken und Höhenzügen immer wieder umgegangen und hat ihr Publikum gefunden, insbesondere in Zeiten, wo alles Denken und Planeschmieden sich im Ausbau der militärischen Zukunft zuspitzte, wie in Süddeutschland in den Jahren 1868 und 1869. Und da jetzt ein Fachmann mit zahllosen wissenschaftlichen Nachweisen fest, daß wir Süddeutsche rein von den Bastionen des Böhmer Waldes und der Tiroler Berge beherrscht werden. Was hilft da alles „Soldatwerden“? Was soll das Kriegsdienstgesetz nützen? Wir sind ja doch in der Gewalt Oesterreichs und, wenn dieses will, Frankreichs.

Denen, welche sich schon lange rings umgesehen hatten nach einer militärischen Hilfsstruppe, nach einem bequemen Fachmann, nach einer Autorität, kam die Broschüre Arkolays wie gerufen.

Arkolay war nicht immer Arkolay gewesen. — Der Leutnant Woldemar Streubel galt in der sächsischen Artillerie für einen stillen Sonderling, der nur seinen Büchern lebte. Er war 25 Jahre alt, als ihn die Lage im Krimkrieg 1854 zu einer kleinen Schrift über Rußland veranlaßte. Nach drei Jahren folgte ein Versuch über die Granatkanone. Der Inhalt dieser Schrift zog ihm einen Verweis zu. Deshalb trat er aus dem Militärdienst und beschloß von seiner Feder zu leben. Einige Beachtung fand 1859 sein Aufsatz in der Deutschen Vierteljahrsschrift: „Die militärische Schwäche Frankreichs Deutschland gegenüber.“ Immerhin aber blieb er ein nur wenigen militärischen Kreisen bekannter Dunkelmann. Es änderte sich das auch nicht, als er von Dresden nach Frankfurt übersiedelte, um das „Militärwochenblatt für das deutsche Bundesheer“ zu leiten. Seine sonstigen Schriften aus dieser

Zeit klagten über den Mangel an genialen Feldherren in der Gegenwart oder wenden sich gegen gezogene Geschütze und Panzerschiffe.

Er bekam immer mehr Geschmack am Absurden, Paradoxen, Ueberraschenden. Eine weitere Zugkraft suchte der Leutnant a. D. sich anzueignen durch Annahme des Schriftstellernamens Arkolay (Arkeley, alter Name für Artillerie). Also der Streubel lag dahinten und Arkolay lebte unter ärmlichen Verhältnissen und verkannt in Heidelberg. Auch seine 1868 erschienene „Taktik der Neuzeit“, mit der er sich „an alle Denker in den Heeren“ wandte, wollte keine rechte Beachtung finden. Da tat der Büchermann einen festen Griff und bemächtigte sich eines Gedankens, der das ganze wirre Leben Süddeutschlands eben beherrschte: Wer wird über dies Bündel von Kleinstaaten Schirmvogt sein?

So entstand zu Anfang des Jahres 1869 die oben genannte Flugchrift: „Der Anschluß Süddeutschlands zc. zc.“ Fünf Auflagen zeugen für das Aufsehen, das die Broschüre machte. Es ist die letzte, welche Arkolay noch mit einigermaßen lichthem Geiste geschrieben. Die späteren Schriften: „Die Mystereien der Artillerie, kritisch-didaktisch-historische Analyse“ und „Germanentum und Osterreich“ sind schon bei abnehmendem Lichte geschrieben; „Lüge und Wissenschaft“ aber, 1872 erschienen, zeigt den Geist schon gänzlich unmachtet. Streubel starb, ganz stumpf geworden, 1873 in der Irrenanstalt Illenau. —

In ruhigen Zeiten wäre Arkolays leichte Schrift fast unbeachtet geblieben, wenn nicht mehrere Umstände zu Hilfe gekommen wären: die Steifheit und Zuversicht der Sprache; der heiße Atem einer Zeit, in welcher die Gegensätze unveröhnt aufeinander platzten; die Bequemlichkeit, persönliche Leistungen zu ersetzen durch Naturgewalten und neu entdeckte Kräfte.

Nur dadurch und durch das Dunkel, welches um das

Wort „Strategie“ sich zu legen pflegt, ist es zu erklären, daß das aus einem fiebernden Hirn kommende Geflücker auch besonnene Menschen zu betören vermochte. Man lebte eben in einer Zeit, deren verblüffend rasche Wechsel ein allgemeines Fieber erzeugt hatten. Sonst hätte man lachen müssen über Arkolays Bekenntnis: „Der großdeutsche Gedanke ist ein geographischer, ein topographischer, ein strategischer, überhaupt ein wissenschaftlicher Satz.“ — Von der Bastion des Böhmer Waldes herniedersteigend, könne Osterreich ganz Süddeutschland überschwemmen; von Bregenz aus das ganze Gebiet in Beschlagnahme nehmen. Bei ruhigem Blute konnte man erwidern: der Thüringer Wald wurde auch schon einmal für eine Bastion ausgegeben und hat nicht funktioniert; durch welche geheime Macht ist es denn möglich, in dem weltabgelegenen Winkel von Bregenz, fern von jeder Kommunikation, eine Armee zu sammeln?

„Osterreich hat bei einem solchen Kriege gar nicht nötig, auf Preußen schießend und stechend loszugehen! Es kann Preußen und seine Alliierten durch bewaffnetes Zuschauen bei dem Schauspiel zu Grunde richten —.“

Ist es nicht herrlich, Bundesgenosse Osterreichs zu werden, das Sieger bleiben wird, ohne sein Gewehr auch nur zu laden. So etwas könnte passen. Und das alles ist „strategisch“ als unanfechtbar „wissenschaftlich“ nachgewiesen von einem „Fachmann“, von „einem deutschen Offizier“.

Der Umstand, daß Arkolay Gläubige in Menge gefunden hat, ist ein Gradmesser für die Spannung der Gemüter in Süddeutschland in diesen bewegten Jahren vor der Schwert-erhebung des Jahres 1870, die mit einem einzigen Schlag das Gewebe von politischen und strategischen Kombinationen durchhieb.

Eine Menge von Federn wurde nun aber doch mobil gemacht gegen Arkolays Schrift und deren Freunde, die fort-

führen zu behaupten, sie wirke wie ein Gewitter und reinige die Luft von preussischem Großmachtdunst. Eine ganze Flug-schriftenliteratur entstand. Am meisten Eindruck machte die im Mai 1869 erschienene Schrift des Obersten v. Suckow: „Wo Süddeutschland Schutz für sein Dasein findet?“ Sie wandte sich nicht direkt gegen Arkolay, war aber immerhin durch diesen angeregt.

Schon im Eingang reißt Suckow mit den Worten: „Man besiegt den Gegner, indem man sein Heer vernichtet oder außer Wirkung setzt“ — den Nebelvorhang von strategischem Zuwarten herunter und stellt den Völkerstreit wieder auf den alten realen Boden. Auf eine rasche und große Entscheidung komme es an im modernen Krieg. Die Vergleichung der beiderseitigen Armeen bringt ihn zu denselben Resultaten, die der Oberst Stoffel (S. 223) in seinem Bericht an Napoleon III. zum Ausdruck gebracht hat.

„Wie stark werden sich die beiden Hauptarmeen gegenüberstehen?“ Die norddeutsche Armee, und vollends die deutsche, habe einen Kampf nicht zu scheuen gegen Frankreich und Oesterreich zu gleicher Zeit; deshalb wäre es das übelste, wenn Süddeutschland im Völkerstreit sich für Neutralität entscheiden würde. — Von einem Spaziergang der Franzosen nach Stuttgart und München könne man nicht sprechen, wenn die Norddeutschen in Saarbrücken stehen.

Wenn Suckow weiter von dem Aufmarsch der deutschen Armeen an den westlichen Grenzen spricht, scheint er einigermaßen den in Berlin gemeinschaftlich aufgestellten Mobil-machungs- und Operationsplan zu enthüllen, um zu schließen: „Durch die Allianzverträge also ist Süddeutschland in den Schutzbereich des einen der beiden kriegsführenden Teile — und zwar des stärkeren — eingeschlossen.“

Kein Mensch ahnte, wie nahe die Ereignisse seien, welche den prophetischen Worten Suckows bis ins einzelste recht

gaben. Selten ist mit solchem Verständniß für die Gegenwart, mit so klarem Vorausblick in die nächste Zukunft geschrieben worden. Für den Augenblick hatte die Schrift nicht allzuviel Wirkung. Aber stutzig gemacht wurden einzelne durch den ruhigen, von jeder Leidenschaftlichkeit fernen Ton derselben; nur wenige mochten sich gestehen, durch welche plumpen Frechheiten sie sich hatten täuschen lassen. —

Als junge Schüler im Kloster Blaubeuren hatten wir oft, aus der kahlen Gegenwart zurückblickend, die Leute beneidet, welche in den Jahren 1813, 1814 leben durften, in den Jahren, da Wärme gewissermaßen aus dem Boden schoß, in den Jahren des Blühens, Sprossens, Werdens. Jetzt, in dieser Zeitspanne nach dem Jahre 1866, durften wir selbst in so gesegneten Tagen leben und mitfühlen, wie das Bewußtsein junger Kraft Hunderttausende durchdringe, wie trotz allem Streiten, Haderu und Brodeln doch das Reich deutscher Nation unter dem Hohenzollernkönig nahe sei. Es ist eine Freude, in solcher Zeit zu leben, in der man deutlich vor Augen sieht, wie das, was alt schien, über Nacht wieder jung und kraftstrotzend geworden ist.

Von der Kriegsschule aus ließ sich in das Für und Wider der beste Einblick gewinnen; man blieb auf dem laufenden mit den Flugschriften; mit dem Professor Mack besuchte man erregte Versammlungen; beim Mittagessen und an einzelnen Abenden traf man mit den Kameraden zusammen. In diesen Jahren geschah es nämlich auch, daß die Offiziere der Garnisonen sich geselliger zusammenfanden; die klausnerischen Mittagmahlzeiten hörten zumeist auf und man fing an, sich in bestimmten Lokalen zu treffen. Als Kasino für die Stuttgarter Offiziere galt ein Café in der Nähe der Hospitalkirche. Zu gleicher Zeit taten sich die Ludwigsburger Offiziere im Museum zusammen.

Mein Weg zum Mittagessen führte mich von der Kriegsschule durch den Schloßgarten den Kasseberg hinauf am

Fischer'schen Hause vorüber. Ich habe schon oben erzählt, wie mich Vater Fischer und sein Töchterchen mit Heilpflaster und Wurst versehen hatten in dem Augenblick, da 1866 ins Feld gerückt wurde. Seither sprach ich öfter bei ihnen vor. Immer gab es etwas Interessantes zu hören. Schon vor einem Jahrzehnt hatte Gustav Fischer sich ganz auf den Handel mit Weizen und Gerste geworfen. Das führte ihn alljährlich einigemal hinab nach Ungarn und in die Hannakenlandschaft nach Mähren. Er war einer der ersten Geschäftsmänner aus Württemberg, die sich dort sehen ließen. Von dem fremdartigen Leben dort, von Land und Leuten, von Städten und Dörfern, von den Dampfmühlen, von dem Verkehr auf der Donau und der weit sich dehnenden Puszta wußte er ungemein anziehend zu erzählen. Ich nahm mir fest vor, wenn ich demnächst, anschließend an meine Terrainstudien, die böhmischen Schlachtfelder besuchen würde, auch einen Abstecher nach Ungarn zu machen. Fischer war zugleich der erste Sänger im Ludwigsburger Männergesangverein und so wurde im Hause viel musiziert. Die Anlage war auch auf das einzige Töchterchen übergegangen, die mit heller Stimme ihre Lieder zu schmettern begann. Dazu wußte sie in ihrer heiteren, naiven Weise viel zu erzählen von ihrer Lehrerin, bei der sie ihr Französisch holte. Es war das ein Fräulein v. Wandel, eine Schwester des Künstlers, der am Hermannsdenkmal auf dem Teutoburger Wald arbeitete. Viel wußte die Schwester von der Opferwilligkeit des Bruders zu berichten. So erfuhr ich erstmals etwas Näheres über die Arbeiten am früher oft besprochenen Hermannsdenkmal. Bei meiner stets wachen Reiseluft nahm ich mir natürlich sofort vor, auch dorthin zu wandern. Vieles wurde noch erzählt von dem schönen Garten hinter den Anlagen, von der uralten Tante auf dem Asperg und anderen Familienmerkwürdigkeiten.

Nur wenige Jahre blieb das Glück in dem Haus auf

dem Kaffeberg ungetrübt. Schon zu Beginn des Jahres 1869 legte sich der Hausvater und im Frühling trugen ihn seine Freunde, die der unternehmungslustige, begabte Mann in allen Kreisen zählte, hinaus zur Ruhe. —

Da saß ich also durch Stunden und Tage an meinem Fenster in der Kriegsschule und sah die Ludwigsburger mit Weib und Kind in der Abendkühle nach den Anlagen ziehen oder in die Gärten, welche die Bürger in der Nähe derselben besaßen. Nicht in Scharen kamen sie, nein, in ganz kleinen, vereinzelt Gruppen; aus den hallenden Schloßhöfen traten sie heraus, durch den Hirschgang oder durch den Schloßgarten.

Nie störte ein Geräusch, ein Menschentumult oder gar ein Wagen die Stille. Da ließ sich trefflich über eigener Arbeit sitzen oder ein Urteil gewinnen über das, was die Schüler vorgelegt. — Es ist ungemein schwer, das festzusetzen, was an wissenschaftlichen und technischen Grundlagen dem Offizierskandidaten mitgegeben werden soll.

Das ist wohl der Grund, warum man in den verschiedenen Ländern so verschiedene Wege einschlägt. Den richtigsten Weg geht man wohl in Westpoint, wo die Offiziere für die Armee der Vereinigten Staaten herangebildet werden. Man sucht ein ziemlich hoch bemessenes, für alle gleichmäßiges allgemein wissenschaftliches Niveau zu erreichen. Nach einer Aufnahmeprüfung, in welcher Arithmetik, Algebra, Aufsatz, Literaturgeschichte, Geographie und Geschichte die Hauptrolle spielen, werden die Kandidaten (Lebensalter zwischen 17 und 21 Jahren) in Westpoint zu vierjährigem Kurs vereinigt. Das erste und zweite Jahr bringen Mathematik aufsteigend bis zu Integral- und Differentialrechnungen und moderne Sprachen; im zweiten Jahr kommt noch Zeichnen dazu. Sonst nichts. Alle übrige Zeit ist den elementaren und taktischen Vorschriften der drei Waffen gewidmet. Im dritten und vierten Jahr fallen Mathematik und Sprachen weg;

dafür treten Naturgeschichte und Philosophie auf, Chemie, Mineralogie, Geologie; das vierte Jahr bringt dazu noch Geschichte, Geographie und Rechtskunde. Die militärischen Fächer der drei Waffen bleiben. Bemerkenswert ist die eigentümliche Art des Aufsteigens in den Wissenschaften; sind elementare Kenntnisse in Geschichte und Geographie auch schon vorhanden, so wird der Ernst dieser Wissenschaften ganz richtig den reiferen Jahren vorbehalten.

Die Dinge, wie sie jetzt in der Kriegsschule Ludwigsburg lagen, widersprachen dem Grundsatz der Gleichmäßigkeit so scharf als möglich. Im Wissen sahen sich die jungen Leute durch tiefe Klüfte getrennt; auch im Lebensalter. Ja, es ereignete sich einmal, daß ein paar meiner Schüler älter waren als ich, der Lehrer. Aber wir befanden uns ja in einem Übergangszustand. — Um Gleichmäßigkeit in die Grundlagen und ins Fortschreiten hereinzubringen, müßte unter allen Umständen als allgemeine Vorbedingung für den Eintritt in die Fähnrichsschule die Abiturientenprüfung angelegt werden. In der Fähnrichsschule selbst zweijähriger Kurs, in welchem außer den militärischen Fächern auch noch Völkerrecht, Rechtsgeschichte und Geschichte der Philosophie zu behandeln wären.

Nur eine einzige schlimme Seite würde eine derartige Behandlung der Dinge mit sich bringen — den Verzicht auf die Möglichkeit, verdiente und talentvolle Unteroffiziere zu Offizieren ernennen zu können.

Werden Kadettenschulen beibehalten, so müßten sie, am zweckmäßigsten als Gymnasien, so organisiert sein, daß der Austritt aus ihnen der Abiturientenprüfung gleichkommt. —

In einem großen Teil der Presse, im Wirtshaus und in Volksversammlungen bildete damals die Opposition gegen das neue Kriegsdienstgesetz und gegen jegliches Zusammengehen mit Preußen ein stehendes Thema. In den Regimentern aber steckte man mit eisernem Fleiß die Köpfe in das preu-

ßische Reglement und in das Bändchen mit den „Allerhöchsten Verordnungen“, welche für die größeren Truppenübungen leitende Gedanken enthielten. In Preußen hatte sich längst neben diesen zum Teil veralteten Vorschriften eine ganz gesunde Praxis herausgebildet. Wir Neugläubigen aber suchten, unserer seitherigen Buchstabenklauberei folgend, alles Heil aus den dürren Blättern mit ihren alten Phrasen herauszusaugen. Nicht elastische Rahmen für unser Handeln wünschten wir, sondern nach einer Vorschrift für jeden einzelnen Fall stöberten die meisten herum. Schon waren wir im Begriff, in die alten Schrullen zurückzuverfallen und an den Reglements herumzuboffeln, statt uns auf eine zweckmäßige Praxis zu verlegen. Außerordentlich heilsam wäre in solchem Stadium ein Zusammenarbeiten mit eingeschulten Truppen gewesen, Herbstmanöver mit einer preußischen Division etwa, oder gemeinschaftliche Übungen wenigstens mit der badischen Division.

Theatereschlachten hatte man geschlagen vor nächstens einem Jahrzehnt im Lager von Königs. Seit dieser Zeit waren keine größeren Übungen mehr abgehalten worden, namentlich solche nicht, die von irgend einem Führer verlangt hätten, selbstständig und verantwortlich einen Entschluß zu fassen. Das wichtigste Bildungsmittel, das praktische Routine verschafft, hatte man entbehren müssen.

Gemeinschaftliche Übungen mit badischen oder preußischen Truppen wurden zwar nicht beliebt, aber Herbstmanöver sollten wir doch haben in den letzten Tagen des September 1869 und zu Anfang des Oktober. Ein Nordkorps und ein Südkorps standen sich gegenüber in dem Gelände am Neckar zwischen Eßlingen, Denkendorf, Königs, Nürtingen, Weßlingen, jedes gegen 6000 Mann stark. Durch Einberufung konnten die Kompanien reichlich auf halbe Kriegsstärke, 130 Mann, gebracht werden. Schiedsrichter traten auf, deren Geschäft es

war, unnatürliche Gefechtslagen zu verhindern und augenblickliche Entscheidungen zu treffen. Am Schluß jeglichen Zusammenstoßes machte es sich die Kritik zur Aufgabe, die Tätigkeit auf beiden Seiten zu beleuchten und die entsprechenden Lehren zu ziehen. Alles das war in Württemberg neu.

Die sich gegenüberstehenden Korps wurden von den Generalen v. Starkloff und v. Reitzenstein befehligt. Das Amt eines kommandierenden Generals war dem General v. Baumbach übertragen, als dessen Generalstabschef Oberst v. Suckow fungierte. Um den letzteren scharte sich das Hauptquartier, in das ich selbst als Ordonnanzoffizier und Berichterstatter kommandiert war.

Ich weiß nicht, ob bei den kleinen Herbstmanövern, die alle drei oder vier Jahre früher in Württemberg abgehalten wurden, auch fremde Offiziere anwesend waren. Diesmal hatten sie sich im Hauptquartier zu Eßlingen und später in Mezingen zahlreich eingefunden. Außer einigen preussischen Offizieren waren verschiedene Herren aus Bayern erschienen, darunter der Major Fleischütz und der Hauptmann Parceval. Ferner von der eidgenössischen Artillerie der Oberleutnant Lehmann. Am meisten aber zogen die französischen Manövergäste die Augen auf sich, der Oberst Graf Andlau und der Hauptmann Latour du Pin.

Wenn diese Herren gekommen waren, um unsere Gesinnungen auszuforschen und uns durch Provokieren auszuholen, ob noch Rheinbundgefühle und Lust zum Anschluß an Frankreich gegen Preußen vorhanden seien, so konnten sie sich bald überzeugen, daß in Süddeutschland kein Mensch im Ernst daran dachte, der französischen Fahne zu folgen.

Es ist später in Zeitungen viel herüber- und hinübergesprochen worden, daß es nach der beregten Richtung hin heftige Auseinandersetzungen mit den französischen Offizieren gegeben habe. Keine Rede davon; so oft von württembergi-

sehen Offizieren oder bayerischen Manövergästen über unser Verhältnis zu Frankreich gesprochen wurde, geschah es in aufrichtiger, offener, auch lauter Soldatenweise, welche dem Fremden alle Ehre widerfahren läßt, aber jederzeit einsteht für die nationale, wenn man will, hier preussische Fahne.

Durch meine, freilich sehr bescheidene, Stellung im Hauptquartier und mein freundschaftliches Verhältnis mit dem zu den Manövergästen kommandierten Offizier (im Manöverjargon „Bärenführer“ genannt) gelang es mir, manchmal in der Nähe der Fremden zu sein. In dem Schweizer erkannte ich bald einen außerordentlich fleißigen und klugen Beobachter unserer Leistungen. Oberst Graf Andlau mochte zu den bequemen, etwas eisenfresserisch angelegten Offizieren gehören, die vor unerwünschten Erscheinungen gern die Augen schlossen und nachmals der Sache Frankreichs so viel Unheil brachten.

Der Hauptmann Latour aber war eine besonders liebenswürdige, offene und ehrliche Soldatenseele. Für ihn gab es gar keinen Zweifel darüber, in welchem Lager man bei einem zukünftigen Krieg die Bayern und Württemberger finden würde. „Wir kommen jetzt von Frankfurt,“ erzählte er bei einem Mitt über die Filder, „wo wir ein prächtiges preussisches Korps gesehen haben; und hier führt man uns in demselben Zustand die Württemberger vor, junge Offiziere, junge Mannschaften, alle zuversichtlich und fest in die Welt blickend. Man sollte meinen, Frankreich müsse im nächsten Krieg verloren sein. Aber ich finde mich wieder, wenn ich die Soldbücher meiner Leute zu Hause in die Hand nehme; die meisten zwei, drei Feldzüge, viele mit langer Dienstzeit; ja, da finde ich mich wieder, da weiß ich, daß Frankreich unüberwindlich ist.“

Zu derselben Zeit hatte Frankreich einen großen Vorrat an Chassepotgewehren für Armee und Mobilgarde fertig ge-

stellt; die Herrscher von Oesterreich, Italien und Frankreich trafen Verabredungen für gewisse Fälle, und zu Anfang 1870 ging Erzherzog Albrecht nach Paris, um zum Unheil Frankreichs den Glauben an die Schwerfälligkeit und lange Dauer der preussischen Mobilmachung zu verbreiten. So ging man dem Zweikampf entgegen.

Den Schluß der Manöver bildete eine Parade bei Mezingen. Früher glaubte man die Aneignung feldmäßigen Handelns und Gewöhnens durch eine gewisse Rässigkeit in der äußeren Erscheinung zum Ausdruck bringen zu müssen, heute galt es, vor versammeltem Volk zu zeigen, daß Strapazen und feldmäßige Gewöhnungen, Gefechte und Märsche bei Tag, Vorposten bei Nacht nichts zu mindern vermögen an dem Sinn für Pünktlichkeit und Sauberkeit, daß die jugendliche Strammheit nicht notgelitten hat. —

Die erste Woche des Oktober war schon vorüber, als man von den Herbstübungen einrückte. Da war es freilich zu spät, um eine weitaussehende Reise anzutreten, deren Ausbeute dem Unterricht Farbe und Anschauung zu geben bestimmt war. An Stelle der geplanten Reise mußte ich mich mit kleineren Ausflügen in die Umgegend begnügen. — Schillertag war wieder gekommen, 10. November. Die Feier in Marbach aber wurde auf Sonntag den 14. November verschoben.

Ich war ziemlich spät auf dem Weg nach Marbach; doch reichte es noch, ins Schillerhaus zu gehen. Während ich die enge Treppe in dem alten Haus hinaufstieg, hörte ich von oben fröhliche Stimmen herabdringen. Ich kannte es wohl, das herzliche Lachen, das sich darunter mischte. Früher war es mir vorgekommen, als gleiche der tiefe, runde Klang dem Ton einer Glocke. Nein, es ist kein Glockenklang, kein feierlich Getöse; die Stimme klingt ja so heiter und hell und jubelnd, wie Frühlingsjauchzen. Bald stand ich oben; die

Stimme hörte ich nicht mehr, denn ihre Besitzerin beugte sich eben auf das Schillerbuch und wollte ihren Namen einschreiben.

Sie war also doch zum Fest heruntergekommen, die kleine Fischerfamilie, Mutter und Tochter. Leicht war es mir, den heiligen Eifer zu unterstützen, mit dem meine jugendliche Freundin die aufgestapelten Schillerschätze bewunderte. Hier galt es, eine verblichene Handschrift zu entziffern, dort für ein Gemälde die richtige Beleuchtung und den richtigen Standort zu finden, oder sich in Schillers Briefen und in seinem Freundeskreise zu orientieren.

Man sagt, junge Frauengemüther könne man am besten nach dem beurteilen, worüber sie lachen; später habe ich gefunden, man vermöge sie zu erkennen aus der Art und Weise beim Einkauf ganz gleichgültiger Dinge; heute sah ich, daß man Herzen beurteilen kann nach dem Verhalten in einem geweihten Raum. Heute war es eine Lust zu sehen, wie strahlende, lachende Braunaugen in sinnende Betrachtung übergehen, wie glockenhelles Lachen sich wandelt in stammelnde Bewunderung.

Der Abend führte die ganze Gesellschaft hinauf in die „Post“, wo der Dichter J. G. Fischer die Festrede hielt. Fischer, längst Marbach besonders nahestehend, war eben jetzt ein ganzer Marbacher geworden: er hatte sich vor wenigen Tagen hier eine liebliche Braut gewonnen. So begann er denn auch seine Rede über das Göttliche in Schillers Dichtungen mit dem Hinweis darauf, daß die allerjüngsten und zugleich geliebtesten Bande ihn mehr als je vorher an Marbach fesseln. Kurze Zeit darauf hat ihm sein Freund Karl Mayer zugerufen:

Wir sehen's wohl und gönnen es ihm gern,
Wie er sich, vom Gewühl des Streites fern,
Die schönste Rose, Marbachs Rose, pflückt.

Wir wissen's wohl, was ihn dorthin gezogen:
 Ein Zauberduft, der ihm noch nie gelogen,
 Ein Hauch von jenem sel'gen Dichtergeist,
 Dem seine schwäbische Saite preisend klingt,
 Der jene Stätte weisevoll durchdringt
 Und, was dort aufblüht, wunderbar umkreift.

— — — — —
 Sing nur dein Glück, du guter Kamerad,
 Nimm diesen Gruß, derweil ich eben lad'!*)

Alle aber, die wir als Schillergäste in der Post beisammen saßen, dachten an diesem Abend noch daran, wie jetzt zehn Jahre ins Land gezogen seit der großen Jahrhundertfeier vom 10. und 11. November 1859, wie das Leben des deutschen Volkes sich gewandelt seit jenem Singen und Träumen und Prophezeien, wie der Tag vielleicht immer näher rücke, an dem endlich für das Deutsche Reich der Kaiser erstehen müsse. —

Die nächsten Tage und Wochen sahen mich oft im Fischerschen Hause. An wie viel ließ sich anknüpfen, wenn es einem doch so sehr ums Anknüpfen zu tun ist! An meine Mutter, die von Hohenacker aus oft ins Haus gekommen war und an dem helläugigen, immer munteren und dienstfertigen Mädchen großen Gefallen gefunden hatte; an die Wurst, die der hochaufgeschossene Backfisch mir am 17. Juni 1866 in das Feld mitgegeben. Vom Vater wurde erzählt, der nichts Höheres kannte, als Hand in Hand mit dem Töchterchen in den Garten zu ziehen; von dem einzigen Bruder, der eben in Weihenstephan das Bierbrauen studierte; von der Großmutter in der Lindenstraße, die in enger Verbindung mit Justinus Kerner gestanden und

*) Der ingrimmige Preußenfeind Karl Mayer, der Sohn des alten Karl Mayer, des Freundes von Ludwig Uhland, stand eben in diesen Tagen mitten im Kampfe der Zeitungen, Broschüren und Volksversammlungen gegen das neue Kriegsdienstgesetz.

fest an seine Wunder glaubte; von der verwandten Familie der Heimerdinger in Hamburg, die große Kaufleute seien; von dem Onkel Fritz Heimerdinger, dem „Doktor“, der Oberstabsarzt war und wie ein großes Geheimnis eine Altertümersammlung hütete; von der Tragödin Adelheid Fischer, vom Vater Fischer, dem Berater des unglücklichen Kaisers Maximilian; von allen möglichen Verwandten: Geschäftsleuten, Handwerkern, Beamten, Gelehrten, Ärzten, Künstlern und Abenteurern; nur geflüstert wurde von der Großtante auf dem Asperg.

Viel lauter aber wurde geredet von dem Onkel in Stuttgart, dem Kanzleirat Jennegg, der dem vaterlosen Kind als Vormund bestellt war. Wozu man einen Vertreter des Vaters brauchte, das wies der 21. November aus: der Goldschmied, der auch auf dem Kasseberg wohnte, hatte auf diesen Tag zwei Ringe geschmiedet, und voll seligen Blicks in die Zukunft tauschten wir sie.

Dem Gang ins Elternhaus nach Steinheim folgten weitere Besuche. Dann kommt, im tiefsten Winter, eine Krankenstube, dunkel verhangen, mit ängstlich gespannter Luft. Das „Buttergretle“ (die Butterlieferantin) von Kirchberg an der Murr schleicht leise herein; sie hat Trauben für die Lechzende aufgetrieben und überreicht noch als Geschenk eine Schillerdenkmünze, die sie auf der Straße gefunden. Im Nebenzimmer aber wandeln in eifrigem Gespräch ein paar Ärzte gar bedenklich auf und ab. — Darauf das Süßigkeitsgefühl vorerst noch matter, aber doch beginnender Genesungstunden. Mit Gottes Hilfe kehrte lachende Gesundheit zurück und auch der Frühling war wieder gekommen. Gar festlich hatte sich zur Maienzeit des Jahres 1870 das Pfarrhaus in Steinheim geschmückt. Die Glocken läuten, die Kirchthüren stehen offen und das ganze Dorf strömt zur Kirche. Über die Blumen und grünen Zweige, welche die Kinder gestreut, ziehen wir

dahin; im Altare steht der Vater und legt unsere Hände ineinander. Es war der 9. Mai.

Als der Tag zum fünfundzwanzigstenmal wiedergekehrt war, bei unserer silbernen Hochzeit, führten uns die Freunde zurück in unsere Jugendtage. Keiner von ihnen aber mit so viel Laune und so sinnig als unsere Freundinnen aus München, Annie und Marie Wecklein.

Marie hatte die Szene aufgefaßt und prächtig gezeichnet, wie jung Emma mir die Wurst aufs Pferd reicht, damit ich ein Pabjal habe in herber Kriegszeit; Schwester Annie aber lieferte die Erzählung:

Klein Emma rasch das Bäckchen nimmt
Und eilt dahin und wünscht sich Flügel;
Sie ruft; — gewiß sie hören's nicht; —
Doch ja! Sie spannen straff die Zügel;
Der mit den Schelmengaugen spricht:

„Du flinke Maid — rasch aufgelesen!
Du willst wohl mit uns in die Schlacht?“
— „Nein, nur dies Bäckchen ist vergessen,
Das hat Mama für Sie gemacht.“

„Schön Dank!“ Schon schmettern die Trompeten.
„Leb wohl, du tapfres deutsches Kind!
Willst du auch für uns Krieger beten?“
Klein-Emma nickt und kehrt geschwind.

Die Jahre schwanden; — aus der Ferne
Sind längst die Heere eingerückt.
Man dient Gott Mars in der Kaserne,
Bis er das Schlachtschwert wieder zückt.

Einst führt vor der Kasernentüre
Ihr Weg ein Mägdlein just vorbei.
Im Torweg stehn zwei Offiziere
Und plaudern über mancherlei.

Da ruft der eine: „Donnerwetter!
Geh, Albert, guck das Mädel an!
Die wird ja alle Tage netter!
Haha! — Ob sie noch denkt daran,

Wie sie damals dem Reiterhaufen
 Die Gastgeschenke hat gereicht,
 Und wie sie dir dann nachgelaufen?
 Blizmädel das!“ Derweil beschleicht

Die Eifersucht Herrn Alberts Sinne:
 „Was geht Schön-Emma andre an?“
 Ihn hält im Banne schon Frau Minne;
 Das Mädel hat's ihm angetan.

Fortan geht er auf Freiersfüßen
 Und holt sich heim die liebste Braut — —
 — — — — —

Aber ich eile voraus um Jahre und Jahre. In Wirklichkeit stehe ich ja mit meiner Erzählung noch am Ende des Monats November 1869. Wie schon gesagt, obenan standen jetzt Besuche. Fast ebensoviele verlorene Tage. Nicht zu den verlorenen Tagen gehörte der, welcher uns nach Baihingen an der Enz führte, wo als Pfarrerswitwe in beschaulicher Zurückgezogenheit eine Schwester meines Vaters, Tante Tafel, wohnte, deren Gatte ein Bruder meiner Mutter gewesen war. — Reiche Erinnerungen weckte insbesondere der Gang auf den Njperg. Es trägt ja diese steil und unvermittelt aus der Ebene aufsteigende Höhe ein gut Stück württembergischer Geschichte und beschäftigt nicht wenig die Phantasie des Volks. Soviel Popularität genießt in Schwaben kein einziger Berg; neben ihm können sich noch am ehesten sehen lassen: der Hohenstaufen, der Neuffen, Hohenzollern, Hohentwiel, der Bussen.

In grauer Vorzeit schon hat der Scheitel des Berges eingeladen, auf ihm ein festes Haus zu bauen, Turm und Tempel. Frühe schon wurde die Feste, lange Zeit der Schutz des umliegenden Landes, als Gefängnis benützt. Hier war im Jahre 1737 der Jude Süß Oppenheimer eingesperrt, der verunglückte Finanzkünstler des Herzogs Karl Alexander; hier versteckte die gewalttätige Kabinettsjustiz des 18. Jahrhunderts

unter Herzog Karl Eugen ihre Opfer: Huber, Schubart u. a. Noch heute zeigt man das Schubartloch, in dem der Dichter sang:

Gefangener Mann, ein armer Mann!
Durchs schwarze Eisengitter
Starr' ich den fernen Himmel an
Und wein' und seufze bitter.

Die dunklen Kafematten belebten sich wieder, als König Friedrich zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit brutaler Rücksichtslosigkeit Recht zu sprechen liebte: die störrigen Separatisten konnten hier nachdenken, die unglücklichen Bauern und Weingärtner vom Aufstand in Mergentheim her schleppten ihre Kugel, verurteilte Kommandeure, wie der Oberstleutnant Wolff vom Hohentwiel, versimpelten in ihren Pöckern; der Leutnant François entrannte durch romantische Flucht dem Elend. Als König Wilhelm I. 1816 die Regierung antrat, öffneten sich die Kerkerthore für die gefangenen Offiziere. Im Jahre 1824 saß Friedrich Vist oben; dann kamen die Burschenschaftler: Karl Gase, Gottlob Tafel, ein Verwandter meiner Mutter, u. a.; die Achtundvierziger, literarische Attentäter. Freiheitsgrab und Demokratenbuckel wurde deshalb der Berg genannt und man sang:

Auf den Bergen wohnt die Freiheit,
Auf dem Asperg aber nicht!

Dabei gestaltete sich jedoch der ehemals schaurige Kerker von Jahrzehnt zu Jahrzehnt immer mehr zu einem fidelem Gefängnis, in welchem die vielerlei Wirtschaften auf dem Berg eine besondere Rolle spielten.

Nicht wenig tat ich mir darauf zu gut, daß unter den Staatsgefangenen auf dem Asperg sich auch ein Verwandter befunden hatte, Gottlob Tafel. Und jetzt befand ich mich mit der jungen Braut auf dem Wege, um neue Verwandte von

geheimnisvollem Alter auf demselben Berge zu besuchen. — Die Sache ging so zu. In dem württembergischen Rheinbundkontingent, das 1812 nach Rußland zog, und zwar im Infanterieregiment Nr. 1 Prinz Paul, befand sich ein Bruder des Großvaters meiner Braut, der Regimentsarzt Heimerdinger, der aus dem Feldzug nach seiner Garnison Hohenasperg zurückkehrte und in den Zwanzigerjahren dort verstarb. Der Witwe verlieh König Wilhelm, als Zuschuß zu ihrer mageren Pension, das Recht, zeitlebens auf dem Asperg im seitherigen Häuschen bleiben zu dürfen.

So wohnte die Großtante meiner Braut seit bald fünfzig Jahren als Witwe oben und war zu einem selbstverständlichen Zubehörfstück des Berges geworden; längst hatte sie die Neunzig überschritten. — Da standen wir unten am Berg und fingen an, uns das „Schwitzgäßle“ hinaufzuarbeiten, meine Braut und ich. Der wonnigen Augenblicke gab es genug in diesem Brautleben; zu den allerwonnigsten aber zählten zwei: einmal, wenn ich gegenüber von den auf mich gerichteten Fragaugen saß und aufklärende Antwort geben konnte, und zum anderen, wenn ich den in gestaltenreichem Plauderton sich abwickelnden Erzählungen aus dem Mädchenleben lauschen konnte. Mir war es dabei zu Mut, als ob mir jemand, auf den ich lange gewartet, zurückgekehrt wäre; als hätte sich etwas, das einstmals mir gehörte und weggetrieben worden war, wieder zu mir zurückgefunden. Da gab es zu berichten aus der Schule im Institut Föhr in Ludwigsburg, wo Klein-Emma sich eigentlich nur im Deklamieren und Singen eine gute Note zu erwerben vermochte, aus der Tanzstunde, vom alten Invaliden Wagner, vom Singunterricht, von einem Ball, auf dem die früheren Tanzstünder sich herzugedrängt, von Ausflügen in die Mühle nach Neckargröningen und anderem.

Jetzt aber, bei der Arbeit durchs „Schwitzgäßle“, galt das Erzählen dem Asperg. Seit sie überhaupt Erinnerung

habe, fuhr Emma fort, nehmen die Gänge auf den Asperg eine hervorragende Stelle ein. Mit Rucksack und Korb versehen, mußten sie und der Bruder aus dem väterlichen Garten in Ludwigsburg allerlei Gemüse und Obst der Tante auf den Berg tragen. Aber dies Wandern sei doch immer eine Lust gewesen; namentlich, wenn am alten Festungstor der Schreiber die Namen der Eintritt in die Festung verlangenden Kinder in ein dickes Buch eingetragen. Auf den Wällen und im Graben sei es herrlich, sich herumzutreiben; oftmals aber hätten sie sich zum Tor hinausgestohlen, um nochmals die Sonne zu erleben, beim Hereintreten die Namen eintragen zu sehen.

Indessen schritten wir selbst durch das Festungstor. Rechts von demselben geht es zum Wall hinauf und wir standen vor dem kleinen Häuschen der Tante, an das ein Gärtchen stieß, dessen schmale Pfade durch steinerne Kanonenkugeln eingefaßt waren. Links der alte Torturm, breitschultrig, fast gebückt; niedrige Giebel auf knappem Raume; alles wie im Märchen winzig ineinander geschachtelt, mit den Spinnweben und dem Staub der Jahrhunderte bedeckt. Da öffnet sich die niedere Haustüre, im dunklen Gang geht es treppauf, treppab; schmale Stiegen bringen die kleinen Stuben miteinander in Verbindung, überall dunkle Ecken und verborgene Winkelchen. So treten wir endlich bei der Großtante ein in der mit Blumenstöcken verdunkelten niedrigen Stube.

Nein, es ist nicht die Großtante selbst, es ist ihre Tochter, Tante Gottlieb, die auch schon ihre Siebzig hat. Aber da kommt ja die Großtante langsam durch die enge Tür herein. Auf der Schwelle bleibt sie etwas stehen, wie wenn sie von langem Marsch ausruhen wollte, und die Türpfeiler werden zum Rahmen für ein eigentümlich Bild. In tausend und tausend klare Fältchen hat sich ihr Antlitz gelegt, um das ein paar dünne, schneeweiße Locken fallen.

Viel weiß uns die noch ziemlich geistesfrische Alte von ihrem Leben zu erzählen, das mit Ausschluß ihrer ersten Jugendjahre ganz dem Berg angehört. Noch lebte treu in ihrem Gedächtnis, wie die französischen Republikaner 1796 zerlumpt und unordentlich sich in Stuttgart einquartierten; genau erinnerte sie sich des Marshalls Ney und des Prinzen Murat mit all seinem Prunk, des glänzenden, kaiserlichen Heeres; nur von ferne konnte sie einen Blick auf den mit abgöttischer Verehrung betrachteten Napoleon erhaschen.

Vom Verloben und Heiraten war ja die Rede, und so brachte die Großtante ihre alten Briefe zum Vorschein: wie ihr Gatte, des Lammwirts und Posthalters Heimerdinger Sohn aus Weil im Schönbuch, sich als geprüfter Arzt ausgewiesen, wie vor mehr als siebenzig Jahren die Familien Heimerdinger aus Weil und Ebner aus Stuttgart sich mit einer Grandezza gegenübertraten, als wären sie Fürstengeschlechter, und sich gratulierten, „durch diese Mariage in dero schätzbarste Freundschaft aufgenommen und in solche einverleibt zu werden“. Höflich jung geworden sei sie noch einmal, erzählte die Großtante, als das 1. Jägerbataillon seine Garnison auf dem Asperg erhalten habe. Fast alle Tage die schmetternde Musik und das frische Treiben der Jäger. Das habe sie an alte Zeiten erinnert. An ihrem Geburtstag gar, da seien die Offiziere zum Gratulieren gekommen und die Musik habe vor ihrem Fenster, extra für sie, gespielt. Ja, es sei wahr, die Offiziere hängen treu an ihr, und auch ihre Verwandten in Stuttgart erfreuen sie durch häufige Besuche. Aber jetzt seien eben die Jäger nach Mergentheim veretzt worden. Mit ihnen sei ihre Hauptlebensfreude, die Musik, zum Tore hinausgezogen. Es werde immer öder hier oben, dann und wann höre man trommeln; aber das sei nichts. „Der Asperg ist noch mein Tod!“ schloß die fast Hundertjährige. — Es ist rührend, sich vorzustellen: dieselbe Soldaten-

frau, die im März 1812 am Festungstor Abschied nimmt von dem nach Rußland ziehenden Gatten, blickt fast sechzig Jahre später der durch dasselbe Tor abziehenden Musik nach, die das letzte Stück Lebensfreude mit sich nimmt.

Nach allem, was vorhergegangen war, erschien eine Agitation gegen die preußische Vorherrschaft, gegen das preußische System überhaupt, insbesondere gegen das neue Kriegsdienstgesetz als kinderleichte Arbeit. Von den Zeiten des deutschen Bundes her galt es als selbstverständlich, daß jeder mannhaftige Liberale Front machte gegen diesen Bund und gegen jegliche Art von Regierung, die mit dem alten Bund zusammenhing. Nun aber hatte sich das Eigentümliche ereignet: der deutsche Bund, der Gegenstand jeder Anfeindung, war verschwunden; der einzelne süddeutsche Kleinstaat erschien als isoliertes, selbständiges Ganzes. Um diesen Staat der demokratischen Volkspartei und zugleich den Großdeutschen in die Hände zu spielen, galt es, ihn noch mehr zu isolieren, ihn jeglicher Anlehnung an den Norden zu berauben. So ergab sich die wunderliche Erscheinung, daß diejenigen, welche vor kurzem die Throne als mit der Freiheit unvereinbar erklärt hatten, sich schützend um sie scharten und ein mörderisches Geschrei erhoben über die durch Preußen bedrohte Selbständigkeit der Fürsten.

Oswienau schreibt aus dem Jahre 1830: „Die deutsche Nation lebt so ausschließlich in der Opposition gegen die Regierungen, daß sie sich mit jeder Auflehnung solidarisch fühlt und konkret-politischen Überlegungen keinen Raum gibt.“ — Heute setzte man sich aus Leibeskraften gegen den Staat zur Wehre, wenn er Anlehnung und Schutz suchte, wenn er Licht in den Dämmer brachte, um für die Zukunft aller Selbsttäuschungen überhoben zu sein.

Wohl nirgends gibt es so viele weiche Mütter und Väter als in Württemberg. Selten auch wird sich eine Truppe finden, in der ein solch raffiniertes Ausbeutungssystem des väterlichen Hauses und der Anverwandten besteht, wie bei den württembergischen Regimentern. Die unglaublichsten Vorwände und Klagen werden hervorgesucht, um immer wieder Geld herauszupressen. Väter, Mütter, zärtliche Tanten und Mädchen darben, um dem „armen Soldaten“ etwas Tüchtiges zuschieben zu können. Der nur einigermaßen Wohlhabende läßt sich gerne sehen; der ärmere aber will sich auch nicht lumpen lassen. Das Alles hat eine verhaßte Selbstbesteuerung geschaffen, welche Tausenden von Familien je eher je lieber die Befreiung von allem und jedem Militärwesen als höchst wünschenswert erscheinen ließ. In Preußen, wo Väter und Großväter schon Soldaten waren und sich nicht loskaufen durften, weiß man die wirklichen Bedürfnisse von den eingebildeten besser zu unterscheiden und geht sparsamer zu Werk. Ich habe später in der vielfach gemischten Garnison Straßburg in Erfahrung gebracht, daß das einzige württembergische Regiment so viel Geldsendungen erhalte, als alle übrigen Regimenter zusammen.

Gegen das Kriegsdienstgesetz gab es einst auch in Preußen eine mächtige, mit Leidenschaft geführte Bewegung. — Vor dem Zusammenbruch des Jahres 1806 hatte man die Armee in Preußen als eine alte ehrenwerte Maschine betrachtet. Zu gewöhnlichen Zeiten stellte man das respectable Rüstzeug in den Winkel. Manchmal aber zog man es hervor, putzte es blank und zeigte es der bewundernden Welt. Erst die Entdeckung des Jahres 1806 öffnete die Augen: eine brauchbare Armee dürfe nun und nimmermehr ein toter Mechanismus, eine Maschine sein; sie lebe vielmehr als ein vielgliedriger und nicht allzuleicht zu behandelnder Organismus. Und noch eine weitere Erkenntnis kam dazu:

dieser Organismus bestehe aus Einzelnen und jedem dieser Einzelnen komme ein persönliches Recht und eine sorgfältige, ganz auf ihn zugeschnittene Art der Ausbildung zu.

So kam man in Preußen zur allgemeinen Wehrpflicht, in der die Rettung des Vaterlands lag. Im Sommer 1815 aber, nach der zweiten Einnahme von Paris, kehrte allerwärts auf dem deutschen Boden Ruhe ein. Mit ihr rüsteten in Preußen die Gegner zum Sturmloaf gegen die allgemeine Wehrpflicht. Man steckte die Köpfe zusammen, in den Städten, bei den Junkern, in der Bureaokratie. Zeit sei es doch endlich, zur Vernunft zurückzukehren; was solle es denn heißen, die Söhne des Volkes mitten im Frieden drei Jahre bei der Fahne zu behalten? Als etwas Widersinniges erscheine es, den Sohn reicher Eltern, den Sprößling eines vornehmen Hauses, in Reih' und Glied neben den Sohn des Arbeiters zu stellen. Zu richtigen Grundsätzen solle man zurückkehren, die Soldaten werben wie ehemals, oder aber sie ausheben nur bei den niederen Klassen; die Söhne der Städtebürger und der bevorzugten Stände seien mit den neuen ideologischen Albernheiten zu verschonen.

Damit lärmten allen voran die ehemals Privilegierten: die großen Städte, die Beamten und der Adel in Sachsen, Pommern, Ostpreußen, in der Mark. Wenn es gelte, dann wolle man gerne ausziehen, aber mit Übungen in Friedenszeiten solle man sie in Ruhe lassen. Man mühte sich ab, den Wert militärischer Vorbildung so gering als denkbar hinzustellen; drei Tage Übungen im Jahre genügen für die vornehmen Söhne. „Unzweifelhaft kommt der Geist vom Jahr 1806 allmählich wieder empor im preußischen Volk und in der Armee“ — so klagt Gneisenau und schickt sich an, den Schauplatz zu räumen und von jedem Amt zurückzutreten.

Das veranlaßte den Kriegsminister Boyen zu seinem Brief vom 31. Januar 1816 an Gneisenau: „Recht trübe hat

mich Ihr Entschluß gemacht und ich muß bekennen, daß mich Ihr Vorhaben, auszuscheiden, schwer niederdrückt. Soll ich denn allein den Kampf führen? Ob man nicht alle Dinge womöglich auf den Standpunkt vor dem Jahr 1806 zurückführen könne, das ist der Zweck der Gegner. Schon gibt es Menschen, welche die Prinzipien der alten Wehrverfassung zu preisen anfangen, und so geht es durch alle Lebensverhältnisse durch. Die Erfahrungen der Jahre 1806 bis 1816 sind diesen Sündern keine Lehre gewesen. Mit dem Prunk sogenannter treuer Gesinnungen verdecken sie ihr Streben nach eigenem Vorteil und ihr Eldorado ist die diesem Gelichter so behagliche Rückkehr des Reiches der Dummheit.“

Durchs ganze 19. Jahrhundert haben nur zwei europäische Staaten die allgemeine Wehrpflicht als einen besonders wertvollen Besitz sich gerettet: Preußen und die Schweiz; jenes mit langer, dieses mit kurzer Ausbildungszeit. Zwischen den beiden Systemen lagen jetzt, seit 1866, die süddeutschen Staaten. Vertragsmäßig hatten sie sich ja schon an Preußen gebunden, und das für Württemberg neue Kriegsdienstgesetz vom März 1868 lehnte sich an das preussische System an. Die preußenfeindliche Demokratie setzte nun aber das ganze Land in Bewegung, um eine Massenerklärung gegen das Kriegsdienstgesetz zu erzielen und mit diesem Schwergewicht auf Landtag und Regierung zu drücken.

Dabei knüpfte man an die vielverbreitete Vorstellung an, daß eine Ausbildungszeit von einem Jahr, für die Infanterie wenigstens, vollauf genüge, wenn diese Zeit auf die verschiedenen Bildungsperioden zweckmäßig verteilt werde. So könne man mehr Leute ausbilden und doch noch etwas am Militäretat ersparen. Ein Gedanke, der vielleicht im Lauf der Jahrzehnte, wenn in zwanzig Jahren das Deutsche Reich achtzig Millionen Einwohner zählt, in vorsichtige Erwägung gezogen werden wird. Andere Stimmen aber verlangten, daß

ein Monat Präsenzzeit festgesetzt werde, daß überhaupt das Militärwesen abzuschaffen sei.

Man wurde nicht müde, immer wieder das Bild des Südbundes heraufzubeschwören, trotzdem niemand recht an die Fleischwerdung dieses Gedankens glaubte. Südbund und Volkswehr dienten als Schlagwörter, mit denen man sich leidenschaftlich im Kreise herumdrehte. Und wenn es je zum Schlagen komme, tröstete man sich in den Volksversammlungen, werde der Krieg selbst Lehrmeister genug sein, um das Volksheer des Südbundes in die Geheimnisse der Kunst einzuweihen und unüberwindlich zu machen. Da hatte man also die alte Geschichte wieder: das Warten auf die kriegsmäßige Umgestaltung während des Krieges selbst. O, wie lang hatten wir im Sommer 1866 auf diesen Zeitpunkt gewartet! Die Konfusion und die Unsicherheit waren nur immer größer geworden.

Dem militärrartigen Streben wurde denn auch entgegengehalten: auf eine rasche und große Entscheidung solle ein moderner Krieg auf mitteleuropäischem Kriegsschauplatz hinielen. Deshalb müsse dem, der sich den Sieg sichern wolle, schon von der ersten Stunde nach der Kriegserklärung, schon bei der Mobilmachung, der Vorteil der fertigen Schulung zur Seite stehen. Und die Stunde sei nahe, man solle nur hinüberhören über den Rhein, mit welchen Hoffnungen man dort das Chassepotgewehr und die Mitrailleuse betrachte; nicht mehr lange werde der Kriegsruf auf sich warten lassen.

Dies ewige Bangemachen mit dem Krieg, hielt man entgegen, sei ein plumpestes Manöver, um den preussischen Interessen zu dienen. Man solle sich nur an Oesterreich halten und das Volk bewaffnen, dann werde sich Frankreich schon befinden. Heute wissen wir, was Moltke am 14. Mai 1868 an seinen Bruder Fritz schrieb: „La France s'ennuye! und um es zu amüsieren, muß Europa in Brand gesteckt werden.

Einen auf so frivole Weise hervorgerufenen Krieg sollte man im 19. Jahrhundert für unmöglich halten, und doch stehen wir vielleicht unmittelbar davor. Alles hängt von dem Entschluß eines unschlüssigen Mannes ab, der die nationalen Leidenschaften fortwährend und absichtlich anstachelt, in einer Weise rüstet, daß das Land auf die Dauer das Budget nicht ertragen kann, der nicht abrüsten kann, ohne in der öffentlichen Meinung, besonders der Armee, zu Grunde zu gehen, und der diese Armee auf die Schlachtbank führen muß, um sie wieder los zu werden. Ich halte die Situation für sehr ernst.“

Den Adressensturm der württembergischen Demokraten gegen das Kriegsministerium zu beschwören und durch Konzeptionen im einzelnen das Wesen des Gesetzes zu retten, hielt man eine neue Kraft für geeigneter; zu Ende März 1870 übernahm General v. Suckow an Stelle Wagners das Kriegsministerium. — Was sollte nun werden? War es möglich, etwas zu schaffen, das alle befriedigte? Oder sollte der Hader hier im Winkel ewig währen?

Da, mit einemmale, braust durch die deutschen Lande der Schicksalsruf „wie Donnerhall, wie Schwertgeklirr und Wogenprall“, da wachsen alle deutschen Kontingente von diesseits und jenseits des Mains wie von selbst zu dem einen großen deutschen Heer zusammen, und dieses Heer krönt in Feindesland den siegreichen Hohenzollernkönig mit der deutschen Kaiserkrone, derselben, die der Bruder im Frühjahr 1849 zurückgewiesen. Und dieselben Gesetze, welche aus der Revolution und aus der Nationalversammlung der Jahre 1848 und 1849 hervorgegangen, bilden nun die Grundlagen für das Wahlrecht und die Verfassung im neuen Deutschen Reich.

Es ist ein eigentümlicher Kreislauf gewesen: die Revolution hatte diese Grundlagen geschaffen und dem deutschen Volk verkündigt; die Regierungen aber haben sie zurück-

gewiesen; unter den Trümmern der Revolution wurden sie begraben und vergessen. — Da kommt das Auferstehungsjahr, das Schillerjahr 1859; man beginnt nach den verlorenen Schätzen zu graben, man verlangt nach ihnen.

Wenige Jahre darauf, im Sommer 1863, sitzen die deutschen Fürsten in wohlwollender Behaglichkeit beisammen in Frankfurt auf dem Fürstentag. Es ist kein Mangel an Reformgedanken. Aber „unter faulen Äpfeln gibt's nicht viel Wahl“. Da zeigt die Regierung, welche dem Fürstentag fern geblieben, die preußische, ihre neue Flagge, den Anklang an die Gedanken der Verfassung aus den Revolutionsjahren; sie hat das Zauberwort gefunden.

Der Zweikampf beginnt, und nun, am 9. April 1866, dem großen Wendetag der Geschichte des deutschen Volkes, tritt Preußen deutlich hervor und bekennt sich zu den Grundsätzen der Verfassung vom Jahr 1849. Neu belebt erscheinen diese im Norddeutschen Bund und damit war der Kreislauf der Revolution vollendet.

Jetzt, in diesen Jahren zwischen 1866 und 1870, kamen viele alte Achtundvierziger, die Flüchtlinge aus den Jahren der Revolution, darunter Karl Schurz, aus Amerika herüber, um voll Begeisterung die werdende deutsche Einheit zu begrüßen, zu der die Aufrüttelung der Geister und die Gesetzgebungstätigkeit der Jahre 1848 und 1849 den Grund gelegt.

Die Stimmung der alten deutschen Freiheitskämpfer in Amerika war schon zu Ende der Sechzigerjahre dieselbe, wie sie im Frühjahr 1898 bei der fünfzigjährigen Gedenkfeier der deutschen Revolution in Chicago Wilhelm Rapp in seiner Rede zum Ausdruck brachte:

„Als beim unglücklichen Ausgang der Revolution jede Hoffnung auf ein freies und einiges Deutschland geschwunden schien, da hatte ein braver und patriotischer Demokrat in Stuttgart, J. G. Fischer, ein gefeierter Dichter, einen

wunderbar prophetischen Traum, den er damals in einem Liede: ‚Nur einen Mann aus Millionen‘ niederlegte:

Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zuhauf uns treibt im Schlachtenschweiß,
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß.

„Der Dichter hat richtig prophezeit. Nachdem 1849 die Revolution in Baden den letzten Schuß abgefeuert hatte, begann 1866 in Deutschland die Revolution von oben, aus der wenigstens ein kraftvoller deutscher Nationalstaat hervorging. Der vom Dichter vorausgesehene Mann hatte diese Revolution von oben in Bewegung gesetzt.

„Gegen jenen falschen deutschen Bund, den er als preussischer Vertreter so genau studiert hatte, begann jener ein Mann die kühne Revolution, die denselben in alle Winde verstreute. Eine Reihe deutscher Throne stieß er um, die der Revolution von unten getrotzt hatten; das Haus Habsburg, dieses größte Hindernis des deutschen Einigungswerks nach der Märzrevolution, machte er für Deutschland unschädlich, und dann schuf er, gestützt auf den Einheitsdrang der Nation, den starken deutschen Staat, erst bis an den Main, doch bald über den Main und den Rhein und über die Vogesen hinaus. Dieser Nationalstaat wurde zugleich ein Verfassungsstaat mit sorgfältiger Benutzung der früher durch die Revolution von unten geschaffenen, aber von oben verworfenen Reichsverfassung.“

Unsere Nation, welche alt und bewegungslos schien, ist wieder voll frischen, sprudelnden Lebens geworden durch einen tiefen Trunk aus dem Jungbrunnen, den die Besten der Nation, die Männer von 1848 und 1849, die von 1866 und die von 1870 und 1871, mit ihrem Herzblut fließen machten. Glückselig zu preisen ist das heutige, tatkräftige deutsche Ge-

schlecht, dessen Erinnerungen beginnen mit den Jahren 1870 und 1871, in welchen unsere Kämpfe der europäischen Welt den Frieden gegeben. Vor dem Glanz und Goldgefunkel dieser Jahre erblaffen die Zustände und Ereignisse, die vorausgegangen sind in dem Jahrzehnt 1859 bis 1869. Fern scheint zu liegen und fremd klingt heute, was aus ihnen berichtet wird, fast so fremd, wie das Märchen, das mit den Worten beginnt: „Es war einmal.“



Druck der
Union Deutsche Verlagsgesellschaft
in Stuttgart

Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart, Berlin, Leipzig

In unserem Verlage erschien:

Pfarrers Albert

Fundstücke aus der Knabenzeit

Von

Albert Pfister

In hübscher Ausstattung, elegant gebunden Preis 3 Mark



Herr Oberstudienrat Dr. J. v. Hartmann schrieb im Staatsanzeiger für Württemberg vom 12.11.01 über das Buch: Daß der Soldat und Geschichtsschreiber Dr. A. v. Pfister auch eine dichterische Ader in sich hat, ist den aufmerksamen Lesern seines „Deutschen Vaterland im 19. Jahrh.“, seiner „Burenbetrachtungen“ nicht entgangen. Jetzt dürfen die vielen, die ihn wertschätzen, ihn als Erzähler und Schilderer, als Poeten liebenswürdigster Art kennen lernen. Vom „Kinderparadies, dem weitläufigen, altpäterischen Pfarrhaus“ im Remstal, der Schule in dem nahen Waiblingen, und dann in der Residenzstadt, durch die Klosterschule in Blaubeuren mit seiner „Berge Kranz und wunderblauen Quelle“, in die Endwigsburger Kriegsschule und endlich das erste Leutnantsquartier in der Schillerstadt Marbach, ein durchaus nicht ungewöhnlicher Daseins- und Berufsanfang; aber der warmblütige, offenerzige Mann, der am beginnenden Lebensabend davon berichtet, tut es mit einer Gesinnung, einem Humor und Reiz der Sprache, die an zwei in den Kapitel-mottos gerne zitierte, Vischer und Gottfried Keller, erinnern. Ja, Pfarrers Albert wird durch diese erquickliche Gabe zu den vielen alten Freunden und Freundinnen zahlreiche neue gewinnen! Alle aber werden eine Fortsetzung der so glücklich begonnenen Mitteilungen aus einem vor andern sonnigen Leben mit Spannung erwarten.



J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. Stuttgart und Berlin

**Tagebücher des Generalfeldmarschalls
Graf von Blumenthal**

aus den Jahren 1866 und 1870/71

Herausgegeben von Albrecht Graf von Blumenthal

Mit 2 Porträts und einem Brief Kaiser Friedrichs in Facsimiledruck

Geheftet 5 Mark. In Leinenband 6 Mark 50 Pf.

Rudolf Camphausens Leben

Nach seinem schriftlichen Nachlaß dargestellt von

Anna Caspary.

Mit Camphausens Bildnis

Geheftet 8 Mark. In Leinenband 9 Mark

König Friedrich Wilhelm der Vierte

Von Herman von Petersdorff

Geheftet 4 Mark 50 Pf. In Leinenband 5 Mark 50 Pf.

Der Herzog von Reichstadt

Ein Lebensbild

Nach neuen Quellen von

Eduard Wertheimer

Mit sechs Lichtdrucken und einer Briefbeilage in Facsimiledruck

Geheftet 9 Mark. In Leinenband 10 Mark

